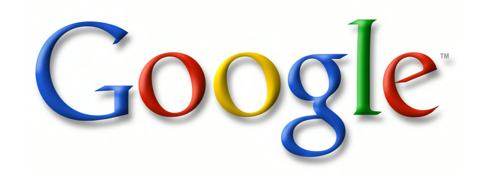
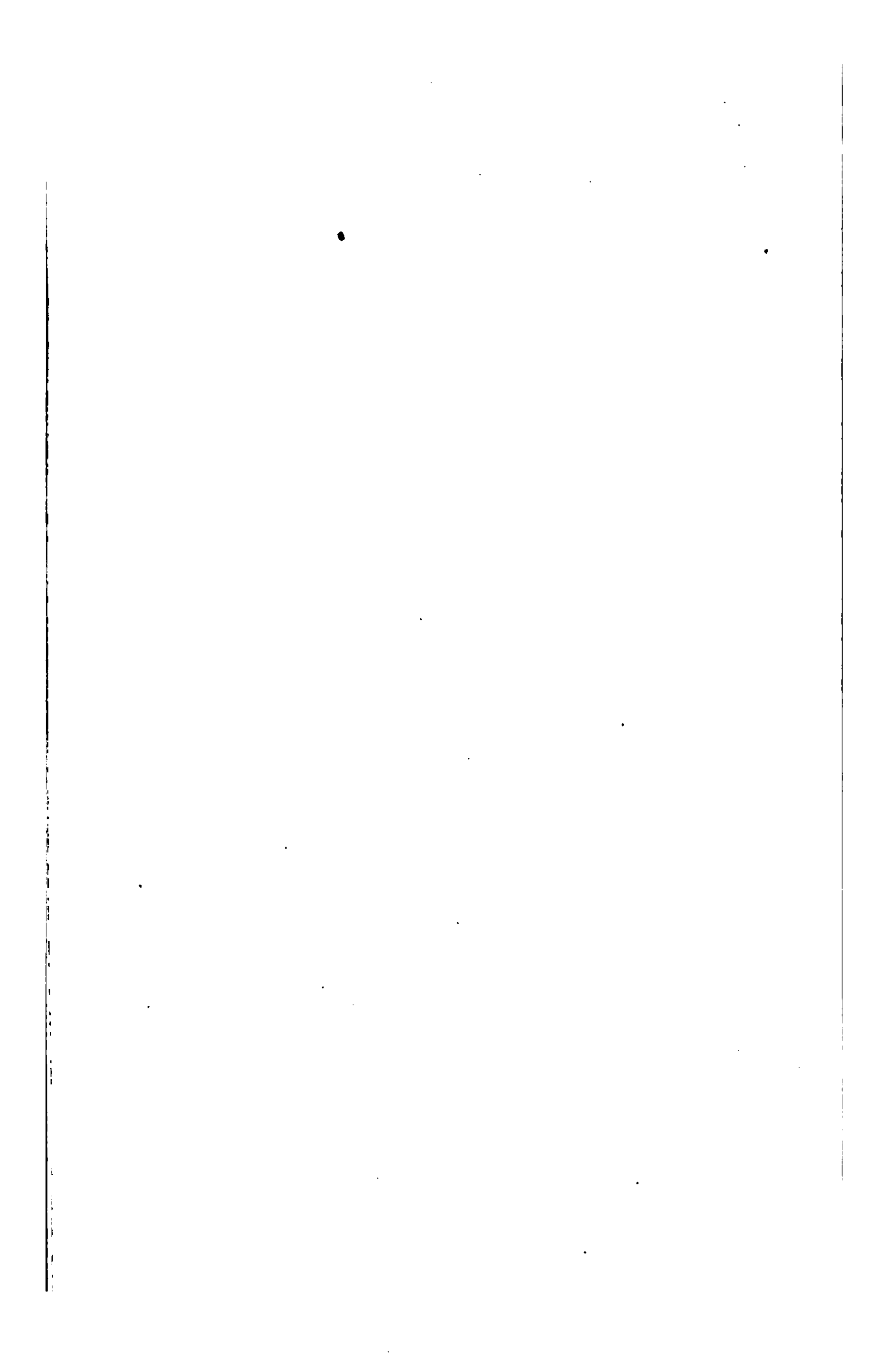





DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.







Mährchen

und

Sagen

des

Luxemburger Landes,

von

N. STEFFEN.



Luxemburg,
Druck und Verlag von V. Bück.

1853.


LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIV
-3 MAR 1943
OF

An mein Büchlein
(Statt einer Vorrede).

Siehe, da bist du geschrieben, mein gutes Büchlein! du sollst nun hinaus in die weite Welt, allwo es der lieblosen und feindseligen Herzen so viele, und der liebreichen und freundlichen so wenige gibt. — Ach! armes Büchlein! wie manche trübe und traurige Stunde wirst du vielleicht draußen erleben müssen! — Viele werden dir schon vielleicht deiner niedern Herkunft wegen gram sein; Anderen wird deine Sprache, und abermals Andern werden deine Grundsätze nicht gefallen: und du vermagst vielleicht bei dem besten Willen es unter hundert nicht Einem zu Dank zu machen.

Und dennoch hab ich alles für dich gethan, was ich gekonnt, habe für dich gesorgt und gewacht, habe dich mit vieler Mühe groß gezogen, habe alles willig entbehrt, damit es nur dir an nichts fehlen sollte: — und doch mein gutes Büchlein, muß ich mir jetzt mit Kummer gestehen, daß es dir noch an Vielem, ach! recht Vielem fehlt. — Nicht habe ich es vermocht dich in der Wirklichkeit so zu bilden, wie ich dich in meinen lieblichen Träumen geschaut; nicht vermochte ich dir die Vollkommenheit zu geben, in welcher du vor meinem Geiste gestanden. — Ach! ich bin so arm! — so gedrückt! — Der Mittel, welche mir zu Gebote standen, waren so wenige. — Selbst das unentbehrlichste, die Muße, ist mir nur karg und spärlich zugemessen. Du weißt es am besten, gutes Büchlein, wie oft ich noch mit dir beschäftigt war, wenn längst Alles um mich herum im tiefen Schlummer lag, und die Glocke auf dem Thurme längst Mitternacht geschlagen hatte. —Von der ersten Stunde

an warst du mir zu lieb, als daß ich dich hätte hinsterben lassen können: und dennoch will mir's zuweilen bedünken, als hätte ich uns beiden dadurch einen Liebesdienst erwiesen. Nun aber ist's zu spät: morgen schon mußt du hinaus unter fremde, theilnahmlose Menschen, welche sich vielleicht eine Lust daraus machen, uns beide durch kalten Spott und Hohn zu verschüchtern und zu betrüben;—doch der Wille des Herrn geschehe, mein liebes Büchlein! Mich soll das Bewußtsein trösten, treuherzig, aufrichtig und ohne allen Eigennutz das Gute gewollt zu haben; und du — — o, du tröstest dich leicht. — —

Bevor du aber gehst, möchte ich dir noch einige treugemeinte Lehren auf den Weg mitgeben, welche dir in deiner Unerfahrenheit vielleicht nicht ohne allen Nutzen sein dürften. —

Für's Erste, mein gutes Büchlein, säh ich's gern, wenn du harmlos und anspruchlos deinen Weg daher schrittest, und jeden Vorübergehenden mit deinem freundlichsten und treuherzigsten Lächeln begrüßtest. Schweige sanftmüthig und geduldig bei den Beleidigungen und Kränkungen, denen du ausgesetzt sein wirst, und suche nicht Böses mit Bösem zu vergelten. Allen lächle freundlich und liebreich entgegen, dem Freunde und dem Feinde.

Für's Zweite: bei einfachen, schlichten Bürgern und Landleuten kehre am liebsten ein, und verkürze denselben so angenehm du's vermagst die langen Abende des kommenden Winters. Vor Allem aber sei freundlich gegen die holden Kleinen gesinnt, und bringe ihnen von ihren guten Freunden, den Wichtellein, und von mir tausend herzliche Grüße.

Für's Dritte: hüte, o mein Büchlein! hüte dich wohl vor jener boshaften hohläugigen Fee, Mißgunst genannt, welche dir unter dem erborgten Namen „Kritik" überall nachstellen wird. Denn siehe, die widrige Hexe möchte, weil sie selbst nichts Ordentliches hervorzubringen im Stande ist, mit giftigem Zahn jedes Werk der Andern zernagen und zernichten.

Sie wird schonungslos jeden deiner Fehler aufdecken, wird sogar deren finden wo keine sind; dein Gutes aber wird sie absichtlich zu verhehlen, oder doch, so viel ihr möglich, zu verringern suchen. — Solltest du aber auf deinem Wege der wirklichen Kritik begegnen, welche (obwohl sie bisweilen auch ein wenig mürrisch und grämlich dreinsieht) eine gutmüthige, verständige und redliche Frau sein soll: dann mögest du — nicht schmeicheln, nicht kriechen — aber genau auf alles Acht geben, was sie dir sagen wird, damit — wenn du einst zurückkehren wirst — du es mir wieder sagen kannst: denn siehst du, die Lehren der würdigen Frau Kritik dürfen und wollen wir nicht unbeachtet lassen. — —

Für's Vierte, wär's mir auch ungemein lieb, wenn du den geraden, treuherzigen Luxemburger, für welchen du — (wie das deine vielen volksthümlichen Ausdrücke zur Genüge darthun) — ja hauptsächlich geschrieben bist, nicht allein unterhalten, sondern auch belehren und unterrichten wolltest. Keine süßere Freude gäb's für mich auf dieser Welt, als wenn ich vernähme, du habest auf deiner Wanderung auch hie und da ein Körnlein des Segens, ein Körnlein des Heils ausgestreut. —

Und nun magst du gehen, mein Büchlein, und Gott möge dich in seinen heiligen Schutz nehmen. Möchtest du doch nur von den Wenigen gut aufgenommen werden, welche noch immer mit kindlichfrommem Gemüth, mit reinem gefühlvollen Herzen am Schönen, Guten, Wahren und Heiligen, an Gott, an der Natur, an der Tugend und am Vaterlande festhalten: wie ruhig wollte ich da zusehen, und wenn dich auch die ganze übrige Welt haßte und verfolgte.

Straßen, im Erntemonat 1853.

Der Verfasser.

Dort wo der grauen Vorzeit schöne Lügen,
Sich freundlich drängen um die Phantasie,
Dort ist es- meine Sehnsucht kann nicht trügen,
Dort ist das Land der schönen Poesie.

Vater Rhein.

Sagen und Mährchen

des

Luxemburger Landes.

Die Sage

von der Erbauung des Schlosses Lützelburg.

Vor etwa 900 Jahren stand der gewaltige Fels, auf welchem während mehreren Jahrhunderten das Schloß Lützelburg gestanden, und welchem man den Namen „Bock“ gegeben, noch gänzlich unbewohnt. Das Thal, welches sich in einem weiten Bogen um denselben herumzieht, und welches gegenwärtig die Vorstädten Grund, Clausen und Pfaffenthal einnehmen, lag öde, und Baum und Gesträuch bedeckte die Räume, wo sich heute fruchtbare Gärten neben wohlgebauten Häusern hinziehen, und dem Auge des Lustwandlers den erquickendsten Anblick gewähren. Der erhabene Scheitel des Bockfelsens war von den grauen, düster-aufstrebenden Ruinen einer alten Römerburg bedeckt, welche

im 3ten Jahrhundert Galienus der Römer hieher hatte aufführen lassen, um seine Legionen vor den tapfern Urvölkern, mit denen er Krieg führte, zu sichern. Klagend ob ihrer Einsamkeit, irrte im Schatten hundertjähriger Eichen Melusina, die Elfe der Alzette, durch die Thale dahin, sich sehnend nach der Nähe der Menschen, welche sie gar gerne mit ihren freundlichen Gaben beglückt hätte, die aber immer noch ihre Einsamkeit flohen.

Um diese Zeit lebte auf seiner Burg, zu Körig, einem Orte etwa dritthalb Meilen von Luxemburg entfernt, ein edler Ritter, Namens Siegfried. Er war der Sohn des mächtigen und wohledlen Grafen der Ardennen, und Herr verschiedener Gauen im Lande Luxemburg, so namentlich von Körich und von Feulen.

Dieser ließ sich's beikommen, den gewaltigen Bockfelsen mit seinem graulichen Burggemäuer durch Tausch an sich zu bringen, und dies zwar für den hohen Preis seiner schönen und einträglichen Herrschaft Feulen.—

Männiglich staunte ob diesem unklugen Handel, und die edlen Ritter und Herrn, seine Nachbarn, wandten sich ab von Herrn Siegfried, sintemal sie ihn seines sonderbaren Tausches wegen für thörigt hielten; und Niemand schoß ihm die Gelder vor, deren er zur Erbauung einer neuen Burg auf dem Bockfelsen bedurfte.——

Aber thörigt war Herr Siegfried eben nicht. Nur die heiße Liebe zu der holdseligen Melusina, welche er, als er auf der Jagd sich eines Tages in die Felsenthäler der Alzette verirrt, in ihrem ganzen Liebreize erblickt hatte, konnte ihn bewegen, sein schönes Feulen gegen den öden Bockfelsen und dessen waldige Umgegend zu vertauschen.——

Darum wurmte den edlen Ritter das Benehmen seiner Nachbarn gar sehr; und er wurde seines Tausches kaum froh. Er hatte auf dem schwindelnden Felsen nicht allein eine ganz neue Burg aufzubauen, sondern er mußte vor Allem die Wegräumung der Ueberreste des alten aber noch immer sehr festen Römerwerkes besorgen: und leer war seine Truhe und sein Credit, wie gesagt, gesunken.—

Während ganzer fünf Jahre vergeudete der gute Herr seine Zeit damit, die Baumeister zu Rathe zu ziehen, Pläne zu machen, Kostenanschläge für die gehörige innere Ausstattung seines zu bauenden Schlosses zu entwerfen, so daß nichts zu thun übrig blieb, als Hand ans Werk zu legen: aber auch jetzt noch kam eben so wenig das Geld als der Credit, weßwegen sich der Herr von Körich gewaltig ärgerte, und wohl auch nicht unterließ, bisweilen baß zu fluchen und den Bösen im Zorne anzurufen.

Und siehe! Meister Urian, der nicht leicht vergeblich nach sich rufen läßt, erschien eines Tages, oder vielmehr eines Nachts, wirklich dem Ritter und grinste:

— Da bin ich! was willst du von mir?

— Ich! — von dir! — staunte der betroffne Herr, dich hab' ich nicht gerufen, daß ich wüßte. Aber, setzte er schnell besonnen hinzu, nichts destoweniger kannst du, wenn du eben bei Laune bist, mich aus einer leidigen Verlegenheit ziehen, und mir dadurch einen großen Dienst erweisen.

— Dieses hängt blos von dir ab, versetzte der Böse: willst du mir deine Seele verschreiben, so magst du über meine Macht verfügen.

Nach einigem Bedenken sprach Herr Siegfried:

Wohlan, so merk' wohl auf! Ich möchte, daß du mir so bald als möglich folgende fünf Wünsche gewährtest:

Erstens: meine Truhe sei bis oben an mit gutem Golde angefüllt; —

Zweitens: Die Ruinen und der Schutt der alten Römerburg auf dem Bockfelsen seien bis auf das letzte Stäubchen weggeräumt; —

Drittens: An der Stelle des alten Gemäuers erhebe sich eine neue Burg nach dem Plane, den du hier sehen kannst; —

Viertens: Diese Burg sei mit derselben Pracht und in demselben Geschmacke verziert und ausgestattet, wie der Palast des Königs Lothar; —

Fünftens: Eine schöne und bequeme Heerstraße ziehe sich von meinem Schlosse zu Körich bis vor das Thor meiner neuen Burg auf dem Bockfelsen. —

Und kannst und willst du mir nun diese fünf Wünsche gewähren, so sei von heute an über dreißig Jahre (es war eben der Vorabend von Mariä Himmelfahrt des Jahres 968) meine Seele dein.

Halt! gegenredete Meister Urian, verständigen wir uns vorerst baß, Herr Ritter. Ich mag nicht, daß unsere Uebereinkunft irgendwelche Zweideutigkeit zulasse. Allzuofft bin ich schon geprellt worden, als daß ich nicht nachgerade klug geworden wäre. Wenn ich mich anheischig mache, noch heute allen deinen Forderungen zu genügen, so verlange ich dagegen, daß mir von dieser Stunde an deine Seele gehöre, unbeschadet jedoch einer dreißigjährigen Frist, nach deren Verlauf erst mir deine Haut anheimfallen soll.

—Topp! es sei, sprach Herr Siegfried, ohne sich lange zu bedenken.

—Dann Valet, grinste der Böse; aber vergiß mir ja nicht den 14ten August des Jahres 98!

Und weg war er.———

Am folgenden Tage, in aller Frühe schon, verließ Herr Siegfried mit seinen Leuten und seinem ganzen Gefolge seine Burg, zu Körich, um zu sehen, ob und wie der Böse seinen Verpflichtungen nachgekommen sei. Und siehe! eine prächtige Heerstraße, nach Art der Römer gebaut, ebnete sich vor seiner Sänfte dahin und machte ihm und seinem Gefolge die Fahrt nach dem Bockfelsen leicht und angenehm. Auf dem Felsen aber, der gestern noch so öde und wüst da gelegen, stand ein Schloß mit aller nur möglichen Kunst und Sachkenntniß aufgeführt, und innerlich und äußerlich mit so viel Pracht und Geschmack verziert und ausgestattet, als Herr Siegfried es kaum im Traume zu denken gewagt. Und als der gute Herr noch zuletzt des großen Haufen blinkenden Goldes in seinen Kasten ansichtig ward, da mußte er eingestehen, daß man sich seiner Verbindlichkeiten nicht wohl besser und redlicher entledigen könne, als dies hier Herr Urian gethan.——

Nachdem sich Herr Siegfried recht bequem auf seiner neuen Burg eingerichtet hatte, dachte er, der Vergangen-

heit und der Zukunft uneingedenk, nur daran, wie er die Gegenwart recht benützen, und seines Lebens froh werden wolle. Seine vielen Schätze verwendete er zur Vergrößerung seines Gebietes und zur Erweiterung seiner Macht; er legte den Grund zur Stadt Luxemburg mit ihren Vorstädten, und gründete hier eine neue Oberherrlichkeit mit dem Titel des Grafen der Ardennen.

Die schöne Melusina, von welcher wir später ein Mehreres berichten werden, hatte er als eheliches Gemahl heimgeführt, und aus dieser Ehe mehrere Kinder bekommen, wovon der älteste Sohn, Namens Friedrich, ihm in der Grafschaft Luxemburg folgte, ein zweiter, Gilbert, Herr des Moselgaues, ein dritter Bischof zu Trier und ein vierter Bischof zu Verdün wurde. Seine Tochter aber ward durch ihren Gemahl, den Herzog Heinrich von Bayern, deutsche Kaiserin, und später noch weit berühmter unter dem Namen der heiligen Kunigunde.

Wir sehen aus allem diesem, daß es dem Herrn Siegfried an zeitlichem Segen nicht gebrach. Aber er war auch im Grunde ein guter Christ und ein wackrer Degen; und nur seine allzugroße Liebe zu der holdseligen Elfe hatte ihn zum Pakte mit dem Bösen hingerissen, den er oft herzlich und gewissenhaft bereute. Beweis hiefür ist, daß er, zur Sühnung seiner Frevelthat, das prächtige Basilicum zu Echternach errichten ließ, und das Armenhospital in derselben Stadt stiftete; daß er ferner der Abtei Skt. Maximin in Trier eine Schenkung machte mit einem Hause, welches er auf dem Gebiete von Mersch besaß; daß er überdies am Fuße seines Schlosses die schöne Kapelle zu unserer lieben Frau, der Tröſterin der Betrübten, erbaute, und endlich noch eine Menge anderer frommer Stiftungen machte, ohne zu erwähnen, daß er seine Kinder so fromm und christlich auferziehen ließ, daß, wie schon gesagt, zwei seiner Söhne Bischof, und seine Tochter eine Heilige warden. — — —

Doch rückte unterdessen die Zeit mit Siebenmeilenstiefeln voran, und mit ihr nahte der unheilschwere Termin, der

dreißigste Jahrestag, der Vorabend von Mariä Himmelfahrt des Jahres 98.

Graf Siegfried, welcher nicht zu denken wagte, daß ihn der Böse etwa vergessen haben dürfte, war eifrig darauf bedacht, sich vor den entsetzlichen Folgen seines Paktes zu sichern. Am bestimmten Tage und zur festgesetzten Stunde hatte er eine bedeutende Anzahl der edelsten Ritter und der würdigsten Geistlichen aus der Nachbarschaft zu einem Feste um sich versammelt, ohne ihnen jedoch irgend welche Mittheilung über seine mißliche Lage gemacht zu haben. Die Wachen des Schlosses waren verdoppelt; jeder Fremde wurde am Thore angehalten, und jeder Unbekannte abgewiesen: und nachdem sich Graf Siegfried auf solche Weise vor jeder Ueberrumplung gesichert zu haben glaubte, suchte er sich im Strudel des rauschenden Festes zu betäuben. — —

Seinerseits hatte Meister Urian nicht gezögert, sich vor der Schloßbrücke einzufinden, war aber von der aufmerksamen Thorwache barsch abgewiesen worden. Deß ärgerte sich der Böse gewaltig, und er vermaß sich hoch und theuer, den meineidigen Sklaven, — so nannte er den edlen Ritter — auf eine empfindliche und Aufsehen erregende Weise für seinen Verrath zu züchtigen. — — —

Und siehe! plötzlich erschien im festlich erleuchteten Rittersaale, allwo sich eine fröhliche Menge bunt durcheinander bewegte, ein Ritter von riesenhafter Leibesgestalt. — Niemand im ganzen Saale erinnerte sich ihn je gesehen zu haben. — Sein Auftreten war stolz, und Aufmerksamkeit heischend durch äußerste Pracht und Glanz. — Sein Helm funkelte im Glanze von tausend Edelsteinen, unter seinem scharlachrothen Mantel erglänzte im Lichte der Diamanten, welche daran als Einfassung dienten, ein prächtiges Oberkleid von Goldstoff, und ein kostbarer Halsschmuck, welcher ihm bis auf die Brust herabfiel, vervollständigte diese Anzeichen seiner Macht und Oberherrlichkeit. — —

Noch suchte sich ein jeder im Stillen das Erscheinen des geheimnißvollen Unbekannten zu erklären, als dieser, sich an die Versammlung wendend, also begann:

— Wohledle Ritter und Herrn! ich erscheine allhier in dieser höchstwürdigen und glänzenden Gesellschaft, damit mir kund werde von euch, ob man billiger Weise auf einen Ritter zählt, der sein ritterlich Wort und Eid verpfändet hat! — —

— Ei freilich! war die einstimmige Antwort.

Graf Siegfried erblaßte und stand verstummt.

— Und, fuhr der geheimnißvolle Fremde fort, betrachtet man nicht als ehrlos den Ritter, der, wortbrüchig, seiner feierlichsten Zusage auszuweichen, und sich seiner heiligsten Verpflichtungen zu entziehen strebt? — — —

— Ei gewiß! war die zweite allgemeine Antwort.

— Wohlan Siegfried, Graf von Lützelburg! donnerte der riesige Ritter den leichenblassen Burgherrn an, so hast du wider die Ritterehre gehandelt, und du gehörst auf rechtmäßige Weise der Hölle an, welcher du vor dreißig Jahren deine Seele verschrieben hast. — —

Und plötzlich verschwindet der reiche Anzug des Fremden, — das Ungeheuer der Finsterniß erscheint in seiner ganzen scheußlichen Nacktheit, — — seine scharfen und gewaltigen Krallen recken sich aus nach dem Grafen! — — sie erfassen ihn! — — und — o weh! — sie zerren ihn hinab in den grausenhaften Schlund, der sich vor seinen Füßen öffnet! — — — —

Ein ekelhafter Schwefeldampf erfüllt das Gemach, und Grausen und Entsetzen malt sich auf den Gesichtern aller Anwesenden. — — —

Ein alter, ehrwürdiger Abt aber will gesehen haben, wie beim Verschwinden des Grafen eine weiße, luftige, geisterhafte Gestalt emporgeschwebt sei, welche die Seele dem Bösen entrissen, und selbige in die Wohnungen des ewigen Friedens hinübergeleitet habe.

Wie dem auch sei, der 14te August, an welchem Graf Siegfried das Zeitliche gesegnet, ist für das Haus Luxemburg lange ein bedeutsamer Tag geblieben: sechzig Jahre nachher starb an eben diesem Tage Siegfrieds Enkel, Gilbert; und Conrad, der Enkel Gilberts, starb ebenfalls am 14ten August 1086.

II

Die Sage

von der schönen Melusina, der Elfe der Alzette.

Wenn heut zu Tage der Luxemburger aus den Thoren seiner Vaterstadt schreitet, um sich auf einem Spaziergange der herrlichen Umgegend derselben zu freuen, so denkt er wohl selten daran, daß diese reizenden Thäler, diese mit üppigem Pflanzenwuchse bekleideten Anhöhen, vor etwa neun hundert Jahren noch öde und unangebaut lagen, und daß sich damals in den kühlen Wellen der Alzette nur Hirsche und Rehe, Wölfe und Wildschweine labten. —

Um diese Zeit war es um den Bockfelsen, wo heute geschäftiges, reges Treiben vieler tausend froher Menschen herrscht, einsam und stumm; es hallte nicht hier die Axt des Zimmermanns, nicht der Hammer des Schmiedes oder des Maurers; hier schwieg Hobel und Säge, Meißel und Feile, Blasebalg und Schmiedehammer. Düsteres, epheuumranktes Gemäuer einer längst verfallenen Römerburg bedeckte, über die Gipfel hundertjähriger Eichen hervorragend, den hohen Scheitel des Bockes, und einsam durchirrte der Schutzgeist der Gegend, die Elfe der Alzette, die schattigen Thale der Umgegend. — —

Sehnsuchtsvoll erklangen ihre Lieder mit Äolsharfenklang vermischt durch die mit wilden Blumen besäeten Thälchen, nur belauscht von dem Hirten, der bis hieher das verlorne Lamm aufsuchte, oder von dem rüstigen Jägersmann, der, die Spur des flüchtigen Wildes verfolgend, sich hier in den Felsenthälern verirrt hatte. Voll geheimen Schauers enteilten diese jedoch dem Orte, wo, wie es ihnen bedünkte, die Felsen und Bäume solche zitternde, wehmüthige, geisterhafte Weisen ertönen ließen.

Und einsam wie immer sang die Elfe:

— Wohl sind lieblich diese Thälchen,
Rein und mild ist ihre Luft,
Munter singt's im Buchenwäldchen,
Sanft erquickt der Pflanzen Duft.
— Diese Auen sind mit Blüthen
Bunt und duftig übersät,
Tausend muntre Vöglein brüten
Und ein laues Lüftchen weht.
— Munter zieht des Flusses Welle
Durch die grünen Thäler hin,
Und es spiegelt rein und helle
Manches Blümchen sich darin.——
— Aber, ach! von jener Halde
Tönt kein froher Menschensang,
Und die Echo dort im Walde
Wandelt stumm den Fels entlang.
— Keines Hirten Fuß beschreitet
Dort die grüne Wiesenflur,
Nur der Waldesschatten gleitet,
Still dahin auf öder Spur.
— Keine heitern Kinder pflücken
Sträuschen hier am Silberbach,
Und der Jugend froh Entzücken
Singt Auroren nimmer wach.
— Schützend weil' ich hier und wollte,
Ach! so gerne Segen streu'n,
Friede nur und Wonne sollte
Hier im Thale heimisch sein:
— Aber wen soll ich beglücken,
Wo kein denkend Wesen wohnt?
Wo das feurige Entzücken
Guter Menschen mir nicht lohnt?
— Ach mein Thälchen sollt' es immer
Unbewohnt und einsam sein?
Sollten gute Menschen nimmer
Hier sich meiner Gaben freu'n?
— Sollten nimmer diese Auen
Jene Freudenthränen seh'n,
Die beim Wonnerufe thauen:
„Vater, deine Welt ist schön!"?

So sang die Elfe und wandelte sehnsuchtsvoll wie immer durch die Thäler dahin.

Um dieselbe Zeit wohnte auf seinem Schlosse zu Körich ein edler Ritter, Namens Siegfried. Dieser war wohl erfahren in allen ritterlichen Übungen, und ein großer Freund von dem edlen Waidwerk, dem er, so oft seine Zeit es ihm erlaubte, obzuliegen pflegte.

Nun trug es sich zu, daß sich eines Tages Herr Siegfried bei Verfolgung eines ungewöhnlich schönen Hirsches im Walde verirrte, allwo er zuletzt auf unbekannte Felsengründe stieß, aus welchen er keinen Ausweg mehr fand. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange, als der Ritter noch immer pfad- und rathlos in den unwirthsamen Felsenthälern umherirrte, wo auch nicht eine menschliche Seele anzutreffen war, und wo nur der aufgeschreckte Wiederhall den Tönen seines Jagdhorns antwortete.

Erschöpft, und alle Hoffnung aufgebend, sich noch vor Anbruch der Nacht aus diesen ihm völlig fremden Thalgründen herauszufinden, warf er sich am Ufer des kühlen Flusses nieder, auf welchen er zu seiner Verwunderung gestoßen, um hier im Schatten hoher Eichen die matten Glieder ausruhen zu lassen, und seine lechzende Zunge durch einen frischen Trunk Wassers zu laben.

Und siehe! da ertönte von drüben herüber ein süßer, bezaubernder Gesang; und betroffen lauschte der Ritter den wunderbar wehmüthigen Tönen. — Es erklang wie ein liebliches, wundersames Gemisch von Waldesrauschen, Bachgemurmel, Lüftegesäusel, Nachtigallengeflöte, Insektengesumse, oder wie Stimmen vieler seliger Geister aus Elysium: und doch war es nichts anders, als der Gesang der Elfe Melusina vermischt mit den Zauberklängen ihrer Äolsharfe, welcher dem Ritter „einen freundlichen Willkommen" entgegenrief. — Diese Zauberweise drang tief in's Herz des Jägermannes, und wie von unsichtbaren Zauberbanden angezogen eilte er dem Orte zu, von woher ihm die süßen Töne entgegen schollen, die eine tiefe, niegekannte Sehnsucht in seiner Brust wach riefen.

Und siehe! am andern Ufer des Flusses, oben auf dem steilen Felsen, saß eine Jungfrau lieblich und hold wie ein

Frühlingsabend, welche, das Haupt träumerisch geneigt, und den blendendweißen Nacken von dichten goldnen Locken umwallt', ein Lied zur Harfe sang.

Der Ritter, als sei ihm eine überirdische Erscheinung geworden, stand wie durch Zaubermacht gebannt, unfähig ein Auge zu verwenden von der holdseligen Gestalt, und, in plötzlicher Liebe erglühend, streckte er seine Arme unwillkürlich nach der liebreizenden Jungfrau empor. — —

Da fiel auch der Elfe Blick, worin die reinste Huld und Güte strahlte, auf den jungen Rittersmann hernieder, und ein freudiges Roth der Ueberraschung umstrahlte wie Abendröthe ihre Wangen. — Die Harfe entsank ihrer Hand, und ihre Arme streckten sich ebenfalls unwillkührlich nach dem edelgebildeten Jägersmanne aus. Doch allsogleich in holder Schaam erglühend vor dieser verrätherischen Bewegung, ließ sie den langen, grünen, dichtgewebten Schleier fallen, und nun war's dem Ritter, als sei aller Reiz, alle Pracht aus der Schöpfung entwichen.

Schon deckte die Nacht mit ihrem grauen gespenstigen Schleier Berg und Thal und verbarg den Felsen mit seiner holdseligen Bewohnerin den Augen des Ritters, als dieser noch immer mit ausgebreiteten Armen dastand, den Blick unverwandt nach der Gegend gerichtet, wo ihm die herrliche Erscheinung geworden war. Auch vermochte er nicht den wundersamen Ort zu verlassen, sondern, hoffend die holdselige Jungfrau wieder zu sehen, bettete er sich getrost auf's weiche Moos unter einer dichtbelaubten Eiche und schlief, von manchen Träumen ahnungsvoll und prophetisch umflüstert, ruhig ein.

Der erste Strahl der Morgenröthe fand ihn wach und den Blick nach dem Felsen gerichtet, wo ihm die Elfe gestern in ihrem ganzen Liebreiz erschienen war.

Und siehe, als die Sonne in ihrer majestätischen Pracht über die grünen Berge heraufschwebte und Wald und Flur in ihr goldstrahlendes Licht kleidete, da erschien auch die Jungfrau wieder oben auf dem Felsen, und zwar herrlicher und holdseliger, wenn's möglich war, als am gestrigen

Abend. Ihr Schleier war zurückgeschlagen und ihr dicht-gelocktes Goldhaar fiel in tausend Ringeln auf ihre Schultern herab, vielfach durchschlungen von einem Kranze von Diamanten, Smaragden, Rubinen und Perlen, welcher im jungen Lichte des Tages dermaßen funkelte und blitzte, daß der Ritter geblendet stand und kaum den Anblick der strahlenden Jungfrau zu ertragen vermochte.

Doch huldvoll und gütig wie gestern blickte diese auf den jungen Rittersmann hernieder; und wie das Säuseln des Morgenwindes, der mit der frisch aufgebrochenen Rose koset, oder wie das Rieseln des Quells, der mit den Blumen am Rande vertraulich flüstert, ertönte ihr Sang und schwebte hernieder zum Ohre des Ritters.

Sie sang:

— Was irrst du hier in diesen öden Hainen,
Die lange schon kein Sterblicher betrat?
Was deutet mir, o Ritter! dein Erscheinen?
Wer führte dich den ungebahnten Pfad? —
Mein ist der Wald, der Berg, das Felsenthal;
Mein ist der Hirsch, das Reh und jedes Wild:
Was störst denn du mit deines Hornes Schall
Die Einsamkeit allhier im Thalgefild?

— Zieh' fürder nur! hier winket kein Willkommen;
Kein wirthlich Dach nimmt hier den Wandrer auf;
Kein trauter Gruß wird hier im Thal vernommen;
Hier zieht die Elfe einsam ihren Lauf;
Auf diesen Felsen prangt kein Ritterschloß;
Hier zieht der Ritter froh nicht ein und aus;
Hier lärmet nie der Knappen muntrer Troß;
Und festlich winkt kein froher Ritterschmaus.

— Ich weil' allein auf öden Felsenhöhen,
Von Eichenlaub geheimnißvoll umrauscht,
Und lasse fern die Harfentöne wehen,
Von keinem Ohr der Sterblichen belauscht.
Und liebe, ach! die Menschen doch so sehr,
Ich brächte ihnen gar zu gerne Glück,
Ich säh' so gern sie fröhlich um mich her:
Doch Alle flieh'n und meiden meinen Blick.

— „Willkommen!" rief ich, Ritter dir entgegen,
Zög dich dein Herz in diese Thäler her,

Könnt' dieser Gruß zum Bleiben dich bewegen:
Doch ach! du gehst und kehrest nimmermehr!—
Und öde steht mein liebes Felsenthal,
Und einsam zieht die Elfe ihre Spur;
Dem harten Fels tönt meiner Lieder Schall,
Und ungeliebt steh ich in der Natur.—

So sang die Elfe, und zwei große Zähren rollten perlengleich ihre Wangen herunter und blieben als Thau am Grase zu ihren Füßen hangen. Dann zog sie schnell ihren langen grünen Schleier über und enteilte in die dunklen Schatten des Waldes.

Aber die süßen Weisen der holdseligen Jungfrau hatten tief im Herzen des Ritters wiedergeklungen, und hatten hier Ahnungen von künftiger Größe, von Ruhm und Macht, wach gerufen. Er gelobte sich mit einem heiligen Schwur, nicht eher zu ruhen, bis der gewaltige Fels, wo ihm die Elfe erschienen, mit seiner romantischen Umgegend ihm eigen gehöre, und er die Hand der liebreizenden Jungfrau gewonnen habe.

Und schnellen Schrittes enteilte er dem ihm plötzlich so theuer gewordenen Orte, um sein Vorhaben je eher je lieber in Erfüllung zu setzen.

Bald war es männiglich bekannt, daß Herr Siegfried den öden Bockfelsen mit seiner waldigen Umgebung erstanden, und zwar um den Preis seiner schönen Herrschaft Feulen, worob sich seine Nachbarn höchlich wunderten, und den guten Herrn in Geheim einen Thoren schalten. — — — —

Wie Herr Siegfried, aus Mangel an Geld, noch fünf ganzer Jahre seine Herübersiedlung auf den Bockfelsen verschieben, wie er dennoch endlich seine Seele dem Bösen verschreiben mußte, um die Mittel zur Erbauung einer neuen Burg auf dem Felsen zu gewinnen, dieses lehrt uns die Sage von der Erbauung des Schlosses Lützelburg, so wie auch, daß er, seiner vieljährigen Treue wegen, die holdselige Melusina als ehelich Gemahl heimführte und von ihr mit einer zahlreichen Nachkommenschaft beschenkt wurde.

Sehen wir also jetzt, wie er selbst die Ursache ward, daß ihm die theure Gemahlin auf grausige Weise entrissen,

und vielleicht bis an's Ende der Zeiten in's schrecklichste Elend gestoßen wurde. — — — —

Die Elfe Melusina gab dem Ritter zu bedenken, welche schreckliche Folgen ihre Verbindung nach sich ziehen könnte, und sofort beschwor sie ihn, dem Besitze ihrer Hand zu entsagen, aber nichts war vermögend, den kühnen Herrn zum Entsagen zu bewegen. Er hätte sich eher vom jähen Schloßfelsen in die Alzette hinab gestürzt, als daß er auf den Besitz der edlen Jungfrau verzichtet hätte: denn, ohne sie, was galt ihm sein Leben. Hatte er doch ihretwegen sein unsterblich Theil dem Bösen verschrieben: und nun ihr dennoch entsagen! — unmöglich! — —

Die Elfe gab endlich seinen heißen Bitten nach. Und, o wie gerne that sie dieses, so sehr auch ihr Herz vor der Zukunft bangte; denn sie war dem edlen Ritter gar gut, und wünschte gar zu sehr an seiner Seite die Menschen zu beglücken. Jedoch stellte sie ihrem Bräutigam die Bedingung, daß sie dieser am ersten Sonnabend jeden Monates allein lassen, und sie an diesem Tage weder zu sehen noch zu sprechen verlangen solle, was Herr Siegfried allsogleich mit tausend Freuden gelobte.

Und so wurde denn die schöne Melusina, die Elfe der Alzette, die Gemahlin des Herrn von der Lützelburg, und Ahnfrau des Hauses der luxemburger Grafen, und das edle Paar verlebte froh und glücklich eine lange Reihe von Jahren; denn Herrn Siegfried fiel es gar nicht ein, sein Gelübde zu übertreten. — —

Das größte Vergnügen der freundlichen Elfe war es stets, Glück und Segen um sich her zu verbreiten: und so zog von fern und nah das Volk herbei, sich, mit Erlaubniß des Schloßherrn, um Lützelburg anzusiedeln, so daß hier bald eine Stadt emporblühte, welche von der Burg den Namen entlehnte. Täglich stieg die Macht und das Ansehen des neuen Schloßherrn, und bald konnte er mit dem Titel eines Grafen eine neue Oberherrlichkeit hier gründen, und von nun an hieß Herr Siegfried Graf von Luxemburg. Er ward so mächtig, daß sogar Herzog Hein-

rich der Bayer, der später deutscher Kaiser ward, sich um seine Tochter Kunigunde bewarb, und selbe als sein ehelich Gemahl heimführte.

Aber wie Recht hat das Sprichwort, welches da sagt, daß man leichter und länger ein großes Unglück, als ein überschwängliches Glück trage. Auch Graf Siegfried ward zuletzt, wenn auch eben nicht übermüthig, so doch gleichgiltig gegen das Glück, das ihm willig alle seine Wünsche gewährte. —

Es liegt in der Natur des Menschen, daß er, sind seine Wünsche von gestern erfüllt, heute schon auf andre sinnt, und — bleibt ihm das Glück beständig hold — endlich sogar das Unbillige, das Unmögliche wünscht. — —

Bis jetzt hatte es sich der Graf von Luxemburg nicht beikommen lassen, über die ihm von seiner Gemahlin gestellten Bedingungen nachzudenken. Er hatte sich gänzlich daran gewöhnt, sie an dem ersten Sonnabend eines jeden Monats zu missen: doch nun begann er fürwitzig nachzugrübeln, welches denn wohl die Beweggründe seiner Hausfrau seien, sich eben an diesem Tage in ihre innersten Gemächer einzuschließen, und jedem Umgange mit den Menschen zu entsagen. Bald wuchsen diese Gedanken in seiner Seele auf, und wurden zur leidenschaftlichen Neugierde, welche ihm Tag und Nacht, Schlafen und Wachen vergällte, und ihn rastlos trieb, das Geheimniß seiner Gemahlin zu entdecken.

Und siehe! als an einem folgenden Sonnabend Melusina sich ihrer Gewohnheit nach wieder in die Einsamkeit ihrer Gemächer zurückgezogen hatte, schlich ihr der Graf mit nachgemachtem Schlüssel versehen, heimlich nach, und kam, von seinem bösen Dämon geleitet, an die Thüre des Gemaches, in dem sich seine Gemahlin befand, und welches er ewig zu meiden gelobt hatte. Die Thüre desselben war zwar verschlossen, aber der Schlüssel war inwendig abgezogen; und so konnte man durch das Schlüsselloch das Innere des geheimnißvollen Gemaches größtentheils übersehen.

O! daß den Grafen doch sein guter Engel abgehalten

hätte, dieses zu thun! aber nein: er war seinem bösen Geschicke verfallen. — —

Durch das Schlüsselloch blickend, gewahrte er seine Gemahlin, die ganz entkleidet in den Silberwellen badete, welche den Raum des Gemaches hoch anfüllten, und gleichzeitig mit goldnem Kamme ihre herabfallenden dichten Locken glättete. Aber — o Schrecken! — der ganze Untertheil ihres Körpers endete in einen ungeheuren Fischschwanz, mit welchem sie die Wellen schäumend peitschte. — —

Des Grafen Haar sträubte sich bei diesem schauervoll-überraschenden Anblicke; — dicke Schweißtropfen traten auf seine Stirne, und unwillkührlich stieß er einen halberstickten Schrei des Entsetzens hervor.

Dieser Schrei lenkte die Aufmerksamkeit der Elfe nach der Thüre, und die Ursache desselben sogleich einsehend, verschwand sie mit einem langen, lauten, herzzerreißenden Schrei in der Tiefe des Felsens, auf welchen das Schloß Lützelburg gebaut war. — — —

Ohne Zeichen des Lebens trug man des andern Tages den Grafen aus den Gemächern seiner Gemahlin heraus. — Von Melusinen aber ward auf dem Schlosse nichts mehr gehört noch gesehen. — —

Nur will die Amme, welcher die Aufsicht über das jüngste Kind des gräflichen Paares anvertraut war, bei hellem Mondscheine bisweilen eine weißliche Gestalt an dem Bettlein des Kleinen erblickt haben, welche bemüht schien, dasselbe durch leise, wehmüthige, geisterhafte Weisen in den Schlaf zu lullen. —

Auch behauptet man, daß jedesmal, wenn Gefahr und Unglück der Stadt Luxemburg drohen, die unglückliche, aber noch immer liebende Elfe nächtlich den hohen Bockfelsen umkreise, und lange, schmerzliche Klagetöne ausstoße. —

Es ist ihr vergönnt, einmal alle sieben Jahre in menschlicher Gestalt auf der Oberwelt zu erscheinen, um hier den Luxemburger, welchen sie einst so sehr geliebt, zu ihrer Erlösung aufzurufen: aber wenige bezeugen Lust, das grausige Abentheuer zu bestehen. — Rein von jeder ungebüßten

Sünde muß der sein, der sie erlösen will, und unerschütterlichen Muth muß er besitzen; denn aus dem Munde einer fürchterlichen Schlange muß er mit seinen Lippen einen goldnen Schlüssel nehmen, welcher allein den Kerker der Elfe zu öffnen und den Zauber zu lösen vermag.— —

Ein Krieger, welcher vor einigen Jahren es wagte, auf die Aufforderung der ewig liebreizenden Elfe, in den Felsen hinunter zu steigen, um ihre Erlösung zu versuchen, ward am folgenden Morgen todt vor dem Schloßthore gefunden. —

Arme Melusina! du weinest und klagest vergebens, du rufst umsonst nach einem Retter mit reiner, unschuldvoller Seele! — Die Reinheit des Herzens, der Biedersinn, der Muth und der felsenfeste Glaube der ehemaligen Ritterzeit sind längst von der Erde verschwunden, so wie die Trümmer deiner geliebten Lützelburg von dem Bockfelsen verschwunden sind! — — —

III

Die Sage

von den Wichtellein zu Beggen.

Vor mehr als hundert Jahren lebte zu Beggen, einem Dörflein etwa eine halbe Meile von der Hauptstadt Luxemburg entfernt, eine gar fromme und tugendhafte Familie, welche in schlichter Einfalt des Herzens Gott diente und seine Gebote treulich befolgte. Diese Familie, deren Stammhaus noch heute im Dörflein Beggen zu erfragen ist, war wegen ihrer Wohlthätigkeit von den Armen weit und breit bekannt und verehrt; und gab es auch im freundlichen Alzettthale wohlhabendere Familien, so that doch Niemand den Armen mehr Gutes, und spendete so reichliche Allmosen als sie. Kein Bedürftiger ging leer aus von ihrer Schwelle; kein armer Reisender bat hier umsonst um Obdach und Zehrpfennig, kein frommer Baarfüßler ging aus diesem Hause, ohne reichlichen Gottessegen auf dasselbe herabzuflehen wegen der Freigebigkeit und Herzensgüte seiner Bewohner. —

Aber wie sehr auch männiglich diese guten Leute schätzte und liebte, so war doch keineswegs die Eitelkeit oder die Ehrsucht der Beweggrund ihres edelmüthigen Thuns. Es genügte den wackern Landleuten, daß der Herr ihre Thaten sah; nur um seinen Willen zu thun, befolgten sie treu und willig die Lehren des Heilandes. — —

Nun aber hausten zu derselben Zeit am gegenüberliegenden Alzettufer, in den Bergen, an deren Fuß heut zu Tage die Papiermühle des Herrn Schmit-Brück steht, freundliche und wohlthätige Elflein oder Zwerglein, welche im Lande Luxemburg Wichtellein genannt werden. Diese Elflein waren stets bemüht und geschäftig, Segen und Fruchtbarkeit

über die Fluren rings umher zu verbreiten, auf daß in ihrer Nähe Niemand Noth litte, und durch sein Wehklagen ihr stilles Wirken unterbreche. Hier gediehen deshalb stets die Feldfrüchte am besten, hier blühten und dufteten Bäume und Blumen am lieblichsten; hier sprudelte der Quell heller und reichlicher; kurz, Jeder konnte auf den ersten Blick wahrnehmen, daß hier freundliche und wohlthätige Wesen ihren Wohnsitz aufgeschlagen.

Mit herzlichem Vergnügen stiegen allabendlich, wenn der Mond mit seinem Silberscheine die Auen rings in zaubrisches Helldunkel gekleidet, die Elflein aus dem tiefen Schachte der Erde herauf, um sich auf dem duftenden Anger in muntern, lustigen Reigen zu ergötzen, und mancher verspätete Wandrer stand staunend und lauschte dem silbertönenden Sange, womit sie ihre Tänze zu begleiten pflegten.

Am andern Morgen aber bemerkte der frühmuntre Landmann auf der bethauten Wiese die leichten Spuren des luftigen Elfenreigens, und nun war er doppelten und dreifachen Ertrages seines Erdreiches gewiß. Nur dem Lieblosen, dem Hartherzigen und dem Feindseligen deuteten die Spuren des Elfentanzes auf völligen Mißwachs auf seinen Wiesen und Äckern. — —

Da geschah es eines Tages, daß der Hausvater obgedachter Familie von Beggen mit einem seiner Söhne am gegenüberliegenden Alzettufer pflügte. Und siehe! auf einmal tönte es tief unten herauf wie Rufen vieler heller Kinderstimmchen, oder wie Tönen vieler reiner Silberglöcklein. Der Landmann, welcher leicht begriff, von wem diese sonderbaren Laute herrührten, lauschte aufmerksamer, und siehe! er vernahm klar und deutlich folgende Worte:

„Back mir 'nen Flauch!
„Mir auch! mir auch!
„Auch mir 'nen Flauch!
„'Nen Flauch mir auch!"

und er verstand, daß die Elflein eben mit Brodbacken beschäftigt seien, und daß jeder von ihnen seinen „Flauch" oder Laib beanspruche.

Wohlwollend wie er war, ergötzte ihn herzlich das geschäftige Treiben der harmlosen Wesen, und scherzend rief er ebenfalls:

„Mir auch 'nen Flauch!"

ohne jedoch nur im Mindesten daran zu denken, daß ihn die Wichtellein gehört haben könnten.

Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie, bei ihrer Zurückkunft des Nachmittags, auf dem dagelassnen Pfluge den von den Elflein begehrten „Flauch" wirklich vorfanden. Nein, nie ist selbst der geschicktesten aller Hausmütter ein so fein gerundeter, ein in jeder Hinsicht so tadelloser Laib gerathen! — Und — o Wunder! — als der freudig überraschte Landmann das Brödlein in die Hand nahm und es genauer betrachtete, da fand er in der Oberkruste gar fein und säuberlich folgenden Spruch eingebacken:

„Dem tugendsamen und wohlthätigen Besitzer
„Dieses Ackers von seinen guten Freunden,
„den Bergeselfen."

Aber das Erstaunen und Entzücken der guten Landleute sollte erst seine ganze Höhe erreichen, als es sich fand, daß das Elfenbrödlein gar nicht aufhörte, und daß es, wie viel und oft man auch davon abschneiden mochte, nie bis zur Hälfte abgeschnitten werden konnte. Auch blieb es stets frisch und schmackhaft.

O! wie dankten in ihrem innersten Herzen die guten Leute den freundlichen Zwerglein, und wie freuten sie sich, nun erst so recht nach Herzenslust den Armen mittheilen zu können!

Doch wieviel und unaufhörlich sie auch spendeten, so hob sich dennoch täglich ihr Wohlstand, so daß bald männiglich gestehen mußte, auf diesem Hause ruhe sichtbar der Segen Gottes, und die Hand des Herrn sei mit so frommen und gutherzigen Leuten. —

Viele Jahre waren schon verflossen. — Das Haus der wackern Familie war heraufgeblüht und eines der wohlhabendsten im Thale geworden. Die Stammeltern waren längst hinüber gegangen zur ewigen Ruhe, und ihre Enkel ver-

walteten ihre Güter; aber noch immer hatte das Wunderbrödlein nicht aufgehört.

Da geschah es, daß Eitelkeit das Herz der damaligen Hausfrau beschlich, so daß sie wünschte, es möchten die Nachbarn von ihrem Wunderschatze Kenntniß haben, und sie des Kleinods wegen baß ehren, oder doch wenigstens beneiden. Und siehe als eines Tages die Frau Gevatterin neugierig in sie drang, sie möge doch sagen, wie es möglich sei so reich zu werden bei so reichlichen Allmosen und Spenden, da verrieth sie — o der Eiteln! — trotz des Verbotes ihrer seligen Ahnfrau, das Geheimniß des Elfenbrödleins, und von dieser Stunde an hörte dasselbe auf. — —

Noch leben die Nachkommen dieser Familie im Stammhause zu Beggen; aber die Elflein sind längst aus der Gegend verschwunden. Diese freundlichen, wohlwollenden und reizbaren Wesen konnten die Nähe der spätern Menschen, konnten ihre Lieblosigkeit, Feindseligkeit nicht ertragen, und so entwichen sie aus der Gegend, wo sie während vielen Jahren Glück und Segen verbreitet hatten. — —

Der Ort aber, wo noch immer der Eingang zu ihren unterirdischen Wohnungen zu sehen ist, und wo der Landmann nie ohne seltsame Gefühle vorbeigeht, wird noch heut zu Tage von den Landleuten „in den Wichtellein“ genannt.

IV

Die Sage

von dem Müllerburschen und den Siebenbrunnen.

Im Frühlinge, wenn Berg und Thal sich wieder in frisches Grün kleiden; wenn tausende von befiederten Sängern ihre muntern, wohlthuenden Frühlingslieder rings umher ertönen lassen und jeden Busch, jeden Baum heiter beleben; wenn unzählige Blumen der Erde entsprießen, Baum und Strauch blüthebeschneit stehen und ein lieblicher Wohlgeruch die Luft allumher erfüllt: dann eilt so gerne der gemüthliche Luxemburger aus den Thoren der guten Vaterstadt hinaus, um sich der unzähligen Reize zu freuen, in welche

„der schöne Jüngling mit seinem Blumenkörbchen"

Wald und Flur auf's Neue gekleidet; dann ziehen in Schaaren die Lustwandler jeden Standes, jeden Alters und Geschlechtes, durch die anmuthigen Thälchen dahin, welche Luxemburg in weitem Ringe umgeben; alle Wege und Stege sind unausgesetzt festlich belebt, die ganze Umgegend ist ein Tummelplatz allgemeiner Fröhlichkeit, allgemeinen Jubels. — —

Vor Allen aber liebt wohl der lustwandelnde Luxemburger das liebliche Mühlbachthälchen mit seinen blühenden Fabriken, seinen herrlichen und geschmackvollen Gartenanlagen, seinem üppigen Pflanzenwuchse und seinem blumenbekränzten Silberbache, wo sich rechts die blühende Halde, links der schattige Wald hinaufzieht, und wo rings nichts als Blumen und Blüthen, Duft und Grün den Lustwandler umgeben.

Dieses Thälchen, welches bei dem reizenden Dorfe Eich in's anmuthige Alzettthal mündet, und von da durch die

Vorstadt Pfaffenthal den Spaziergänger zurück nach der Stadt führt; dieses Thal, in welchem gegenwärtig viele hundert geschäftige Menschen leben und weben, lag einst, wie die ganze Umgegend Luxemburgs, unangebaut und öde. Vor einigen hundert Jahren noch sah man hier nur eine einsame Mühle, welche den Besitzer kaum kümmerlich zu nähren vermochte. Damals bewässerte der wasserreiche Mühlbach noch nicht das Thälchen, sondern ein gar spärliches Wässerlein, welches selbst in der trüben und regnerischen Jahreszeit die Mühle kaum recht zu treiben vermochte, im Sommer aber meistens ganz trocken lag, sickerte langsam und träge durch dasselbe hin.

Dennoch hatte bis dahin die Vorsehung den wackern Müller nicht verlassen; und lebte er auch kärglich, so lebte er doch, und ein Tag hatte noch immer für den andern gesorgt. Einfach und genügsam, nahm er mit den Seinigen dankbar von der Hand des Herrn an, was diese ihm eben bescheeren wollte, und so war er bei seiner Dürftigkeit zufriedener und glücklicher, als mancher, der ganze Haufen Goldes besitzt.

Er hatte ein einziges Töchterlein, Namens Marie, welche ein gar frommes, sittsames Mägdlein war, und der Mutter recht treu und fleißig in der Haushaltung zur Seite stand. Sie hatte eben ihren achtzehnten Frühling erlebt, und war hier im stillen Thälchen aufgeblüht, wie ein Veilchen unter dem schützenden Schlehenstrauche, bescheiden, lieblich, und — unbekannt.

Nie hatte sie — wie's wohl heut zu Tage die Müllerstöchter und andere Landdirnen thun — das heimische Thälchen verlassen, um in einer ausländischen Erziehungsanstalt Lebensart und gute Sitte zu lernen; sie konnte weder künstlich tanzen noch musiziren, weder Französisch noch Hochdeutsch; sie wußte nichts von Putz und Flittertand, hatte nie in einen Spiegel gesehen; und dennoch suchte man ein holdseligeres, blühenderes, sittsameres Mägdlein weit und breit vergebens. — —

Lebensart und gute Sitte konnten die Dirnen damals

noch im väterlichen Hause lernen; die Mägdlein konnten sich eben zur Genüge in der biedern, herzlichen, traulichen Muttersprache verständigen, und hatten nicht nöthig zu fremden Wörtern ihre Zuflucht zu nehmen, um Dinge auszudrücken, wovon das Herz der unschuldigen Landmädchen von damals nichts wußte, und welche auch heute noch besser unausgedrückt blieben; Blumen und Blüthen dienten als Bänder und sonstigen Putzkram, der helle Silberbach ersetzte den Spiegel; höchst lächerlich hätte es der damaligen Jugend geschienen, nach den Tönen irgend eines Instrumentes taktgemäß herumzuspringen und — wie sie in ihrer Einfalt meinten — sich ganz wie unsinnig zu geberden. — Die schönste Musik war Marien der Gesang ihrer lieben Waldvögelein, die sie alle mit Namen kannte, und ihr liebster Tanz ein munteres, natürliches Hüpfen über die blumige Wiese, ein kühner, fertiger Sprung über den Wiesenbach oder den blühenden Zaun.

So, lieber Leser! waren die Mägdlein vor einigen hundert Jahren: sittsam und fromm, einfach und natürlich; aber wie sehr hat sich die Welt, wie sehr haben sich die Mädchen seit jener Zeit verändert! Doch dafür besuchen unsere Mägdlein auch ausländische Erziehungsanstalten. — —

Die vortrefflichen Eigenschaften des Müllermägdleins wußte Niemand besser zu schätzen, als Hanns, der blonde Müllerbursche; und so hatte sie dieser längst in seinem tiefsten Herzen lieb gewonnen. Er wünschte auf der weiten Welt nichts so sehr, als sie dereinst als eheliche Gemahl heimführen zu dürfen: und so that er alles Mögliche, um sich so wohl ihren Eltern, als ihr selbst, angenehm zu machen. Unverdrossen arbeitete er vom frühsten Morgen bis zum spätesten Abend, griff munter überall an, wo anzugreifen war, verrichtete das Werk von zehn verschiedenen Handwerkern: war Müller, Wagner, Schreiner, Sattler, Ackersmann, Gärtner, sogar Schuhflicker, eins um's andere, und seiner regen Thätigkeit und flinken Gewandheit verdankte es großentheils der Müller, wenn das Elend seinem Hause noch immer fern geblieben war.

Auch hatte der Alte und seine Hausfrau den redlichen, fleißigen Burschen gar lieb, und sie hielten ihn wie ihr eignes Kind. Der Müller nannte ihn seine rechte Hand, und er hätte ihm — wären sie sein gewesen — bereitwillig alle Schätze Indiens anvertraut. Auch war das Müllermägdlein dem trefflichen Jungen gar nicht gram, und hatte an manchem Sonntage seinen Hut mit einem netten Straus Vergißmeinnichte, oder andern Blumen, geschmückt, eine Gunst, auf welche der Hanns stolzer war, als mancher König auf seine Krone. Mit einem Worte, Hanns glaubte, ohne eben barsch abgewiesen zu werden, um die Hand der freundlichen Müllertochter anhalten zu dürfen; und so trat er eines Sonntags — nicht ohne Herzklopfen — vor den alten Müller hin und begann folgendermaßen: — Zehn Jahre, lieber Meister, sind es nun, daß ich hier im Thälchen unter Eurem Dache Gutes genieße, und Euch dafür treu und redlich zu dienen bemüht bin. Als ein armer Bursche trat ich vor zehn Jahren in dieses Haus, und seither bin ich eben nicht viel reicher geworden. Aber ein paar tüchtige Arme und einen herzlich guten Willen bracht' ich mit, und diese besitz' ich zur Stund noch. Diese haben mir bis dahin zum täglichen Brode verholfen, und sollen's, will's Gott, auch noch fürder. — — Glaubt Ihr also, lieber Meister, daß mit dergleichen Gottesgaben, und mit einem Herzen voll reiner, treuer Liebe obendrein, ich Eures holden Töchterleins nicht gänzlich unwürdig sei, wohlan! so gebt — ich bitte Euch so recht aus tiefem Herzen! — gebt sie mir zum Weibe! — — Ich liebe sie über alle Maßen sehr, und würde der unglücklichste Mensch auf Gottes-Erdboden sein, müß't ich ihr entsagen. — — Seht ihr, Meister, ich weiß eben selbst nicht, wie's gekommen, daß ich die gute freundliche Marie so über die Maßen lieb gewonnen. Ich hab's wohl immer angesehen, als etwas, das nicht anders sein kann, und was sich so ganz von selbst versteht. — — Für sie wollt' ich getrost das Schwerste übernehmen, und es — mit Hülfe Gottes — gewiß vollbringen. — — Gebt sie mir demnach, lieber Meister, und mit ihr Euren besten Segen! — — —

So Hanns, der Müllerbursche.

Aber bedeutsam wiegte der alte Müller sein graues Haupt, und lakonisch erwiederte er: Hanns! Hanns! du hast das Sprichwort vergessen:

„Ohne Wasser und Getreid'
„Droht dem Müller Noth und Leid."

Dann drehte er sich schnell auf den Fersen herum und verschwand in der Mühle.

Hanns blieb verblüfft noch eine geraume Zeit auf derselben Stelle stehen, unfähig sich den Spruch des alten Müllers zu deuten. Für eine abschlägige Antwort konnte er ihn doch nicht nehmen, und dies vollends um so weniger, da er sah, wie ihn der Alte nach wie vor mit dem größten Zutrauen und der väterlichsten Güte behandelte, und es auch für ihn kein Geheimniß war, daß die Müllerin seine Liebe billigte, und ihm Marie ebenfalls recht gut zu sein schien. Er gelangte also zu dem Schluß, daß der alte Müller die Heirath noch einige Zeit verschoben wissen wolle; und so arbeitete er mit gewohnter Heiterkeit und Treue nach wie vor. Auch unterließ er nicht, von Zeit zu Zeit wieder mit seinen Wünschen herauszurücken: aber ihm ward immer wieder der alte Bescheid:

„Ohne Wasser und Getreid'
„Droht dem Müller Noth und Leid."

So daß er endlich die Hoffnung, mit der Hoffnung die Geduld, und mit der Geduld seine ganze vorige Heiterkeit verlor.

Der freundliche Leser erlaube uns hier eine kleine Bemerkung:

Siehe! wäre der Hanns nur ein klein Bißchen klüger, oder, was auf eins hinausläuft, ein klein Wenig minder verliebt gewesen, so hätte ihm endlich der lange Sinn des kurzen Sprüchleins seines Meisters wohl einleuchten müssen. Es hatte der alte Müller längst die bittre Erfahrung gemacht, daß ein Müller, dem es an Wasser mangelt, gar oft von Noth und Elend bedroht wird, und daß diese Noth und dieses Elend zehnfach bitter werden, wenn ein theures

Weib und geliebte Kinder dieselben mit uns theilen müssen. Er wollte also den Müllerburschen, den er wirklich väterlich liebte, vor dergleichen Schmerz und Qual bewahren, und mochte glauben, daß es ihm wohl leichter sei, zu entsagen, als später das Elend und den Jammer seiner Lieben ertragen zu müssen.

In wiefern er hierin Recht hatte, geben wir allen denen zu bedenken, welche leichtsinnig und ohne Vorbedacht, ohne Vermögen und genügende Hilfsquellen, in den Ehstand hineingesprungen sind, und heute die Noth und das Elend ihrer unglücklichen Familien beseufzen.

Was uns betrifft, so möchten wir wünschen, daß alle Töchter Väter wie die gute Marie, und alle leichtsinnigen Burschen Meister hätten, wie unser Hanns. Wieviel Armuth und Elend, wie viele Seufzer und Thränen, gäb' es da auf Erden weniger! — — —

Aber eben das wollte Hanns nicht begreifen, und so härmte und grämte er sich je länger je mehr. —

Da geschah es eines Tages, daß ein altes, häßliches Heidenweib an die Mühle zu betteln kam, und von dem Müller, der sie als eine böse, verrufene Zauberinn kannte, barsch abgewiesen wurde.

Hanns, dem seit lange kein Essen mehr schmeckte, gab der Alten gutmüthig sein Abendbrod.

Da öffnete die Heidenmutter ihren zahnlosen Schlund und kreischte mit heiserer Stimme:

— Dank dir! dank dir! Goldsöhnchen, schmucker Müllerbursch! — und gibst mir 'nen harten Thaler dazu, so helf' ich dir, daß du dein Mädel bald heimführen sollst. — —

— Wie! das könntest du! rief Hanns. — Ach, gute Alte, dann bitte ich dich recht sehr, thu's umsonst; denn wo nähm' ich Armer einen harten Thaler her? —

— Na! ist's kein harter Thaler, mag's ein schwarzer Hahn sein, grinste die Hexe.

— Ein schwarzer Hahn! staunte Hanns; aber warum denn grade ein schwarzer Hahn? — Thät's etwa nicht auch eine schwarze Henne?

— Schwarze Henne! schwarze Henne! knurrte die Alte, und stierte den Burschen mit ihren triefenden, feuerrothen Augen giftig an. — Da sie aber auf seinem offnen Gesichte nicht die geringste Spur von dem vermeintlichen Spott entdeckte, so fuhr sie fort:

— Keine Henne! 'nen schwarzen Hahn, 'nen rabenschwarzen Hahn muß es sein. — Gibst du'n nicht, so geb' ich zum Dank für's Stück Brod nur folgenden Spruch:

„Willst du's Müllermädlein haben,
„Mußt du's Bächlein größer graben;
„Wasser schaffen mußt herbei,
„Daß dein Weib geborgen sei;
„Noth nicht leiden deine Kinder,
„So im Sommer als im Winter! —
„Dieses, Bursch! ist meine Lehr':
„Gibst 'nen Hahn, so sag' ich mehr."

Deine Lehr' hättest du billig für dich behalten können, sagte Hanns. Längst weiß ich wohl, daß mir und dem Meister geholfen wäre, wenn ich hinreichendes Wasser für die Mühle schaffen könnte, doch dieses, Alte! kannst du eben so wenig als ich, und wärest du auch zehnmal eine Hexe.

— Kann's freilich nicht, ich, knurrte das Weib, aber ein Anderer kann's.

— Und wer ist denn dieser Andere?

— Hihi! der Meister ist's.

— Der Meister! — aber wer ist der Meister?

— Der große Geist ist's, hihi!

— Und will denn dein großer Geist mir Wasser schaffen?

— Komm, hör ihn selbst, Goldsöhnchen!

— Wo soll ich ihn hören?

— Auf'm Kreuzweg im dunklen Eichenwalde.

— Wannehr soll ich kommen?

— Um Mitternacht, hihi!

(Hanns schauderte, doch fragte er weiter:)

— Aber unter welcher Bedingung will mir der große Geist Wasser schaffen?

— Bring' 'nen schwarzen Hahn! .... keine Henne! .... Der Hahn ist günstig dem Zauber unterirdischer Mächte .... zeigt an den feindlichen Tag. — —

— Gut! rief Hanns entschlossen, find' ich einen schwarzen Hahn, so stelle ich heute über acht Tage um Mitternacht mich auf dem Kreuzweg im Eichenwald ein. Ich will dort deinen Meister in eigner Person sprechen: Marie ist solch ein Wagstück wohl werth.

— Wackrer Bursch! wackrer Bursch! knurrte die Alte heiser. — Aber bring' 'nen rabenschwarzen Hahn, keine weiße Feder! — schwarz ist die Farbe der Nacht. — — Dieses sagend, humpelte sie davon, einen boshaften, schadenfrohen Blick auf die Mühle werfend. —

Hanns fand nach einigen Tagen wirklich einen schwarzen Hahn, wie ihn das Heidenweib begehrt hatte, und so stellte er sich zur bestimmten Stunde auf dem Kreuzweg im Eichenwalde ein. — Als der letzte Schlag der Mitternachtstunde auf den fernen Thurme der Pfarrkirche der Stadt Luxemburg verhallte, kam die Alte aus dem schwarzen Schatten des Waldes wie ein scheußliches Gespenst hervor, ging auf den Müllerburschen zu und fragte ihn, ob er das Verlangte gebracht habe. Als dieser bejahte, nahm sie alsogleich den Hahn, und begann ohne Verzug ihre grausige Beschwörung.

Der große Geist, der, wie dies schon der Leser vermuthet haben wird, ken andrer war, als der leibhaftige Gottsei-bei-uns selbst, ließ nicht lange auf sich warten. Er stand plötzlich vor Hanns da, und fragte mit einer tiefen, hohlen Grabesstimme:

— Wer ruft mich? und was will er von mir?

— Die Alte hat dich gerufen, sagte Hanns ganz unerschrocken (Er hatte ein gutes Gewissen), ich aber möchte von dir wissen, ob es in deiner Macht steht, unsre Mühle so mit Wasser zu versehen, daß selbe Jahr aus Jahr ein, einen Tag wie den andern, zu mahlen vermag; dann aber möchte ich die Bedingungen kennen, unter welchen du dich zu einem solchen Kunststück entschließen willst.

— Obschon Gott — so ließ sich jetzt der Böse vernehmen — sich allein das Werk und das Verdienst der Erschaffung vorbehalten, so weiß Unsereine doch häufig durch Klugheit

und Geschick dort nachzuhelfen, wo er es hat fehlen lassen —was, unter uns gesagt, häufig genug vorkömmt—und so kann ich, wenn auch kein Wasser erschaffen, dir doch vielleicht zu Wasser verhelfen, wenn du mir deine Seele verschreiben willst.

—Nur vielleicht! rief Hanns, und auf dein Vielleicht hin soll ich dir meine unsterbliche Seele verschreiben?—Nein, nein, so dumm werde ich doch nicht sein!—Kannst du kein Wasser erschaffen, so sehe ich wahrlich nicht ein, wie du dessen zur Genüge auf unsre Mühle bringen sollst.— So höre! sprach Satan.—Du weißt, daß etwa sechs tausend Schritte von hier, nach der Gegend, wo die Sonne zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche aufgeht, die prächtigen Hüttenwerke liegen, allwo die Gallier ihre Waffen schmieden lassen. Wenn ich dir nun das Wasser, welches diese Hüttenwerke treibt, auf deine Mühle leiten wollte, würdest du dich zufrieden erklären?

—Bei meiner Treu! rief Hanns, das wollt' ich, und obendrein wollte ich dich als den geschicktesten Kerl, der je auf zwei Beinen gegangen, erklären, wenn du ein solches Meisterstück zu Stande brächtest.—Meine Erkenntlichkeit gegen einen solchen Meister sollte ewig nicht aufhören.— Was jedoch meine Seele betrifft, so wirst du wohl erlauben, daß ich selbe behalte, und dies um so eher, da ich nur die eine besitze.—Es ist ein gar zu erbärmlich Ding, siehst du, um einen Menschen, der da einem andern seine Seele verschachert hat, und als ein seelenloser Schuft umher läuft.

—Ei, umsonst geb' ich nichts, entgegnete der Böse, und deine leere Erkenntlichkeit hat für mich nicht den geringsten Werth. Mir däucht, daß, wenn ich dich glücklich und wohlhabend mache, du mir wohl etwas Besseres anbieten könntest, als mageren Dank.—Übrigens, wenn du so sehr an deiner Seele hälst, so will ich—da dieses alles doch auf eine Heirath hinausläuft—mich mit der Seele deines ersten Kindes begnügen. Nimm nun oder laß! jedenfalls aber mögest du wissen, daß es für dich weder Heirath noch

Wohlstand gibt, wenn du nicht in diese meine Bedingung einwilligst. —

—Wohlan! so sei es denn, rief Hanns nach kurzem Bedenken entschlossen. Die Seele meines ersten Kindes gehöre dir, vorausgesetzt, daß Gott mir Kinder bescheeren wird.
—Dann schwöre, und unser Handel ist geschlossen, sprach Satan.

—Ich schwöre! rief Hanns, die Hand emporhebend; und kaum hatte er dieses gesagt, so war der Böse verschwunden.

Am folgenden Morgen schon floß an dem Orte der spärlichen Quelle des Mühlbächleins reichliches Wasser aus sieben Röhren, welche seitdem Siebenbrunnen genannt wurden, und ein breiter Bach trieb lustig die klappernden Räder der Mühle. Aber von derselben Stunde an mußten die Hüttenwerke von Bofor, wegen Mangel an Wasser, stille stehen.

Unser braver Müllerbursche aber legte, nachdem er das Glück seiner Geliebten gesichert wußte, das Gelübde ab, unverheirathet zu sterben, und mit sich selbst zufrieden, wenn auch mit gebrochnem Herzen, verließ er das geliebte Mühlbachthälchen und sein Vaterland auf immer.—

Kein Mensch hat hier je wieder von ihm gehört. —

V

Die Geschichte

vom Einsiedler zum heiligen Kreuze.

Vor vielen Jahren — es war zur Zeit der östreichisch-deutschen, oder, wie der Luxemburger sagt, der „kaiserlichen" Herrschaft — sah man an einem trüben, umwölkten Herbstmorgen die Einwohner Luxemburgs in Schaaren zu den Stadtthoren herausströmen, und sich, die einen langsamer, die andern schneller, nach dem Orte hinbewegen, wo damals die Verbrecher hingerichtet zu werden pflegten.

Dieser Ort, welcher noch heut zu Tage den Namen Hochgericht trägt, und durch eine viereckige Erhöhung von Steinen und Rasen bezeichnet ist, liegt etwa ein paar tausend Schritte von der Stadt entfernt, ohnweit der Straße, welche von Luxemburg nach Arlon führt. — Klein und Groß, Jung und Alt, strömte diesem Orte zu, wo heute der Mörder der Dame d'Huart von Bartringen, welche mit ihrer Kammerfrau auf offner Straße schändlich ermordet und beraubt worden war, mit dem Strange vom Leben zum Tode befördert werden sollte.

Gesellen wir uns, freundlicher Leser! zu einer der vielen dahin ziehenden Gruppen, welche sich alle von der schauderhaften Mordthat, so wie von der bevorstehenden Hinrichtung des Mörders, unterhalten, und suchen wir uns aus diesen Gesprächen eines Nähern über diesen traurigen Vorfall zu belehren!

Siehe! dort tritt eben aus dem Thore eine Schaar von ehrsamen Mitgliedern der Fleischerzunft, welche sich lebhafter als alle Vorhergehenden von den Neuigkeiten des Tages

zu unterhalten scheinen. Gesellen wir uns zu diesen, und hören wir den Mann im hellblauen Ueberrocke mit großen, fast handbreiten silbernen Knöpfen, der scharlachrothen Weste, welche, trotz ihres beträchlichen Umfanges, den würdigen Bauch des ehrsamen Zunftmeisters der Fleischergilde (denn nichts Geringers ist der Mann) kaum zu umspannen vermag, — hören wir ihn, wie er lebhaft den langen, silberbeschlagenen Stock schwingend, sich folgendermaßen gegen seine Begleiter ausspricht: — Und ich sage, ehrsame Mitbürger und Zunftgenossen! daß mir diese traurige Geschichte noch immer dunkel und unbegreiflich ist, und daß diese schauderhafte That von Seiten eines Menschen, den wir alle so lange kennen, allen Berechnungen des gesunden Menschenverstandes zuwiderläuft. — Was! weil der Bursch hie und da seinen Schnapps trank, und sich an den Sonn- und Feiertagen häufig des Guten zuviel that! — was! weil er stets ein faust- und schlagfertiger Bursch war, der seinen Widersachern manch harten Puff austheilte: darum soll er nun in einem Tage so mir nichts dir nichts zu einem gottlosen, schändlichen Mörder und Räuber geworden sein! er sollte die wohledle Dame von Bartringen, die würdigste Frau von der Welt, auf deren Schlosse er so manches fette Kalb, so manchen feisten Ochsen, so manches Schock Schafe gekauft, und die ihn also wohl kannte, auf offner Straße angefallen, ermordet und beraubt haben! — Nein, sag' ich, ich kann's nun und nimmermehr begreifen! ich kann's kaum glauben, und wenn auch der arme Teufel hundertmal dafür gehenkt wird. — — —

Aber, Meister Martin! er hat's doch selbst auf der Folter eingestanden. —

— Hat sich's wohl! — Was! auf der Folter eingestanden. Geht doch, Nachbar Jak! und laßt euch eins zum Spaß Arme und Beine 'nen halben Fuß länger schrauben und drehen, dann kommt und sagt mir, ob so'n Ding wie die Folter Euch nicht Dinge auszupressen im Stande ist, die Euch auch nie im Traume eingefallen sind. — Nein, nein! von der Folter sprich mir keiner! — Eine Erfindung des leibhaften Satans mag sie sein, aber nicht die eines

ehrlichen Christenmenschen! übrigens hat der arme Bursch ja nach der Folter alles rein widerrufen. —

— Aber weßwegen konnte er sich nicht zur Genüge ausweisen, wegen des geschlachteten Hammels, den er im Stadtgraben hat liegen lassen? denn, Meister Martin, so was thut man doch wohl gewöhnlich nicht.

— Ja, seht Ihr, Nachbar Gottlieb, das läßt sich füglich so deuten: Der Bursche war (wie's nur allzuoft sein Fall) betrunken, und sintemal er sich eben selbst kaum schleppen konnte, so ließ er das Thier liegen, vermeinend, es am folgenden Morgen nachzuholen. — Begreift Ihr's? —

— Nicht ganz, Meister Martin, denn, wenn's der Franz nicht gethan, wer soll's dann gewesen sein? — —

— Hört Ihr, Nachbar, da habt Ihr einmal wieder eine kreuzdumme Frage gethan! — Hättet eben so gut fragen können, wer's gewesen, wenn's der fromme Klausbruder vom heiligen Kreuz nicht war. — — Gibt's doch — leider Gottes! — derweil Spitzbuben genug auf der Welt, die's von Kindsbeinen an gewesen sind, und die folglich zu so 'nem Schandstück weit eher stehen könnten, als unser armer Zunftgenosse, der doch ehrlicher Leute Kind ist, und der wenn auch ein Taugenichts, doch nie ein so gewissenloser Schurke war.

— Also meint Ihr, Meister Martin, daß das Gericht den Franz ungerechterweise verurtheilt habe? —

— Eine kitzliche Frage das, Nachbar Simon. — Seht Ihr, der Franz kann unschuldig sein, ohne daß gerade deßwegen das Gericht ungerecht ist. — Das Gericht hat Hände und Füße gebunden durch das Gesetz: nach diesem hat es sich zu richten, und nicht nach seiner eignen Meinung, sogar nicht nach seiner bessern Ueberzeugung. Es muß nach dem Buchstaben des Gesetzes den Angeklagten urtheilen, insofern Zeugen und Umstände gegen ihn sprechen, und wär' es innerlich tausendmal von seiner Unschuld überzeugt. Das Gericht hat also den armen Burschen nicht zum Galgen verurtheilt, sondern das Gesetz. Begreift Ihr's? —

— Dann ist wohl das Gesetz ungerecht.

— Ei, nicht doch! Nachbar. — Das Gesetz kann's nicht sein, sintemal es den Angeklagten nur nach den erforderlichen und hinlänglichen Beweisen verurtheilt. — Den Franz mußt' es wohl hier verdammen, weil sich der arme Bursche auf der Folter ja selbst als schuldig bekannte.

— Aber, Meister Martin, wenn nun hier ein Mensch unschuldig gehenkt wird, wer dann trägt die Schuld dieser Unthat?

— Vorerst, lieber Nachbar, die scheußliche Folter, die der Teufel — Gott verzeih' mir das Wort! — erfunden hat, um ehrliche Christen zu placken und zu quälen; und dann — merkt wohl auf dies, würdige Mitbürger und Nachbarn! — dann lag's so im Rathschlusse der ewigen Vorsehung, die, wenn auch unerforschlich, doch ewig weise, ewig gerecht ist. — Seht, Nachbarn! der Franz stirbt heute — wie ich fast überzeugt bin — unschuldig, und doch auch wieder nicht unschuldig. — Hätt' er ordentlichem und wohlgemeintem Rathe gefolgt, und sich von dem schändlichen Trunke enthalten, so wär' ihm nie die gräuliche Schandthat zugemessen worden, sintemal er dann nicht im Zorn das arme, müde Vieh getödtet hätte, und folglich nicht mit blutbefleckten Hosen und Wamms zum Thore gekommen wäre. — Auch darf man muthmaßen, daß der Bursche, der heute reuig und im Stande der Gnade sterben wird, vielleicht nach Jahren in Liederlichkeit und Laster gestorben wäre; weßwegen ihn die gütige Vorsehung lieber jetzt wegruft, und zwar unter Umständen, wo er der ewigen Seligkeit so zu sagen gewiß ist. — Versteht ihr's nun, Nachbarn?

So Meister Martin, der würdige Zunftmeister der Fleischergilde aus Luxemburg.

Seine Begleiter nickten ihm einstimmig Beifall, was, lieber Leser, auch wir thun wollen, und um so eher, da der würdige Mann recht weise gesprochen hat, und wir unter diesem Gespräche am Hochgerichte angekommen sind, allwo sich eine ungeheure Menschenmenge weithin drängt und stößt. — —

Dumpf dröhnt von Luxemburg herüber die Armensünderglocke, und hallt in manchem Herzen schauerlich wieder.— — Immer größer wird der Volkshaufe, — immer stärker das Gedränge um das Hochgericht. — — Siehe! da naht von Soldaten umringt, und begleitet von einem ehrwürdigen Dominikanermönche, der Verurtheilte. — — Die Menge verstummt. . . . man hört das Klopfen der Herzen. - - — Eine gräßliche Gestalt (der Henker) stellt am Galgen die Leiter zurecht. — — Auf die Kniee sinkt der Verurtheilte, die Absolution für alle begangnen Sünden zu empfangen, und ein letztes Gebet zu sagen, welches ihm der Mönch in tiefer Rührung vorspricht. — Tausende von Zuschauern knieen mit ihm, ein inbrünstiges Gebet zum ewigen Richter zu senden, vor welchem in wenigen Augenblicken die arme Seele erscheinen soll. — — Stille herrscht um den Galgen, nur von dem Gekrächze der Raben unterbrochen, welche, auf ihre Beute harrend, den Richtplatz umkreisen. — — Jetzt dröhnt dumpf und schauerlich die Trommel. — — Der Henker erfaßt seine Beute, und bedeutet dem Armen mitleidlos, die Leiter zu besteigen. — — Mit einem stummen, unaussprechlichen Blicke zum Himmel gehorcht der Verurtheilte. — Laut schluchzen die Umstehenden. — — Nun ist er oben. — Ein lauter, wirbelnder Trommelschlag und — der verurtheilte Metzger hat zu leben aufgehört! — — — — „Gott gib der armen Seele die ewige Ruhe!" tönt laut und fern der Spruch des Mönches. — „Und das ewige Licht leuchte ihr! Amen!" ruft eine gewaltige Stimme aus der Menge, alle andern übertönend. — — Es war die Stimme des würdigen Zunftmeisters der Fleischergilde aus Luxemburg. — — — —

Mehrere Jahre waren seit der Hinrichtung des Metzgers verflossen, und männiglich begann an der Schuld des armen Burschen zu zweifeln: denn seit der Zeit waren wieder mehrere Morde, und zwar an derselben Stelle, vorgefallen, ohne daß man je des Thäters habhaft hätte werden können.

Da geschah es eines Tages (es war am Vorabend des heiligen Christfestes des Jahres 1773) daß ein Pachter,

der ohnweit der Stadt auf einem unserer lieben Frau von Luxemburg gehörigen Meyerhof wohnte, seine beiden Töchter nach der Einsiedelei schickte, welche, nächst der Kapelle zum heiligen Kreuze gelegen, aus einer Grotte und einem Gärtlein bestand, um den ehrwürdigen, von Vielen für heiliggehaltenen Klausbruder zum morgigen Christfeste einzuladen. Er hatte ihnen aufgetragen, den guten Bruder wo möglich zu bewegen, schon diesen Abend mit herüber zu kommen, um ihnen die mitternächtigen Christmetten würdig feiern zu helfen. — Bekanntlich sind um diese Zeit die Tage sehr kurz, und so war es bereits Nacht, als die beiden Mädchen die Klause erreichten. Da die Thüre derselben nur angelehnt war, so traten sie ohne weiters hinein, fanden aber den Bruder nicht zu Hause. Da jedoch die unverschlossene Thüre drauf zu deuten schien, daß derselbe nicht gar weit auswärts sei, so verbargen sich die Dirnen in einer kleinen Seitenkammer, um hier den frommen Bruder zu erwarten, und ihm, den sie längst kannten, durch ihr plötzliches Hervortreten zu überraschen.

Sie waren kaum hineingetreten, siehe! da erscholl draußen ein langer, herzzerreißender Schrei, ein Schrei, wie ihn derjenige ausstößt, der, auf den Tod getroffen, seine letzte Kraft zusammen nimmt, um nach Hülfe zu rufen.

Die armen Mädchen schauderten entsetzt zusammen, eingedenk der wiederholten Mordthaten, welche ohnweit dieser Klause Statt gefunden, und bleich vor Grausen bekreuzigten sie sich, und sanken einander an die Brust. — Alles blieb still, — kein zweiter Schrei erfolgte. — Nach einigen Minuten banger Erwartung von Seiten der Pachterstöchter, erdröhnte draußen ein schwerer Tritt und — herein trat der Klausbruder, beladen — o Grausen! — mit dem blutenden und noch zuckenden Leichname einer prächtiggekleideten Dame, welchen er auf den Boden der Klause niederwarf. — Nachdem er eine Lampe angezündet hatte, machte er sich über den blutenden Leichnam her, um ihn der Kostbarkeiten zu berauben, womit Hals, Hände und Arme verziert waren, und als er mit diesem entsetzlichen Geschäfte zu

Stande gekommen war, und die geraubten Kostbarkeiten in einem Verstecke unter seinem Bette in Sicherheit gebracht hatte, lud er den Leichnam wieder auf und trug ihn fort, um denselben in einem nahegelegnen Unkenteiche zu versenken. — —

Die beiden Mädchen aber, denen das Grausen und Entsetzen Flügel geliehen, eilten hinaus in die Nacht und liefen was ihre Füße vermochten dem Pachthofe zu. —

Hier angekommen sanken beide sprach- und bewußtlos nieder, und erst nach vieler Mühe gelang es, sie wieder ins Leben zu rufen. — Nun erzählten sie unter krampfhaftem Beben, was sich in der Klause zugetragen, und Grausen und Entsetzen kam über alle, die sie hörten. —

Am andern Morgen war die Jüngste eine Leiche: — der Schrecken hatte sie getödtet.

Noch zur selben Stunde machte der Pachter Anzeige vor Gericht, und kaum zwei Stunden nach diesem seinem letzten Morde ward der Mörder in seiner Klause ergriffen und nach der Stadt gebracht.

Er konnte seine scheußlichen Gräuelthaten nicht läugnen; denn unter seinem Bette fand man alle seit vielen Jahren von ihm geraubten Kostbarkeiten, und unter diesen auch den Schmuck der Dame d'Huart von Bartringen, um deretwillen der unschuldige Metzgerbursche hingerichtet worden war. — — —

So war denn die Unschuld des armen Burschen wirklich erwiesen, und der Scharfsinn Meister Martins, des würdigen Zunftmeisters, ebenfalls. — Aber was half es Ersterm, daß seine Unschuld endlich auf Erden anerkannt wurde, ihm, der längst eines schmählichen Todes gestorben war, und der nun hoffentlich im Paradiese in der Gesellschaft seiner wackern Eltern weilte, welche Schmach und Gram in's Grab gestürzt hatten. — — —

Der schändliche Klausbruder ward nun seinerseits ebenfalls verurtheilt, mit dem Strange vom Leben zum Tode hingerichtet zu werden; und zum andernmal strömten die Luxemburger hinaus, den Mörder (aber diesmal den wirk-

lichen) der Dame d'Huart und vieler Anderer hängen zu sehen.

Es war die Jahreszeit, wo das Getreide schon zu reifen beginnt; und um das Hochgericht herum zogen sich weithin fruchtbare Getreidefelder, welche im reichsten Segen prangten.

Unter dem Galgen angekommen, verlangte der Verbrecher noch, eine letzte und aufrichtige Generalbeichte ablegen zu dürfen, und nachdem er die Erlaubniß hiezu erhalten hatte, zog er sich mit dem Pater, der ihn zur Richtstätte begleitet, in's nächste Kornfeld zurück, um ungehört und ungesehen, seine Beichte ablegen zu können.—

Schon hatte dieselbe über eine Viertelstunde gewährt, und noch machte der Verbrecher keine Anstalten selbe zu beendigen. — Des langen Harrens endlich müde, sendete man einen Gerichtsdiener nach ihm, ihn zur Eile anzutreiben: aber man denke sich das Erstaunen aller Anwesenden, als es sich fand, daß der Bruder unter dem Schutze des mannhohen Getreides entwischt, und, aller Nachsuchungen ungeachtet, nicht mehr eingebracht werden konnte. — Es war ihm gelungen, den guten Pater durch Drohungen einzuschüchtern, und darauf, bevor man seine Flucht entdeckt hatte, den nahen Baumbüsch zu gewinnen, in dessen dichtem Gehölze er vor allen Nachforschungen sicher war.

Auf solche Weise entkam, nach dem unbegreiflichen Rathschlusse Gottes, der wirkliche Mörder, nachdem der vermeintliche, der unschuldige Metzgerbursche, schmählich hatte sterben müssen. — —

Denjenigen, welcher sich erdreisten wollte, eine solche Fügung der göttlichen Vorsehung als ungerecht zu tadeln, verweisen wir zum andernmale an Meister Martin, den würdigen Zunftmeister der Fleischergilde aus Luxemburg, welcher sich auf dem Heimwege folgendermaßen in diesem Bezuge gegen seine Begleiter vernehmen ließ:

— Hat sich's wohl! — was! die Vorsehung ungerecht! warum nicht gar? — Meint ihr, ehrsame Mitbürger und Nachbarn! weil wir Erdenwürmer mit unserm Bischen

Verstande dergleichen nicht auf den ersten Blick einzusehen vermögen, die Vorsehung müßte deßwegen schon gleich ungerecht sein? — Was! soll der Topf naseweis mit dem Töpfer rechten? — Ei ja! freilich ist heute Manchem ein rechter Spaß verdorben worden, der sich ein Gaudium draus macht, seinen Mitmenschen baumeln zu sehen; aber darum heiße ich keineswegs die Vorsehung ungerecht. — Ich gebe zu, Nachbar Simon, daß der Kerl, der Klausbruder, ein schändlicher Bösewicht ist: aber es hat auch der schändlichste Bösewicht, eine unsterbliche, mit dem Blute des Heilands erkaufte Seele. — Wie! liebe Nachbarn und Zunftgenossen, wenn nun dieser Elende noch nicht bereit war, vor den Thron des gestrengen ewigen Richters zu treten?—wie! wenn dieser schnelle Tod keine genügende Buße für seine vielen Gräuelthaten gewesen wäre? — wie! wenn es sich die Vorsehung vorbehalten hätte, ihn auf dem Wege der Reue, des Grames, des Elendes — was weiß ich! — zurückzuführen auf die Bahn des Christenthums und der Tugend, damit er endlich, wie der reuige Mörder zur Seite Christi, noch eingehe in's Paradies? — was meint ihr, Nachbarn! hätte sie da nicht höchst weise, höchst langmüthig, in einem Wort—höchst gerecht gehandelt?

— Wohl, Meister Martin!—Aber wenn der entronnene Bösewicht nun irgend anderswo seine scheinheilige Mördergrube aufschlagen, und nach wie vor das Blut ehrlicher Christenmenschen vergießen und selbe berauben wollte?

— Dann freilich.....ja, dann.......nein, nichts da! Das wird er nicht; er hat wohl allzunah an den Galgen geschmeckt, um nicht heilsam erschüttert worden zu sein. — Aber wenn er auch wirklich sein schändliches Gewerbe wieder ergriffe, so würde ich mich selbst dann noch den Fügungen der göttlichen Vorsehung demüthiglich unterwerfen; selbst dann noch würde ich gläubig und vertrauungsvoll ausrufen:

„Weise und gerecht, o Herr! sind alle deine Wege!“

———

VI

Die Sage

von den sieben Schläfern zu Hollerich.

Zu Hollerich, einem Dorfe etwa tausend Schritte von der Hauptstadt Luxemburg entfernt, wohnte vor vielen Jahren eine arme Wittwe mit sieben lebenden Kindern, wovon das älteste kaum zehn Jahre zählte. Ihr Mann, ein armer Taglöhner, war erst vor einigen Tagen begraben worden, und die gute Frau hatte während seiner langwierigen Krankheit ihren letzten Heller zugesetzt. Das beste Hausgeräth war mit ihren besten Kleidungsstücken ein Stück nach dem andern, zum Trödler gewandert, und für den Erlös waren Arzneien angeschafft worden: aber auch dieses letzte Opfer, diese letzten Hilfsmittel des armen Weibes waren fruchtlos geblieben. Der Kranke starb — und nun saß die trauernde Wittwe da im kalten, leeren Kämmerlein, ein Kind auf dem Schooße, die andern sechs um sich herum, und die Arme weinte, und die Kinder weinten und klagten der trostlosen Mutter ihren Hunger.—
Bleich und fast wirren Blickes schaute diese der Reihe nach auf die sieben wimmernden Kleinen: und auf den sieben theuern Gesichtchen las sie den schmerzlichen Hunger, und in den hellen, die Wangen herabströmenden Zähren die glühende Bitte um Brod. — — Aber das letzte Stückchen war verzehrt, der letzte Heller ausgegeben! — — —
Mit geisterhaftem, verzweifelndem Blicke sah das arme Weib von ihren Kindern zum Himmel hinauf, und mit herzerreißender Stimme klagte sie die Vorsehung an, wegen ihrer äußersten Verlassenheit.

— Sieh die armen Würmer! — rief sie aus — sieh, o Gott! sie hier, die du mir gegeben, und die du nun verhungern lässest! — Was thaten sie dir, was that ich dir, daß du uns so mitleidlos züchtigest? — Warum gabst du mir die Kinder, wenn du mir kein Brod geben willst, sie zu ernähren? Rühren dich die Klagen der hungernden Würmlein nicht? Rührt dich nicht der Jammer der Mutter? — Ha! so nimm sie nur zurück, die du mir gegeben, ihnen selbst und mir zur Qual! — Nimm sie wieder zu dir; denn länger trag' ich's nicht, sie hungern zu sehen, und ihnen auch nicht den kleinsten Bissen Brod reichen zu können. —

So klagte in ihrer Verzweiflung das Weib, anstatt hoffend und vertrauend zum Vater im Himmel, zum Helfer in der Noth, zu beten.

Und siehe! wie das Zürnen des Unsichtbaren zog ein Rauschen des Abendwindes durch die zerbrochnen Fensterscheiben — das Weib erbebte und die hungernden Kinder verstummten.

Im kalten leeren Kämmerlein wird es nach und nach stiller, die sieben Kleinen sind von der Mutter auf die Strohschütte gebettet, und mit ihren letzten Kleidungsstücken zugedeckt worden. Sie weinen nicht mehr vor Hunger: sie—schlafen. — — Im Herzen der kleinmüthigen Mutter steigt der Wunsch auf, daß dieser Schlummer doch — ein recht langer sein möchte. — — Am Fenster flüstert der Wind durch die zerbrochnen Fensterscheiben: und der Wittwe ist's, als koseten viele reine Kinderstimmchen am Fenster vertraulich zusammen, welche sich zuletzt in der Ferne verlieren. — — Dann ist alles still. — — — —

Der Morgen graut; und siehe! draußen pocht es an der Thüre der Wittwe. — — Mitleidige Nachbarn bringen in aller Frühe schon reichliche Gaben, welche sie mit christlicher Milde für die arme Mutter und ihre sieben Kinder gesammelt haben: Betten, Kleidungsstücke und Lebensmittel, einen ganzen Wagen voll. — — —

O welche Freude für die liebende Mutter! — Sie sieht nun ein, wie sehr sie in ihrem Herzen der göttlichen Vor-

sehung Unrecht gethan, und sie bereut ihre Kleinmüthigkeit und ihre bittern Klagen. — — Froh eilt sie hin, den noch immer fortschlummernden Kindern ihr Glück zu verkünden. —Sie will sie wecken: — aber — o Gott, gerechter! — sie wachen nimmer auf: sie schlafen hier nebeneinander allesammt den ewigen Todesschlummer! — — Der Wunsch der verzweifelnden Mutter ist erfüllt: Gott hat die Kleinen wieder zurückgerufen in den Himmel. — — — .

Vernichtet sinkt die Mutter an den sieben Leichen hin, die wie schlummernd daliegen, und im Schlummer zu lächeln scheinen. — — Aber sie wagt es nicht mehr, die Vorsehung anzuklagen: sie erkennt das gerechte Gericht des Unsichtbaren, und voll heiligen Schauers unterwirft sie sich seinem hehren Walten. — — —

Dasselbe Grab nahm die sieben Kinder der Wittwe in seinen wohlwollenden, friedenreichen Schooß auf. — Auf dem Leichensteine aber bildete man sieben ruhig schlummernde Kinder ab, auf daß dieses bedeutsame Zeugniß von dem ewigen Walten einer heiligen und gerechten Vorsehung auch für die Nachwelt aufbewahrt bliebe. — —

Das Grab der sieben Kinder der Wittwe hieß aber von dieser Stunde an:

„Die letzte Ruhestätte der sieben Schläfer.“

VII

Die Sage

vom Gartenweibchen zu Dommeldingen.

Zu Dommeldingen, einem Dorfe im herrlichen Alzett-thal, und etwa eine Viertelmeile von der Stadt Luxemburg gelegen, hauste vor vielen, vielen Jahren ein gar grämliches altes Weib, von der Niemand etwas anders wußte, als daß sie graues, struppiges Haar, triefende, feuerrothe Augen, eine lange, spitze Nase, einen zahnlosen Mund und spindeldürre Arme und Beine besaß, kurz, daß sie das leibhafte Contrefey einer böswilligen Hexe war, als welche sie denn auch von Groß und Klein angesehen wurde.

Diese häßliche Alte besaß neben ihrem Hause, worin sie mit zwei kohlschwarzen Katern mutterseelenallein wohnte, einen geräumigen Obstgarten mit einem hohen Weißdornzaun umgeben, über welchen im Sommer und im Herbste die herrlichsten Früchte, als Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, Äpfel, Birnen und Nüsse herüberblinkten, und allen Vorbeigehenden, vorzüglich aber den Kindern, das Wasser in den Mund lockten.—

Nie aber hatte man gehört, daß sie irgend Jemanden in diesen Garten geführt, oder daß sie irgend einem Kinde ein Geschenk gemacht hätte mit diesem oder dem andern auch noch so unbedeutenden Obste; und doch trug sie nie dessen zu Markte. Deßwegen hielt männiglich für ganz gewiß, daß sie alljährlich dessen eine bedeutende Menge faulen lasse, weil es unmöglich schien, daß sie allein mit ihren Katern den großen Ertrag ihrer vielen Obstbäume verzehren könne.——

Die häßliche Alte war also für die guten Leute ringsumher ein Räthsel, und zwar eines, woran sich die tiefsten, die scharfsinnigsten Köpfe des ganzen Dorfes vergebens versuchten.—

Hier hieß es nicht:

„Wer's sieht, läßt's liegen,
„Wer's nicht sieht, hebt's auf.“

oder:

„Es kömmt ein Fäßlein aus Niederland,
„Hat weder Reifen, noch eisern Band,
„Gibt zweierlei Trank doch, wie bekannt.“

oder endlich:

„Bitter außen, innen süß:
„Ei! Herr Nachbar! rathet dies!“

sondern die Alte war ein Räthsel, welches, traun! sogar noch unergründlicher sein mußte, als diejenigen, welche die chinesische Prinzessin Turandot, dem Prinzen Kalaff, und ihren vorhergehenden Liebhabern zu knacken gab, und an denen so mancher sich um den Kopf knackte: denn wie hätte es sonst den scharfsinnigen Dommeldingern, welche so geschickt in alle auch die verborgensten Geheimniße der Nachbarn einzudringen wußten, unmöglich sein können, die eines alten, häßlichen Weibes zu durchblicken.—

Erbost darüber, eine Creatur in ihrer Mitte zu haben, deren Wandel und Religion jeder wohlgemeinten Controle entging, und die, anstatt mit Frau-Tanten und Frau-Basen, ihren Kaffee, ihren Thee und ihr prächtiges Obst allein mit zwei schwarzen Scheusalen von Katern verzehrte, beschloß eine Schaar kecker, muthwilliger Bursche, ihr den Schabernack anzuthun, und ihr an einem dunklen Herbstabend ihren Obstgarten zu plündern.

Sie stiegen daher, als sie glaubten, die Alte sei zu Bette, mit einer Leiter über den hohen Zaun in den Garten, und trugen der guten Frau, bevor diese den Spektakel merkte, einige zehn Säcke der schönsten Aepfel, Birnen und Nüsse davon. — Aber plötzlich — ob der böse Feind oder das Rauschen der geschüttelten Bäume die Diebe verrathen, wissen wir nicht—plötzlich öffnete sich die Thüre der Alten,

und heraus stürzte diese mit grellem Geschrei, begleitet von ihren beiden Schooßfreunden, den höllischen Katern, deren Augen wie vier Kohlen glühten, und durch ihr schauerliches Feuer der Alten voranleuchteten. — Auf den ersten Blick erkannte diese den Unfug und den Gräuel der Verwüstung in ihrem Obstgarten; und die langen dürren Arme ausstreckend, und alle zehn Krallen (sie waren zu dürr, um Finger zu heißen) weit ausspreitzend, heulte sie wüthend die fürchterlichsten Flüche auf die Diebe herab, während die Katerscheusale mit grimmigem Gemiaue Baum auf- Baum abfuhren, den armen Wichten die Augen auszukratzen. —

Wüthend heulte die Alte! — grimmig miauten die Kater! —entsetzt schrieen und wehklagten die Obstdiebe! — es war eine Musik wie sie nie so gräulich in Dommeldingen gehört worden war. — —

In einem letzten, dem fürchterlichsten Fluche, erstickte die Alte, worauf sich die beiden Kater heulend über sie herwarfen; und so entkamen für diesmal die Diebe noch mit genauer Noth dem Verderben, das sie in diesem schauerigen Garten von allen Seiten bedroht hatte. — Jedoch fand es sich am andern Morgen, daß das Grausen und Entsetzen dieser schreckensvollen Nacht aller Haare weiß gebleicht hatte. — Keiner von allen überlebte den kommenden Winter. —

Noch heutiges Tages spuckt das Gespenst der fürchterlichen Alten, welche wirklich eine boshafte Hexe gewesen, und sich von zwei höllischen Geistern, in Gestalt zweier Kater hatte bedienen lassen, unter dem Namen des „Gartenweibchens" in den Obstgärten von Dommeldingen, allwo sie während des Sommers und des Herbstes allnächtlich ihre Runde hält, noch immer begleitet von den beiden Katern mit den gräßlichen Feueraugen, welche wohl fähig sind, auch den verwegensten und furchtlosesten aller Obstdiebe Schrecken einzujagen, und ihn für immer aus andrer Leute Gärten zu verscheuchen. — —

VIII

Die Sage

von dem Wichtellein zu Sterpenich.

Da wo heut zu Tage, ohnfern von der Grenze der belgischen Provinz Luxemburg, und etwa dritthalb Meilen von der Hauptstadt des Großherzogthums selben Namens entfernt, das Dorf Sterpenich liegt, stand vor langer Zeit eine feste Ritterburg, auf welcher ein gar gestrenger und grausamer Ritter hauste, der seines wilden Wesens halber von allen seinen Nachbarn gehaßt, und von allen seinen Untergebnen gefürchtet und verabscheut war. Er entblödete sich nicht, seine Diener und Leibeignen mit eigner Hand zu mißhandeln; und mancher wackre Dienstmann mußte, eines sehr geringen Vergehens wegen, tief unten im Burgverließ schmachten. —

Mit den Burgherrn, seinen Nachbarn, lag er beständig in Fehde: denn es war für ihn die größte Lust, ihre Gauen zu verwüsten, und ihre Dienstmannen niederzumetzlen; und rings wiederhallten eitel Jammer und Wehklagen, sobald der grausame Ritter gerüstet die Burg verließ.

Ohnweit von der Burg des schlimmen Raufboldes hauste zu derselben Zeit im tiefem Schachte der Erde ein Elfe, oder — wie die Elflein im Lande Luxemburg überall heißen — ein Wichtellein, welches durch den ununterbrochnen Kriegslärm und das unaufhörliche Wehklagen der Unglücklichen in seinem stillen Wirken gestört wurde. — Es war dieser Elfe nämlich damit beschäftigt, die Berge mit schönen lichtblauen und gelben Erzstreifen zu durchwirken, die Felsenhöhlen mit allerlei wunderbaren und anmuthigen Tropfsteingebilden zu verzieren, den Quellen, die sich tief in den

Felsen verirrt, einen Ausweg zu graben, den Pflanzen und Blumen auf den Fluren rings umher nährenden und belebenden Saft zuzuführen, so wie selbe mit lieblichem Grün und buntem Schmelz zu bekleiden, und was dergleichen Elfenbeschäftigungen mehr sind. — Dieser friedliche und wohlthätige Elfe ward, wie gesagt, durch das arge Treiben des wilden Ritters in seinem Werke gestört, und beschloß daher sich bei der nächsten Gelegenheit an dem zanksüchtigen Recken zu rächen, und sich und andern vor ihm Ruhe zu verschaffen; und siehe! diese Gelegenheit bot sich ihm nur allzubald dar. —

Es schickte nämlich der grausame Ritter eines Tages einen seiner Leibeignen nach der fernen Stadt Metz mit einer Botschaft, auf welche der gestrenge Burgherr noch am Abend desselben Tages Antwort haben wollte, was aber rein unmöglich sein mußte, da der Bote den weiten Weg zu Fuß zurücklegen sollte.

Da jedoch der Tyrann keinen Widerspruch ertrug, so machte sich das arme Bäuerlein stillschweigend auf und lief, was seine Füße vermochten, auf der Straße nach Metz dahin, hoffend, daß es ihm mit der Hilfe Gottes und seines heiligen Schutzpatrons doch vielleicht gelingen könnte, den unbilligen Befehl seines gestrengen Herrn zu vollziehen.

Er war noch nicht weit gelaufen, siehe! da begegnete ihm auf glänzendem Silberwäglein mit drei milchweißen Rossen bespannt der Elfe aus der Felsenhöhle, und entbot sich, ihn auf seinem Gespann nach Metz und zurückzufahren. Man denke sich, ob der arme Schelm dieses Anerbieten mit herzlichem Danke annahm! —

Auf dem raschen Elfengespann langte das Bäuerlein noch vor der festgesetzten Stunde wieder auf der Burg an, und brachte dem Ritter die verlangte Antwort. Dieser aber, anstatt ihm für seinen schnellen Gang einen reichlichen Botenlohn auszuzahlen, fragte ihn barsch, wie es ihm möglich geworden, einen so weiten Weg in einer so kurzen Zeit zurückzulegen.

Das Bäuerlein erzählte nun ganz offen, wie dieses ge-

kommen, und fügte dann schließlich noch folgende bedeutsame Worte hinzu: „Auch hat mir das Wichtellein aufgetragen Ew. Gestrengen mitzutheilen, das es in Kurzem kommen wolle, Ew. Wohledlen mit seinem Gespann ebenfalls zu einer Reise abzuholen, und zwar zu der weiten und letzten Reise in die Ewigkeit.“ —

Bei diesen Worten erblaßte der Ritter; seine Haare sträubten sich; kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne; er schauderte; und zusammensinkend hauchte er in tiefem Entsetzen:

„Sterben — ich!“ —

Als am Abend die Schatten sich grau und gespensterhaft über die Umgegend lagerten, sah man einen mit vier schwarzen Rappen bespannten Leichenwagen den Schloßhof des grausamen Ritters verlassen. — Es war das Gespann des Elfen, welcher die Leiche des Herrn von „Sterben — ich“ entführte.

IX

Die Sage

vom „Schappmännchen“ oder dem wilden Jäger.

Ich mochte ein Bube von etwa fünfzehn Jahren sein — so erzählte mein Großvater — als ich in einer trüben Oktobernacht mit meinen Pferden in einem der Felsengründe des Baumbusches hielt, allwo ich, in eine mitgebrachte wollene Decke gehüllt, mein Nachtlager unter dem ersten besten Strauche aufschlug, indessen die Pferde zwischen den Hecken umhergrasten. — Denn (zu uns Knaben gewendet) ihr müßt wissen, ihr Tagdiebe! daß die jungen Burschen zu meiner Zeit kein solches Schlaraffenleben führen, und daß sie nach eingenommener Abendsuppe sich nicht so getrost auf's Ohr legen und sorglos schnarchen konnten, wie ihr. Damals mußten wir Jungens vom Lande uns sowohl bei Nacht als bei Tag — (wenigstens während der drei bessern Jahreszeiten) draußen herumtreiben: im Tage auf dem Felde oder der Wiese, hinter dem Pfluge, der Sense oder der Sichel, in der Nacht aber im Walde bei den Pferden, die damals nicht wie heute im Stalle gefüttert wurden. — Und so klepperte ich demnach, so lange noch ein Hälmchen Gras im Walde wuchs, jeden Abend, den Gott erschaffen, hinaus in den Wald, allwo, wie gesagt, ich mich unter den nächsten besten Strauch bettete, und meine Pferde zwischen den Hecken umher grasen ließ. —

An dem erwähnten Abend also lag ich wie gewöhnlich in meine Decke gehüllt unter einem dichtbelaubten Buchenstrauche und mochte (denn dieses konnte ich zeitlebens nicht lassen) so recht aus ganzem Herzen schnarchen, als ich plötzlich durch einen ungewöhnlichen Lärm geweckt wurde. — Nein, dergleichen hatte ich meiner Lebtage nicht gehört:

bald schien's in der Luft, bald auf der Erde, bald hinter mir, bald vor mir zu sein; und das schrie, bellte, heulte, hussate, trarahte, daß man meinte, die ganze Hölle sei los. — Ich schaue auf und — hier wäre ganz gewiß ein Muttersöhnlein von eurem Schlage in Ohnmacht gesunken — vor mir steht eine dunkle, riesengroße Gestalt, welche, obwohl sie mir den Rücken zuzuwenden scheint, mich mit fürchterlichen, feurigen Augen anstiert. — Glück mir damals! daß ich ein Bursche war, der Herz im Leibe hatte, und der, durch Strapatzen aller Art hart gemacht, den Teufel nicht fürchtete. — Ich fuhr empor und, mich bekreuzigend, sagte ich meinen Spruch: „Alle guten Geister" u. s. w., und fort trollte sich heulend der scheußliche Unhold mit den rollenden Feueraugen, und nun nahm ich auch wahr, daß er das Gesicht im Nacken hatte; denn, von mir weg schreitend, stierte er mich nach wie vor mit diesen gräulichen Wolfsaugen an. — —

Und immer fürchterlicher ward der Höllenlärm um mich her: bau! bau! wau! wau! hussasa! hulallala! hallo! hussa! trarah! huhuh! bellte, zeterte, schmetterte, heulte es über mich weg, und bevor ich mich recht überzeugt hatte, daß ich so eben das berüchtigte „Schappmännchen" leb- und leibhaftig mit Augen gesehen, und daß es die wilde Jagd sei, die so entsetzlich durch den Wald lärmte, war die ganze saubere Bescheerung schon weit weg und baubaute, hussate, hallote, trarahte und huhuhte in stürmendem Zuge über die fernen Berge des Grünenwaldes dahin. —

— Ei! Großvater! wie Euch da angst und bange sein mußte! — Angst und bange! — mir! vor dem „Schappmännchen!" — Glaubst du denn, du Narr! ich habe mein Kreuz nicht zu schlagen, und meinen Spruch nicht zu sagen gewußt, der alle Geister Rede zu stehen zwingt? und wer zu meiner Zeit dieses wußte, der brauchte sich vor keinem Gespenst zu fürchten, und wärs der leibhafte Gott-sei-bei-uns selbst gewesen, vorausgesetzt, daß er ein gutes Gewissen hatte und das Herz nicht in den Hosen trug. —

— Aber ich hätte mich doch gefürchtet, Großvater!

— Du! — — Na! das glaub ich..... Du und alle die Milchgesichter von jungen Burschen des heutigen Schlages wärt — deß bin ich sicher — vor Angst und Weh in die Erde gekrochen. — Aber man vergleiche mir auch die wasserzarten Muttersöhnlein, die gelahrten Büchermännlein von heute nicht mit den rüstigen, baumstarken, herzhaften Burschen meiner Zeit! — Freilich! die heutigen Bürschlein wissen besser in Büchern zu lesen, sie können besser schönes weißes Papier beklexen und verhunzen, können sogar über Gott und Natur raisonniren, und möchten wohl gar Jenen keck eines Bessern belehren, und an den Gesetzen dieser herumpfuschen: aber vor einer etwas derben Ohrfeige sinken sie zusammen, vor einem kalten Lüftchen möchten sie in den Ofen kriechen und von Gott und Natur ist nichts himmelweiter entfernt, als eben sie. — Ja wohl! wenn man in den Büchern Gott und die Natur finden könnte! aber nichts da! die finden sich nur draußen in der weiten, freien Natur selbst, unter dem heitern, blauen Himmel, im rauschenden Walde, auf den saatbedeckten Feldern, den blumigen Fluren, den himmelanstrebenden Bergen, nicht aber im engen, staubigen Schul- oder Bücherzimmer. — Deßwegen mußten unsre wackern Voreltern, trotz ihrer Einfalt, auch sicherlich mehr davon wissen, als die heutigen Ofenhocker. — Es ist wahrlich zum Tollwerden, wenn man sehen muß, wie es das Menschenvolk heute treibt, und wie es sich offnen Auges in die Pfütze der kläglichsten Armseligkeit und Nichtigkeit hineinarbeitet! — Na! da kannten's die Väter doch besser, wenn sie aus ihren Buben, anstatt gelahrter, schwindsüchtiger Bücherwürmlein, tüchtige, thatkräftige, herzhafte Bursche zogen, die durch Rührigkeit und ewig heitern Sinn sich und andern das Leben angenehm machten. — Ja! damals gab's noch ein Leben auf der Welt: man konnte sich noch mit ganzer Seele freuen und lustig sein; man liebte sich, half sich damals noch einer dem andern, und schlich nie den Kopf hängend (als ob man was Wunders darin hätte) daher, sich mißmuthig, mißgünstig, herz- und gemüthlos anstierend.

Und dann vollends die Dirnen! — Alle Wetter! wenn man die netten, geputzten Dinger von heute so herumschleichen, und so träge den Kopf hängen sieht, so wollt' man schwören, es seien künstlich gearbeitete Puppen, von Gott weiß welchem Pfuscher von Mechanikus wie eine Uhr (nur viel schlechter) in Bewegung gesetzt. — — — Alles an ihnen ist Kunst und Künstelei; kein Sonnenstäubchen von Natur! — Und doch wähnen sich die Jammergestalten (und sie schämen sich sogar nicht, es laut zu sagen) weit vornehmer, als ihre wackern, rüstigen, tugendsamen Mütter, und dies vielleicht (warum? haha!), weil sie es nicht wie diese verstehen, die Haushaltung zu führen, zu weben, zu spinnen, zu kochen, zu backen, zu graben und zu hacken! — Aber dafür — ei ja! — dafür wissen sie auch besser Hochdeutsch und Französisch, zu tanzen und sich zu putzen. — —

Ei! Vater — fiel hier meine Mutter lächelnd ein — (sie wußte wohl, daß es so die Art alter Leute ist, über die Zeit zu klagen, wo sie nicht mehr fähig sind, an den Freuden und Vergnügungen der Welt Theil zu nehmen, und daß weil sie sich in ihren weißen Haaren von derselben verlassen sehen, sie gern mit ganzer Seele zu der Vergangenheit zurückkehren, und sich freuen in der Rückerinnerung ihrer froher Jugendzeit) — ei! Vater! meine Mutter und Großmutter werden auch getanzt haben? und was die Bücher betrifft, so habt Ihr ja auch nichts dagegen, wenn Euch die Knaben schöne Historien, wie die von den vier Heimonskindern, dem Kaiser Oktavianus, dem Herzog Ernst, dem gehörnten Siegfried und andere ähnliche, vorlesen. Die Bücher müssen also doch auch ihr Gutes haben. —

— Deine Mutter und Großmutter haben allerdings getanzt; aber es geschah nur ein- oder zweimal des Jahres, und dies zwar bei ausgezeichneten, fröhlichen Festen, nicht aber jeden Sonn- und Feiertag. Sie machten sich aus Putz und Tanz nicht ein Hauptgeschäft ihres Lebens. Und was die vorerwähnten Historien angeht, so hör' ich sie eben deßwegen so gerne, weil es sich darin handelt von herzhaften, kraftvollen, wackern Männern, die sich vor Riesen, wilden Thieren und Gespenstern nicht mehr fürchteten, als

wir es etwa vor einem Hasen thun, und weil sie von edlen, hochherzigen, tugendsamen Frauen berichten, welche unsern heutigen Zierpuppen gleichen wie meine Faust einem Hänflingsei. — Ei! käme mir einer von den Schlingeln und wollte mir die Geschichte eines heutigen Laffen vorlesen, ich wollte ihn bald recht höflich mit seinem schäbigen Buche zum Henker schicken. —

— Aber, Großvater! du vergissest, daß du uns die Geschichte vom wilden Jäger erzählen willst. —

— Der Bursch hat Recht. Ich habe mich da in der Hitze des Gespräches himmelweit von meiner Erzählung entfernt, und hatte wahrlich Unrecht; denn was hilft hier das Greinen eines alten Mannes? die Menschen gehen doch ihren Gang gut oder bös, und am Ende gibt's doch immer eine göttliche Vorsehung, die schon dafür sorgen wird, daß die Welt nicht aus den Fugen gehe. — Kehren wir demnach getrost zu unserer Geschichte zurück! — — —

Auch du freundlicher Leser — wir hoffen es zu dir — wirst mit uns dem alten Manne seine Abschweifung zu gute halten, und mit uns dem guten Greisen gespannt näher rücken und ihm zuhören, wenn er folgendermaßen in seiner Erzählung fortfährt:

— Der Mann, welcher heute unter dem Namen des „Schappmännchen" oder des „wilden Jägers' auf Erden herumirrt, und in jener Nacht bei mir vorbeisauste, war seiner Zeit ein großer und mächtiger Herr, dessen Gebiet sich von den Ufern des Rheines die Eifel herauf bis zu den Gestaden der Mosel hinzog. Man nannte ihn den Rheingrafen, obwohl er über das ganze Churfürstenthum herrschte, weil der größte Theil seiner Besitzungen am Rheine lag. —

Er war ein weit größerer Freund des Waidwerks als der christlichen Religionsübungen, und zog er glücklich und mit reicher Beute von der Jagd nach Hause, so fragte er wenig darnach ob der Tag ein Sonn- oder Feiertag gewesen, und ob er an demselben die heilige Messe gehört hatte oder nicht.

Männiglich fand Anstoß an diesem seinem unchristlichen

Betragen, und weit und breit äußerte man sich mißbilligend über diese wilde Leidenschaft zur Jagd: aber Graf Otto machte sich eben so wenig aus dem Gerede der Leute, als aus dem Sonntage und der heiligen Messe; und so zog er, gegen das ausdrückliche Gebot Gottes und der Kirche, nach wie vor an Sonn- und Feiertagen hinaus in den Wald, die Luft erschütternd mit dem Schmettern der Jagdhörner und dem Lärm wilder Jagdlieder. —

So zog er denn wieder eines Sonntags mit einem großen, glänzenden Gefolge aus den Thoren der Stadt Trier hinaus, um, wie dies seine Gewohnheit war, in den wildreichen Wäldern der Eifel seine Lust an der Jagd zu büßen. Die Sonne stieg eben in ihrer majestätischen Pracht über die Berge herauf und vergoldete mit ihren lieblichen Strahlen das Kreuz auf der Kuppel des Domes zu Trier. Und siehe! feierlich erscholl das Geläute der Glocken, welche die frühmuntern Trierer zur ersten Messe riefen. — Auch Graf Otto fühlte, wie dieser Ruf in seinem Herzen wiederklang und ihn ermahnte, doch wenigstens dieses erste Stündlein des heiligen Tages seinem Gott zu weihen; aber vergebens rief diese warnende Stimme in seinem Innern, er hörte nicht auf sie und zog, von seinem Gefolge umgeben, lärmend seines Weges dahin. Die Rosse wieherten, die Reiter jauchzten, die Hörner dröhnten, Jagdgesänge erschollen und der Wiederhall vertausendfachte die fröhlichwilden Noten in den grünen, waldigen Bergen. — —

Auf einem Kreuzwege im Walde angelangt, sah der Rheingraf plötzlich zwei unbekannte Ritter von verschiedenen Seiten auf sich zureiten. — Der, welcher sich von der rechten Seite nahte, war ein Jüngling in der Blüthe der Jugend. Er trug eine glänzende silberne Rüstung, die überall reichlich mit Gold verziert war. Er ritt ein glänzend weißes, fleckenloses Roß, welches er mit der größten Anmuth und Geschicklichkeit zu lenken verstand. Sein langes Goldhaar floß ihm in reichlichen Locken auf die Schultern herab und umwallte gar anmuthig sein schönes Angesicht, dessen reine Lilienfarbe von dem lieblichen Rosenroth der Wangen noch erhöht wurde. In seinen hellen, blauen Au-

gen spiegelte sich der Himmel heiterer, als in der reinsten Silberquelle, und, wie eine Reihe der reinsten Perlen, zeigten sich seine Zähne zwischen den Korallenlippen, welche ein anmuthiges Lächeln belebte. Das ganze Auftreten des jungen Ritters drückte bei aller Anmuth, Würde und Majestät aus, so daß man an dieser herrlichen, mit allen Reizen der Vollkommenheit ausgestatteten Gestalt den Stempel des höhern, des überirdischen Wesens nicht leicht verkennen konnte.

Der Ritter aber, welcher von der linken Seite herankam, ritt einen feurigen, kohlschwarzen Rappen, den er mit kräftiger Faust nach seinem Willen regierte. Sein langer, feuerrother Mantel bedeckte eine ebenfalls schwarze, aber sehr reichliche, prächtige Rüstung. — Es war ein Mann in der besten Kraft des Alters, von riesigem Wuchse, athletischen Gliedmaßen, gebräunter, dunkler Gesichtsfarbe und dichtem, krausem, schwarzen Haar; seine hohe und breite Stirne, auf welche die Blitze des Himmels tiefe Furchen gezogen zu haben schienen, zeugte von Stolz und Kühnheit; um seine dünnen, blassen, zusammengepreßten Lippen irrte ein unheimliches, hämisches Lächeln, welches zugleich Verachtung, Ingrimm und Haß ausdrückte; seine kleinen, schielenden Augen sprühten, wie Blitze im schwarzen Gewittergewölk; kurz, seine ganze Gestalt, welcher man übrigens eine gewisse männliche Schönheit nicht absprechen konnte, hatte etwas Unheimliches, Abstoßendes, Satanisches. — —

— Ei! willkommen im Grünen! ihr edlen Ritter! — rief ihnen der Rheingraf entgegen. Ihr habt eben die rechte Stunde getroffen, wenn's euch zusagt, eine Stunde des edlen Waidwerks in unserer Gesellschaft zu pflegen. Das Wetter ist herrlich und Alles deutet auf eine glänzende und glückliche Jagd. —

— Daran zweifle ich — erwiederte der Ritter zur Rechten — und ich befürchte, daß der Abend die glänzenden Versprechungen des Morgens nicht erfüllen werde. — Jedes Ding sollte seine Zeit haben: und sechs Tage in der Woche sollten — so däucht mir's — hinreichen, die Leidenschaft

an der Jagd zu befriedigen, so daß man zum Wenigsten an dem heiligen Sonntage dem Gebote des Herrn, das diesen Tag zu heiligen befiehlt, nachkommen könnte. Hört Ihr nicht, Herr Ritter! das festliche Geläute, welches Euch und Euer Gefolge sowohl, als jeden andern Christen, zum Gottesdienst ruft? Schon steigt der andächtige Gesang der frommen, gläubigen Menge zum Himmel empor, einstimmend in die Chöre der Engel zum Lobe des Dreimalheiligen. Auf also! edler Rheingraf! auf! vereinigt Eure Stimme mit der Stimme der Gläubigen! stimmt ein in das Lob des Allerhöchsten! weil Euch sonst unfehlbar die Strafe des Himmels treffen wird, dessen Zorn Ihr durch Euer unchristliches Betragen herauszufordern scheint, durch welches Ihr so vielen Menschen Ärgerniß gebet.—Bei meinem Schwert! Ihr prediget wie ein Apostel, mein junger Freund! — rief spöttisch der Rheingraf. — Schade nur, daß Eure Worte hier schlecht angebracht sind! Ich bin eben gar nicht bei Laune, eine Predigt zu hören.

—Hast Recht, Rheingraf!—rief der schwarze Ritter zur Linken. —Was kümmert sich ein echter Ritter um das Geläute der Glocken und das Geplärr der Pfaffen, wo ihm der königliche Genuß des ritterlichen Waidwerks winkt! Auf denn, ihr Herrn und Ritter, in's Horn gestoßen! laßt schallen den Jagdruf! — fort! in den lustigen Wald! es lebe die Jagd! es lebe der rüstige Jägersmann!

—Wohlgesprochen! mein wackrer Kumpan! — rief der Graf—wohlgesprochen!—Dein Rath ist der eines wahren Ritters, ihm will ich folgen.— Vorwärts also, ihr Herrn! vorwärts! —

Und fort geht's: trarah! trarah! hallo! hussa! bau! bau! wau! wau! in den grünen Wald hinein, durch Strauch und Busch, durch Berg und Thal, über Hecken und Gräben, zur Rechten des Rheingrafen der weiße Ritter, zur Linken der schwarze und hinterdrein das Gefolge.

Und auf fliegt ein großer weißer Hirsch mit prächtigem, zehnzackigem Geweihe, und eilt dahin mit der Schnelligkeit des Sturmwindes.-- Nichts hemmt mehr den Ungestüm der

zügellosen Schaar.... Laut wiederhallen rings die Hörner, das Hundegebell, das wilde Hallo der Jäger.—Über Wiesen, die sie zerstampfen, durch saatenbedeckte Felder, welche sie verwüsten, saust der Zug dahin, der flehende Landmann, der Hirt und die Heerde werden überritten.—Das Wehklagen der Unglücklichen wird nicht geachtet, ihr Eigenthum nicht verschont; der Schweiß des Landmanns, das Brod seiner Kinder, wird zerstampft und zertreten.—

Und wieder reitet der Ritter zur Rechten an den Grafen heran, ihn durch ernste Worte von seinem schlimmen Thun abzumahnen. Aber umsonst: denn auch der schwarze Ritter reitet näher und sein Wort spornt den Grafen fürder und fürder auf der Bahn des Bösen.

Und: trarah! hussa! hallo! wau! wau! geht's auf's Neue stürmend hinter dem flüchtigen Wilde her, das weder im wallenden Kornfelde noch in Mitte der weidenden Heerde Schutz gefunden vor den blutgierigen Verfolgern.—Fluch und Verwünschung folgt allenthalben dem wilden Zuge.—

Mit Schaum und Blut bedeckt, und hart bedrängt von den wüthenden Hunden und den mitleidlosen Waidmännern, sucht das lechzende Thier endlich Schutz in einer Kapelle neben der Einsiedelei eines frommen, ehrwürdigen Klausners: aber auch bis hieher folgt ihm der wüthende Troß.—Aber siehe! mit greisem Haupte und schneeweißem Barte tritt auf die Schwelle der ehrwürdige Mann, und bittet den Grafen um Schonung für das arme gehetzte Thier.—

—Kehre um! Rheingraf!—ruft er ihm entgegen—und habe Erbarmen mit dem armen Thier, das in seiner äußersten Noth Schutz gesucht hat im Hause des Herrn!—Kehre um! und entweihe nicht durch grausames, unbarmherziges Thun das Heiligthum des Allbarmherzigen!—

Und abermals reitet heran zum Grafen der Ritter zur Rechten und ermahnet ihn feierlich, den Worten des ehrwürdigen Klausners Gehör zu geben.—Aber auch wieder treibt ihn der Ritter zur Linken, der Worte des Greisen nicht zu achten. Und ach! der Unglückliche folgt diesem, nicht jenem. Er stößt laut in's Horn und eilt mit ge-

schwungnem Jagdmesser dem gottgeweihten Orte näher. — Aber im Augenblick, wo er die Schwelle des Tempels übertreten will, hat die Erde gebebt! — schwarze Wolken haben den Himmel wie ein Leichentuch überzogen und den Tag in Nacht verwandelt!....

Die Augen des Grafen sind wie mit Blindheit geschlagen; er kann nicht mehr den Greisen, nicht mehr die Kapelle, nicht mehr sein Gefolge unterscheiden.... Umsonst sieht er sich nach den Seinigen um.... sie sind vor seinen Augen verschwunden. — — Er will rufen: kein Laut dringt aus seiner Kehle; — er schwingt seine Peitsche, sie gibt keinen Schall von sich; — er stößt in's Horn, es ist tonlos verstummt. — Alles um ihn her ist lautlos, starr, geisterhaft! — Hundegebell, Jagdruf, Hörnerschall, alles ist verstummt vor dem Zürnen einer unsichtbaren, einer überirdischen Macht. — Und siehe! aus der Ferne rollt ein Tosen herüber gleich dem Brausen der Brandung eines sturmgepeitschten Meeres an den Felsen des Gestades; es kömmt näher.... wird stärker.... es ist das Rollen eines mächtigen Donners. — Blitze zucken schlängelnd durch das schwarze Gewölk, die grausenhafte Nacht auf Augenblicke erleuchtend, und eine mächtige Stimme spricht aus der Wolke das Urtheil aus, über den unbußfertigen Ritter. — Es lautet schrecklich, unwiderruflich:

„Du, der du Gott zu höhnen und seine heilige Religion „zu verachten gewagt, der du weder göttliche noch mensch„liche Gesetze geachtet, und weder mit Menschen noch Thie„ren Erbarmen gehabt; du, der du es gewagt hast, den „gerechten Zorn des Himmels auf dein schuldbeladenes Haupt „herabzurufen, zieh hin! fliehe, Unglücklicher! die Geister „des Abgrundes sollen dich verfolgen bis zum letzten Tage „der Erde! — Nirgends auf der weiten Welt soll dir ver„gönnt sein zu ruhen, dir, der du erbarmungslos deine „Mitmenschen wie das Wild deiner Wälder gehetzt, und „kein Mitleid mit ihrer Verzweiflung gehabt hast! — auf! „— fliehe! — verzweifle! — “

In tiefem Grausen erbebt der Verurtheilte: aber sein Herz bleibt der Reue verschlossen. —

Und lauter rollt der Donner.... schneller und gräßlicher zucken die Blitze.— — Unter Feuer und Flammen öffnet sich die Erde und aus dem schwarzen Schlunde taucht eine dunkle, riesige Gestalt auf... sie erfaßt den Ritter am Genick.... und plötzlich steht diesem das Angesicht im Nacken.

Aus dem feurigen Schlunde steigen die Geister des Abgrundes herauf.... Hunde und Jäger, der Hölle entstiegen, heulen gräßlich zur Jagd.... Das Grausen und Entsetzen gibt dem elenden Grafen den Gebrauch seiner Glieder zurück; und fort geht's über Berg und Thal, durch Flur und Wald, indem er ein entsetzliches Geheul ausstößt. Doch wie sausend er auch dahin fliegt, ewig sind ihm die höllischen Ungeheuer auf den Fersen, ewig drohen ihre weitaufgesperrten Rachen ihn zu verschlingen!— Seinen Blick aber kann er nicht wegwenden von den scheußlichen Gestalten, ewig muß er auf dieselben in fürchterlichem Grausen hinsehen; denn sein Gesicht steht ihm im Nacken und wendet sich nimmer nach einer andern Richtung.— —

Auf diese Weise—so endigte mein Großvater seine schaurige Erzählung—irrt nun der Ritter schon viele hundert Jahre ohne Rast und Ruhe auf der Erde herum, ein warnendes Beispiel für alle diejenigen, welche sich versucht fühlen, den Sonntag zu entweihen durch weltliche Lust und sündhafte Vergnügungen.— —

X

Die Sage

vom Burgfräulein auf dem Johannisberge.

Der höchste Berg im Großherzogthum Luxemburg ist der etwa 2 Meilen nach Süden von der Hauptstadt entfernte, steil und kegelförmig aufsteigende Johannisberg, welcher sein buschbekränztes Haupt hoch über eine der anmuthigsten und fruchtbarsten Gegenden des ganzen Landes erhebt, gleichsam als sei er zum treuen Hüter und Wächter der reizenden Gefilde dahingesetzt.

Nichts Lieblicheres, Idyllischeres und zugleich Herrlicheres läßt sich denken, als der Anblick, welcher sich vom Scheitel dieses Berges dem entzückten Auge des Naturfreundes darbietet. Begeistert bricht man hier unwillkührlich in die Worte des Dichters aus:

„Welch ein Gefilde
„Zum schönsten Bilde
„Für Dietrichs Hand!
„Hier Felsenwand,
„Dort Ährenfelder
„Und Wiesengrün,
„Dem blaue Wälder
„Die Grenze zieh'n!"

So weit das Auge reicht, nichts als üppige Wiesenfluren, reiche Saatfelder, schattige Haine, freundliche Dörfer, die sich wie eben so viele Edelsteine auf dem frischen Grün der Auen ausnehmen, unzählige Quellen, Bäche und Flüsse, welche gleich hellglänzenden Silberfäden die grünen Gefilde durchziehen; und, um das Gemälde vollständig zu machen, denke man sich über Alles dieses das reinste, goldenste Sonnenlicht ausgegossen. — —

Weit hinaus in die Ferne dehnt sich der Horizont, un der trunkne Blick verliert sich erst da, wo die Entfernung mit ihrem bläulichen Duft die angrenzenden Gefilde und Berggipfel fremder Staaten in duftige, verschwebende Nebelfarben kleidet. — Ein unaussprechlich wohlthuender Zauber, ein reiner, himmlischer Friede, ist, gleich dem Lächeln eines segenbringenden Himmelsboten, über die ganze Landschaft ausgebreitet; und in das Herz des fühlenden Menschen zieht eine niegeahnte Seligkeit ein beim Anblicke so vieler Reize, so vielen Segens. — —

Es mögen etwa neun Jahrhunderte sein, da erhob sich hier die stolze, mächtige Burg des Herrn von Johannisberg. Herr Raoul bewohnte dieselbe zu dieser Zeit mit seiner Gemahlin, Anna von Hesperingen, einer Schwester des tapfern und mächtigen Roger von Hesperingen, welcher ebenfalls mit dem Herrn und Ritter von Soleuvre, verschwägert war. Die drei Schwäger, Roger von Hesperingen, Raoul vom Johannisberg, und der Herr von Soleuvre, waren nicht allein verbunden durch die Bande des Bluts, sondern sie waren auch von jeher treue Kampfgefährten und Waffenbrüder gewesen, und hatten, um ihre Freundschaft zu besiegeln, ein Trutz- und Schutzbündniß unter sich beschworen gegen Jeden, der es wagen würde diesem oder dem andern von ihnen Fehde zu bieten; und kraft dieses Bündnisses waren die drei Schwäger vor aller Mißhelligkeit von Seiten ihrer kriegerischen Nachbarn gesichert. — Eine rothe Fahne sollte bei Tage, ein auf der Warte angezündetes Feuer bei Nacht das Zeichen sein, die Verbündeten zum Angriffe oder zur Vertheidigung herbeizurufen.

Nur ein einziges Kind besaß der Herr von Johannisberg, ein Töchterlein, dem man seiner blendenden Schönheit wegen den Namen Lucine *) gegeben hatte. Fräulein Lucine war der Abgott ihrer Eltern, welche sie höher hielten als jedes Ding auf Erden. Keiner ihrer Wünsche durfte unerfüllt bleiben; auf den leisesten Wink von ihr eilte eine ganze Schaar von Zofen und Pagen herzu, welche wetteiferten,

*) Andere nennen sie Ermesinde.

ihr den Wunsch im Auge zu lesen, um selben schon erfüllen zu können, bevor er noch ausgesprochen wäre.—

Ihre wundervollen Reize entfalteten sich mit jedem Tage herrlicher; und da sie erst ihren sechszehnten Frühling antrat, mußte sich männiglich gestehen, kein Fräulein weit und breit dürfe sich an Glanz und Schönheit mit ihr vergleichen.—

O! daß Lucine doch eben so gut als schön geworden wäre! — —

Aber, ach! die thörigte Erziehungsweise ihrer Eltern war schlecht dazu geeignet, ihr Inneres gleichzeitig mit ihrem Äußern auszubilden und zu vervollkommnen! —

In dem Maße, wie ihre körperlichen Reize sich entfalteten und ausbildeten, traten jene der Seele zurück und verschwanden allmählig mehr und mehr. Immerwährend von Bewunderern und Schmeichlern umgeben, von Jung und Alt fast vergöttert und angebetet, entwickelten sich in ihrem Herzen schon frühzeitig Eigensinn, Launenhaftigkeit und Stolz, Hochmuth und Übermuth. — Frühe schon lernte sie, unter allen Erdengeschöpfen nur sich zu sehen; sie lernte, nur in dasjenige einen Werth zu setzen, was dazu beitragen konnte, ihre Befriedigung zu erhöhen, die Augen der huldigenden Menge auf sie zu ziehen. Sie blickte hoch auf ihre ganze Umgebung, ja sogar auf die eignen Eltern, nieder, und zuletzt galt ihr sogar die Huldigung nichts mehr. — —

Von nah' und fern strömten die edelsten und angesehnsten Ritterjünglinge nach dem Johannisberge, um dort um die Hand des schönen Fräuleins zu werben. Aber mit kalter Verachtung wies die Hochmüthige einen Bewerber nach dem andern von sich weg; und mancher edle Ritterjüngling zog, eine tiefe, unheilbare Wunde im Herzen, nach der väterlichen Burg zurück und grämte sich in der abgeschiedenen Einsamkeit seiner Wälder. —

Da erst erkannten die verblendeten Eltern des Fräuleins ihre Thorheit, und bereuten von ganzem Herzen, ihrem Töchterlein keine verständigere Erziehung gegeben zu haben:

aber nun war's zu spät — wie denn auf Erden der Mensch fast immer zu spät seine Fehler einsieht und bereut. — Umsonst ermahnten, baten und fleheten Herr Raoul und Frau Anna, seine Gemahlin, ihr Töchterlein möchte durch ihr unverständiges Benehmen ihnen doch nicht so großes Herzeleid verursachen, und doch ihren edlen Bewerbern weniger Kälte, Stolz und Verachtung entgegensetzen: alles Ermahnen, Bitten und Flehen brach sich an dem kalten, liebeleeren Herzen der übermüthigen Dirne. — —

Und wie hätte es denn auch anders sein können? —

Mußten denn nicht die ewigen Schmeicheleien und Huldigungen im Herzen des Fräuleins den Glauben befestigen, als stehe sie unendlich hoch über jedem andern Erdenkinde? und mußte nicht, von diesem ihrem Gesichtspunkte aus, die Bewerbung um ihre hohe Hand ihr als eine frevelvolle Anmaßung, als eine Hintansetzung der ihr gebührenden Ehrfurcht von Seiten des so weit unter ihr stehenden Bewerbers, erscheinen? — Nur in sich selbst sah sie höchste irdische Schönheit und Vollkommenheit: nur sich selbst, nur sich allein, konnte sie lieben. — —

Es sollte aber ihre Gleichgiltigkeit, ihr Stolz, noch eine harte Probe zu bestehen haben. —

Gilbert, der zweite Sohn Siegfrieds, des Grafen von Lützelburg, welcher, nachdem er seine Rittersporen in den Kampfgefilden Frankreichs rühmlichst erworben, ruhig und friedlich über den Moselgau herrschte, hatte durch das Gerücht Kunde von der seltnen Schönheit des Burgfräuleins auf dem Johannisberge erhalten, und war sofort entschlossen, sich mit eignen Augen von der Wahrhaftigkeit dieses allgemeinen Gerüchtes zu überzeugen.

Mit großem und prächtigem Gefolge zog er daher nach der Johannisburg, allwo er bald fand, daß das Gerücht von der Schönheit und Anmuth Lucinens noch unendlich weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sei. — Von der Stunde an stand bei Herrn Gilbert der Entschluß fest: diese oder Keine will ich als meine Braut heimführen.

Durch die Bewerbung eines so edeln und hochgestellten

Ritters um die Hand ihrer Tochter fanden sich der Burgherr und die Burgfrau vom Johannisberge höchst geehrt und geschmeichelt; und auch nicht der leiseste Gedanke, als könnte Lucine einen so vortheilhaften, einen so ehrenden Antrag von sich weisen, stieg in ihrem freudigbewegten Herzen auf.

Wer könnte daher die Größe ihres Erstaunens, ihres Schreckens schildern, als Lucine nach Verfluß der drei Tage, welche sie sich zur Bedenkzeit ausbedungen hatte, durch ihre Kammerfrau dem sehnsüchtig harrenden Ritter dennoch eine förmlich abschlägige Antwort übersandte. — Sie hatte den edlen Grafensohn nicht einmal einer wörtlichen Antwort gewürdigt, und hatte sich vor ihm in ihren innersten Gemächern verschloßen gehalten.

In seinen schönsten und liebsten Hoffnungen getäuscht, verließ der edle Herr wankend und todtenbleich den Saal, und entfernte sich mit gebrochnem Herzen aus einem Schlosse, wo ihm, statt der gehofften Wonne und Seligkeit, nichts als herbes Leid und Weh erblüht war. —

Bei der Nachricht von der Abreise des edlen Gastes sank der Burgherr vom Schlage getroffen entseelt in seinen Lehnsessel. Die Burgfrau aber, vor Zorn, Schmerz und Verzweiflung außer sich, sprach einen fürchterlichen Fluch aus über ihr ungerathnes Kind, und wünschte laut und heftig, daß zur selben Stunde die tiefste Hölle die Hochmüthige verschlingen möchte.

Und siehe! plötzlich erdröhnt die Burg von einem gewaltigen Donner.... schlängelnde Blitze zucken jach an den Fenstern vorüber.... entsetzliches Sturmgebraus untermischt mit grausigem Jauchzen der Hölle, umheult und erschüttert das Schloß in seinen Grundfesten.... weit und klaffend öffnet seinen schwarzen Rachen der Abgrund.... stinkende Flammen, genährt von Pech und Schwefel, fahren empor.... sie erfassen, wie mit Riesenarmen das unglückselige Fräulein.... und — hu! — zerren es hinab in die grausenvolle Tiefe!.... Die ganze Burg wird ein Raub der verheerenden Flammen, und an der Leiche ihres Herrn und Gemahls stirbt die un-

glückliche Burgfrau den fürchterlichen Tod im wüthenden Flammenmeere. — — —

So endete das Haus der edlen und mächtigen Familie vom Johannisberg. — — —

Es hatten aber die Flammen der brennenden Burg weithin bis nach Hesperingen und bis nach Soleuvre geleuchtet, und es hatten sich die beiden Schwäger des Johannisbergers aufgemacht, und waren, in dem Wahn, dieser rufe sie zum Kampfe, nach dem flammengerötheten Berge hingezogen, allwo sie mit ihren Mannen aufeinander getroffen waren, und von der aus der brennenden Bur ggeflüchteten Dienerschaft die schrecklichste Mähre vernommen hatten.

Um den Zorn des Himmels zu beschwichtigen, der so unversehends und schrecklich ihren Blutsverwandten und Waffenfreund getroffen, hatten sie eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande gelobt, wohin sie in der That auch gezogen, aber nie wieder zurückgekehrt sein sollen.

Noch bis auf diesen Tag eilt, wenn auf dem Kirchthurme zu Düdelingen, oder zu Kayl, die Mitternachtstunde schlägt, der verspätete Wanderer, sich voll Grausen und Entsetzen bekreuzigend, an dem dunkeln Johannisberge vorüber, dessen schwarzdüstern Scheitel um diese Zeit allnächtlich eine weiße, wehklagende Gestalt umkreist, welche mit schaurigflehenden Klagetönen dem Dahineilenden zuruft. — Dieses ist, wie männiglich bewußt, die Gestalt des Burgfräuleins, welche allnächtlich ihr dunkles Grab verläßt, um die Bewohner der Oberwelt zu ihrer Erlösung anzurufen. In der Rechten trägt das Fräulein einen goldnen Schlüssel — ob von ihrem Kämmerlein, ob von ihrem Herzen, weiß man nicht — nur so viel ist gewiß, daß derjenige, dem es gelingt, diesen Schlüssel dem Gespenst zu entwinden, das Fräulein in seiner ganzen ehemaligen Jugendfülle und Schönheit der Oberwelt wiedergibt, und dasselbe aus den entsetzlichen Qualen, welches es nun bereits seit neun hundert Jahren erduldet, befreit.

Aber bis auf diesen Tag hat sich noch Niemand gefunden,

welcher das grausige und gefahrvolle Abentheuer hätte bestehen wollen. Noch immer lebt das Andenken an den Stolz, die Hartherzigkeit und die Lieblosigkeit Lucinens im Luxemburger Volke fort, und so rächen noch bis auf den heutigen Tag, durch ihre Theilnahmlosigkeit an den Qualen des hochmüthigen Burgfräuleins, die Jünglinge dieses Landes die vielen edlen Herzen, die einst um der Stolzen willen blutig gelitten haben.

XI

Die Sage
von dem Wichtellein zu Reckingen.

Zu Reckingen, einem Dörflein ohnweit Mersch, lebte vor etwa hundert Jahren eine wenig bemittelte, aber fromme und gottesfürchtige Wittwe mit sieben Kindern, wovon der älteste, Peter mit Namen, noch nicht volle fünfzehn Jahre zählte. Seit ihr Mann gestorben war, hatte die wackre Frau, so gut sie konnte, ihr kleines Eigenthum selbst angebaut, wobei ihr die größern Kinder, vor allen aber Peter, nach Kräften an die Hand gegangen waren; und so war die Noth noch immer an ihrer stillen Hütte vorübergegangen.

Da aber geschah es, daß eine bösartige Seuche ihr ihre beiden Ackerpferde hinwegraffte; und da sie zu arm war, um sich sogleich andere anzuschaffen, fand sich die gute Frau, als die Zeit der Saat heranrückte, in der drückendsten Verlegenheit. — Sie konnte, ohne ein Paar Pferde, unmöglich ihre Äcker bestellen, welche dennoch ihre ganze Habe ausmachten, und aus denen sie das ganze Jahr hindurch alle Lebensbedürfnisse für sich und ihre Kinder entnehmen mußte. Die Nachbarn, welche zu dieser Zeit ihre Pferde selbst dringend nöthig hatten, konnten, so gerne sie's vielleicht auch gethan hätten, ihr nicht helfen, und so saß denn das arme Weib händeringend im niedern Stübchen und weinte und betete.

Dem guten Peter ging es nahe, seine Mutter so kummervoll und weinend zu sehen; er trat vor sie hin und versuchte sie zu trösten.

„Höre auf, dich zu betrüben,“ sprach er, „denn siehe, noch ist für uns nicht alle Hoffnung verloren!“ Wenn du's

erlaubst, so will ich mich noch zu dieser Stunde zum Onkel, des seligen Vaters Bruder, aufmachen, veilleicht daß er uns eines oder zwei seiner Pferde auf einige Tage abläßt. Zwar weiß ich, daß er ein harter, karger Mann ist: aber wenn ich ihm unsere Noth nun so recht vorstelle, wenn ich ihn so recht aus ganzem Herzen bitte, dir nur diesmal beizustehen, so wird er gewiß nicht grausam genug sein, mir meine herzliche Bitte abzuschlagen. In ein Paar Stunden bin ich bis nach Rollingen und zurück, und so können wir vielleicht schon Morgen die Hufe am Wichtelsloch einsäen." —

— Du hast Recht, mein Sohn, erwiederte die Wittwe, und ein Strahl der reinsten Mutterliebe fiel aus ihrem noch immer in Thränen schwimmenden Auge auf den treuherzigen Knaben nieder, ja du hast Recht: nicht das Jammern und Weinen kann uns aus unserer gegenwärtigen Bedrängniß helfen, sondern nur thätiges und umsichtiges Handeln. Thu demnach wie du gesagt hast, und Gott möge das harte Herz deines reichen Onkels erweichen, damit er dich nicht unerhört von dannen ziehen lasse! —

Peter machte sich ohne Verzug auf den Weg nach Rollingen zum Onkel, wo er eben ankam als die Glocke zu Mersch Mittag läutete. —

Aber der gute Onkel, dessen erster Grundsatz der war, daß man vorerst für sich selbst, und hernach erst für die Andern sorgen müsse, wußte für seine Weigerung so triftige Gründe anzuführen, wußte so geschickt aus Bibel und Kathechismus seinem Neffen darzuthun, daß ein guter und verständiger Hausvater zur Zeit der Saat ja beileibe sein Pferd, seinen Ochsen oder Esel, nicht wegleihen dürfe, daß dem armen Peter nichts übrig blieb, als thränenden Auges, und hungrig, wie er gekommen war, den Rückweg nach Hause anzutreten.

Traurig den Kopf auf die Brust gesenkt, und über den Kummer nachdenkend, welchen die hartherzige Weigerung des Onkels seiner guten Mutter verursachen müsse, wandelte der arme Knabe seines Weges dahin, als er plötzlich, ein feines, helles Silberstimmchen vernahm, welches ihn freund-

lich mit Namen rief. Erstaunt blickte er sich um, und siehe, am moosigen Fels ohnweit der Straße lehnte ein kleines, kleines, aber sehr freundliches Männlein, welches ihm lächelnd winkte näher zu kommen. — Peter, der zwar das Männlein noch nie gesehen, aber schon oft von den gutherzigen und wohlwollenden Wichtellein erzählen gehört hatte, welche hier herum im tiefen Schacht der Erde hausen sollten, näherte sich unerschrocken dem Elfen (denn nichts Geringeres war das Männlein am Felsen) und fragte bescheiden nach dessen Begehren. — Komm, setze dich zu mir her, antworte das freundliche Wichtellein, und erzähle mir, weßwegen du so traurig und niedergeschlagen des Weges daherkömmst. —

Treuherzig entdeckte nun Peter dem Elfen die Ursache seines Kummers und fügte am Ende hinzu, daß nun seine gute Mutter genöthigt sein werde, einen Theil ihres Ackerlandes zu verkaufen, um für den Erlös andere Pferde anzuschaffen, und daß dann das Uebrige nicht mehr hinreichen werde, seine Mutter, seine sechs Geschwister und ihn zu ernähren. Thränen traten bei diesem Gedanken dem armen Knaben in die Augen. — Tröste dich, mein Sohn, sagte darauf mitleidig das Wichtellein; deine Mutter ist eine wackre, rechtschaffne Frau; und auch du bist ein braver, fleißiger Bursche. Die göttliche Vorsehung wird euch nicht verlassen. — Höre wohl, was ich dir sagen will, und suche das pünktlich zu thun, was ich dir auftrage. Du gehst jetzt nach Hause und bittest euren Nachbarn, dir am heutigen Abend alles nöthige Ackergeräth, so wie auch das erforderliche Samenkorn auf den Acker zu schaffen, den du vorerst bestellt haben willst; Morgen aber mit Anbruch des Tages mußt du nicht vergessen, mir einen in der Flamme gebacknen Brodkuchen zu bringen. Für das Übrige laß' mich sorgen. So der Zwerg.

Peter eilte so schnell er konnte nach Hause, wo er der erstaunten Mutter erzählte, was ihm widerfahren war.

Mit Hülfe eines gutmüthigen Nachbars brachte er am Abend Ackergeräth und Saatkorn auf das Saatfeld; und

kaum graute der Morgen, als er auch schon mit seinem Kuchen unter dem Arm den Weg zum Wichtelsfelsen einschlug.

Aber wer beschreibt sein frohes Erstaunen, als er, bei seinem Acker vorbeikommend, diesen nicht allein schon gepflügt, sondern auch besät und bestens eingeeggt fand. Das Ackergeräthe war wieder an seinem Orte am Wege aufgestellt, und die leeren Kornsäcke lagen schön zusammengefaltet im Schuttkarren.

O, mit welchem innigen Danke überbrachte er dem wohlthätigen Wichtellein den verlangten Kuchen, und wie hocherfreut war er, als der Kleine daran nichts auszusetzen fand.

— Gut! Peter, sprach dieser; dein Kuchen ist gut gerathen, und wird mir baß munden. Geh' jetzt hin, und thu' auf allen deinen Aeckern dasselbe, was du gestern auf dem gethan, der nun bestellt da liegt; das Uebrige überlasse mir. Aber vergiß nicht, mir jeden Morgen meinen Brodkuchen zu bringen; du magst ihn nur auf den südlichen Grenzstein am bestellten Acker legen: ich werde ihn schon dort abholen.

Peter that pünktlich, was ihn das Wichtellein geheißen, und bald waren alle seine Aecker auf's Beste bestellt. Sie brachten dieses Jahr eine so reichliche Erndte, daß die Wittwe ihr Hauswesen wieder in Stand setzen, andre Pferde anschaffen, und überdies noch ein nettes Sümmchen bei Seite legen konnte.

Mit Hülfe des wohlthätigen Zwergleins, und vermittels des unermüdeten Fleißes des wackern Peters, und der klugen und geschickten Haushaltung der Mutter, gelangte die Familie zuletzt sogar zu Wohlstand und Reichthum; und Peter, der unterdessen zum kräftigen, schmucken Jüngling herangereift war, heirathete das reichste, schönste und (was wohl selten der Fall sein mag) auch das beste Mädchen aus Reckingen, und er lebte zufrieden und glücklich bis an's Ende seiner Tage.

— Fleiß und Gottesfurcht — so pflegte er oft zu sagen

— sind nicht allein treue Freunde und kräftige Stützen in der Noth, sondern sie sind auch die zuverläßigsten Rathgeber im Wohlstande; sie allein vermögen es, den Menschen in allen Lagen und Lebensverhältnißen aufrecht zu erhalten, und ohne sie ist weder Glück noch Wohlstand von Dauer. —

Der reiche und bibelfeste Onkel zu Rollingen aber kam, ungeachtet seiner Kargheit und seines Geizes, täglich mehr herunter. Die Zwerge, welche ihm sein hartes Betragen gegen seine Schwägerin nie vergessen konnten, spielten ihm, wo sich nur eine Gelegenheit bot, die ärgerlichsten Streiche von der Welt. — Bald rollten sie seinem Gespann große Felsstücke in den Weg, worüber das Vieh die Beine brach — bald zertraten und zerstampften sie bei ihren nächtlichen Zusammenkünften seine Saatfelder und Wiesen, schütteten giftigen Mehlthau über seine Pflanzungen, schüttelten ihm das Obst, bevor es noch reif war, von den Bäumen, spielten in seinem Hause zu nächtlicher Weile den Poltergeist, und vertrieben auf diese Weise die abergläubischen Dienstboten, warfen seine Milchtöpfe um, ließen ihm den Obstwein auslaufen, und was dergleichen Unfug und Schabernak mehr ist. — Aus Aerger und Verdruß über das viele Unglück, das, er wußte nicht wie, von allen Seiten auf ihn eindrang, ergab er sich dem Trunke; und was die erbosten Wichtellein nicht verwüsteten und zerstörten, das verzechte und verschlemmte er in der Schenke. So kam er in wenigen Jahren um all sein Hab und Gut, und er hätte seine letzten Tage vollends mit Betteln fristen müssen, hätte ihn sein Neffe, dem er einst so hartherzig den Ackergaul verweigert hatte, nicht zu sich genommen und ihn zu Tode gefüttert. —

Was aber die Wichtellein betrifft, so sollen sie nachher noch manchmal für einen Brodkuchen diesem oder jenem armen Ackersmanne aus der Umgegend seinen Acker bestellt haben; aber dann mußte die Verspätung nie die Schuld desjenigen sein, der zu ihnen seine Zuflucht nahm: denn

einem Faulen und Trägen halfen sie nie, und hätte er ihnen auch tausend Kuchen gebracht. —

Und so sagt man in dieser Gegend noch bis auf den heutigen Tag sprichwörtlich von einem Ackersmanne, der nicht bei Zeiten mit der Bestellung seiner Äcker fertig wird:

Er muß zum Brodkuchen seine Zuflucht nehmen. —

XII.

Die Sage

vom Burgfräulein von Falkenstein.

Wer es je, aus Liebe zum Romantischen und Schönen, unternommen, die verwitterten Ruinen der vielen im Lande Luxemburg zerstreut umher liegenden Ritterburgen zu besuchen, der wird gewiß auch nicht unterlassen haben, seine Schritte ins wildromantische Ourthal zu lenken, und hier diejenigen von Vianden, Falkenstein, und andere zu bewundern, welche auf steilen, fast unzugänglichen Felsen und Berggipfeln ihre grauen, gespenstischen Häupter hoch in die Wolken erstrecken. — Hier wie überall wird er versucht haben, die einstigen Bewohner dieser längst verwüsteten und öden Räume aus ihren dunklen Gräbern vor seine Phantasie heraufzubeschwören, damit sie Kunde gäben von einer längst verschwundenen, kraftvollen Zeit, von ihrem längst verschollenen Treiben und Wirken. Hier wie überall wird er den Liedern und Sagen gelauscht haben, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert im Munde des Volkes fortleben, und welche Kunde geben von Manchem, was sich in grauer Vorzeit schon in diesen verwitterten Hallen zugetragen hat.

Dergleichen Sagen und Lieder leben überall durch's ganze Land im Munde des Luxemburger Volkes; und so hat auch das romantische Ourthal die seinigen, worunter diejenige von dem Burgfräulein Euphrosine von Falkenstein den ersten Rang beanspruchen darf.

Hier ist sie:

Vor etwa sieben oder acht Jahrhunderten bewohnte den gewaltigen Falkenstein, welcher seine riesige Stirn ohnweit des Städtleins Vianden hoch über die Wellen der Our erhebt, und auf dessen Scheitel sich noch bis auf diesen Tag riesenmäßige Trümmer in die Wolken erheben, ein reicher und mächtiger Baron, dessen Hofstaat so glänzend und zahlreich war, daß er schier denjenigen der Grafen von Vianden überstrahlte. Dieser Baron, dessen Gemahlin der Tod schon sehr frühe in ihrem ersten Kindbette hinweggerafft hatte, besaß nur ein einziges Töchterlein, Namens Euphrosine, welches er wie seinen Augapfel hoch und theuer hielt. Ihr zu Liebe hatte er sich nach dem Tode seiner Gemahlin nimmer verheirathen wollen, und hatte die ganze Zuneigung, alle Liebe seines Herzens auf das theure Kind, das einzige Pfand der Liebe seiner frühverblichenen Gattin, übertragen. Aber es war das Fräulein auch ein über die Maßen schönes und reizendes Mägdlein; und ein Meistersänger, welcher auf ihres Vaters Burg eingekehrt war, hatte von ihr gesagt, sie sei schön wie das Tagesgestirn, lieblich wie ein Maimorgen, und frisch und roth wie eine eben aufgebrochne Rose. Kaum sechzehn Jahre alt, galt sie schon überall als das schönste Fräulein im ganzen Lande; und von nah' und fern zogen die reichsten und vornehmsten Ritter und Herrn nach dem Falkensteine, um ihre Augen an so vieler und seltner Anmuth und Holdseligkeit zu weiden.

Vom frühen Morgen bis auf den Abend war Euphrosine von einer Menge der edelsten und ritterlichsten Bewerber umgeben, welche für ein Lächeln von ihr willig das gefährlichste Abentheuer unternommen, auf ihren Befehl freudig den Kampf mit Drachen und Riesen bestanden, und für ihren Besitz gern und willig ihr Alles auf Erden hingegeben hätten. Unter Allen aber that sich Herr Kuno von Bittburg hervor durch ritterliches Benehmen, und durch unverdroßne Ergebung und Aufmerksamkeit gegen das Fräulein. Es war dieser Ritter von männiglich hoch geachtet,

und dieses nicht bloß wegen seines hohen Ranges und seiner großen Besitzungen, sondern auch wegen seiner glänzenden Rittereigenschaften, seines Muthes und seiner Tapferkeit, seiner echtdeutschen Biederkeit und seiner unwandelbaren Treue und Vaterlandsliebe. Er war der Freund und Waffenbruder des Herrn von Falkenstein; und dieser stand daher nicht an, ihm die Hand seiner Tochter zuzusagen, jedoch mit der Bedingung, daß es ihm auch gelingen würde, ihr Herz zu gewinnen; denn es liebte der Baron sein holdseliges Töchterlein zu sehr, als daß er in irgend etwas ihrer Neigung Gewalt hätte anthun wollen.

Nun aber hatte Fräulein Euphrosine keinen haltbaren Vorwand gegen die Wünsche ihres Vaters und die seines edlen Freundes vorzubringen, und sie willigte also ohne langes Bedenken in ihre Verlobung mit Ritter Kuno von Bittburg ein, ohne sich um die zwanzig Jahre zu bekümmern, welcher dieser älter war als sie. Herr Kuno war ja ihres Vaters liebster Freund, und mehr bedurfte es bei ihr nicht, um ihm auch ihre Zuneigung zuzuwenden.

Bei der Nachricht von der Verlobung des Fräuleins von Falkenstein mit dem Herrn von Bittburg, verließen eine Menge von Rittern und Herrn die Burg des Falkensteiners um die blutende Wunde ihres Herzens vor der Welt zu verbergen; Ritter Kuno aber freute sich insgeheim in seinem Herzen, ein edles und köstliches Kleinod erworben zu haben, nach welchem so Mancher vergeblich gestrebt hatte.

Aber —(wie denn dieses auf Erden so häufig vorkommt) — es sollten sich die Freuden des edlen Ritters bald in Leiden verwandeln.

Es geschah nämlich eines Tages, daß das Fräulein mit ihrem Vater in den Wäldern der Eifel jagte, allwo sie, bei Verfolgung eines prächtigen Hirsches, in unbekannte Felsengründe hineingerieth, aus welchen sie zuletzt keinen Ausweg mehr fand. — Schon berührte die Sonne die Gipfel der sich rings emporthürmenden Felsen, und immer noch irrte sie pfadlos in den dunklen Schluchten herum.

Vergebens hatte sie zu wiederholten Malen ihr Hifthorn ertönen lassen, und schon wollte sie die Hoffnung aufgeben sich noch vor Anbruch der Nacht aus diesem Felsenlabyrinthe herauszufinden, als sie plötzlich von der Seite her menschliche Tritte vernahm, welche sich ihr zu nähern schienen.

Und siehe! aus dem dichten Gesträuche hervor trat ein Jüngling, von einer so ungewöhnlichen Schönheit, daß das erstaunte Fräulein anfangs glaubte, eines der überirdischen Wesen zu erblicken, mit denen die Sage so gern die einsamen Felsenthäler dieses Waldes bevölkerte. — Unter einem von reichen Strausfedern überwallten, und von einer köstlichen Perlenschnur umwundenen Sammtbaret hervor quoll sein reiches Haar in tausend Ringeln und Locken ihm auf die Schultern herab und umschattete ein Antlitz, auf welchem in reinster Jugendfrische Lilien und Rosen mit einander wetteiferten. In dem hellen, blauen Auge, welches voll Verwunderung auf der schönen Jägerin haftete, spiegelte sich der letzte Strahl der scheidenden Sonne, und verlieh ihm einen ungewöhnlichen, fast überirdischen Ausdruck. Ein leichter Flaum bedeckte seine Oberlippe, unter welcher eine Reihe perlengleicher Zähne hervorschimmerte. Er trug ein prächtiges, grünes, goldgesticktes Jagdkleid, und um den Nacken geschlungen trug er ein kostbares silbernes Hifthorn, welches dem Hirschfänger an seiner Linken aber noch weit nachstand an Reichlichkeit und künstlicher Arbeit. —

Lange sahen sich der Unbekannte und das Fräulein erstaunt und sprachlos an; endlich aber zog jener sein Sammtbaret und, näher tretend, sprach er nach höflicher Verneigung: „Irre ich nicht, edle Dame, so habt Ihr Euch in diesen wüsten Felsschluchten verirrt und möchtet gerne einen Ausweg finden, der Euch nach der väterlichen Burg zurückführen könnte. — Ich müßte mich als den Glücklichsten der Sterblichen betrachten, wäre es mir vergönnt, Euch bei dieser Gelegenheit meine geringen Dienste anbieten zu dürfen. Seid Ihr also wirklich vom rechten Wege ab-

gekommen, so wollet mir nur gütigst befehlen, Euer Führer aus diesen Schluchten zu werden, und Euch dahin zurückzubringen, wo man Euch zu dieser Stunde gewiß schmerzlich vermissen wird.“ So sprach der Unbekannte und sah dabei das Fräulein mit fragenden Blicken an. — —

Ein so freundliches Anerbieten hätte das Fräulein nicht ausgeschlagen, und wenn es auch minder höflich und achtungsvoll ausgesprochen worden wäre. Höchst erfreut, nicht unter freiem Himmel und zwischen rauhen, unwirthsamen Felsen übernachten zu müssen, antwortete sie dem dienstfertigen Fremdlinge, daß sie sich in der That verirrt, und gar wenig Hoffnung habe, ohne Führer den Weg aus dem Walde und nach Falkenstein zurückzufinden. Wollte demnach der edle Herr die Güte haben, ihr Führer zu sein, so würde, sowohl ihr Vater, der Baron von Falkenstein, als auch sie selbst, ihm hoch zu Danke verpflichtet sein.

Mit einer tiefen Verbeugung faßte hierauf der Unbekannte ihr Pferd am Zügel und leitete dasselbe sehr geschickt, und auf Wegen, die nur dem Ortskundigen vertraut sein konnten, aus der Schlucht herauf, und weiter bis zu einem gebahnten Fahrweg, welcher aber, so wie die ganze Gegend, Euphrosinen unbekannt war. Hier ließ er das Pferd allein gehen und hielt sich mehr in der Nähe des Fräuleins, dem er durch allerlei anmuthiges und kurzweiliges Gespräch die Zeit zu verkürzen suchte. Seine Rede war so wohlgesetzt und geistreich, daß sich Euphrosine insgeheim gestehen mußte, nie einen unterhaltendern Gesellschafter gehabt zu haben. Unwillkührlich dachte sie dabei an ihren Verlobten, den Ritter von Bittburg, und eben so unwillkührlich stahl sich ein Seufzer aus ihrer Brust hervor. Vielleicht empfand sie hier, sich selbst unbewußt, das erste Mal Reue darüber, daß sie dem Waffenfreunde ihres Vaters ihre Hand zugesagt hatte. Bei dem artigen, ungezwungenen und anziehenden Geplauder des schönen Fremdlings, ihres Führers, vergaß sie der hohen Rittertugenden des Herrn von Bittburg, um sich nur — und zwar jetzt zum ersten Mal — an sein Alter zu erinnern. — Was sind denn auch solche

altritterlichen Tugenden, als unerschütterlicher Muth und Tapferkeit, Redlichkeit und Biedersinn, u. drgl. m. im Vergleich mit der feinen Lebensart und der ausgesuchten Redegewandheit eines jugendlich blühenden Unbekannten, welcher uns so eben auf die zartsinnigste Weise von der Welt aus einer dunkeln Felsenschlucht herausgeführt, und unter holdseligen Gesprächen mehrere Meilen weit durch einen finstern Wald geleitet hat? — Und wenn auch nun Ritter Kuno dasselbe gethan haben würde, auf eine so liebenswürdige Art hätte er's doch nun und nimmermehr gekonnt. —

Diese und ähnliche Gedanken, oder vielmehr dunkle Gefühle, beschäftigten das Fräulein von Falkenstein, während ihr Führer neben ihrem Pferde daherging und ihr auf die feinste Weise von der Welt die angenehmsten Schmeicheleien sagte; und noch mehr als ein leiser Seufzer entschlüpfte ihrer Brust, ehe sie die hohen Thürme von Falkenstein aus der Nacht auftauchen sah.

Hier angekommen lud das Fräulein ihren Führer freundlichst ein, den Abendimbiß im Schlosse einzunehmen und sich mit einem Humpen alten Rheinweins zu erquicken bevor er den Weg nach der heimathlichen Burg einschlüge. Aber dieser entschuldigte sich, vorgebend, daß die Nacht schon längst eingebrochen, und es hohe Zeit sei, nach Hause zurückzukehren, allwo man ihn gewiß mit Ungeduld erwarte. Als aber nun Euphrosine in ihn drang, doch wenigstens zu erlauben, daß sie ihn ihrem Vater vorstelle, welcher gewiß hoch erfreut sein werde, die Bekanntschaft eines so edeln und feingebildeten Herrn zu machen, da rief der Unbekannte auffahrend: „Nein, nimmermehr!“ dann aber entdeckte er dem Fräulein, wie er kein anderer sei als Robert von Stolzenburg, und wie schon seit langen Jahren tödtliche Feindschaft herrsche zwischen dem Hause von Falkenstein und dem von Stolzenburg, weil einst ein Falkensteiner seinen, Roberts, Ahnherrn, nachdem er ihn in einer blutigen Fehde besiegt nnd gefangen genommen, auf den Falkenstein habe schleppen, und ihn dort habe aufhenken lassen, ein Schimpf, der nur mit dem Blute der Falkensteiner von

den Stolzenburgern abgewaschen werden könne. Jeder männliche Sproß des Hauses Stolzenburg — so sagte Junker Robert — müsse, bevor er zum Ritter geschlagen werde, einen heiligen Eid auf das Ritterschwert seines Ahnherrn schwören, alles mögliche aufzubieten, für den schmachvollen Tod desselben an den Falkensteinern blutige Rache zu nehmen, wesswegen er denn auch nicht vor Euphrosinens Vater erscheinen dürfe, ohne, seinem Schwur gemäß, diesem den scharfgeschliffnen Dolch ins Herz zu bohren.

Euphrosine schauderte bei diesen Worten zusammen und, des Ritters Hand fassend, beschwor sie ihn, solch sündhaften und unchristlichen Rachegedanken zu entsagen und sich mit ihrem guten Vater wieder auszusöhnen, der gewiß nichts sehnlicher wünsche, als das Unrecht seines Ahnherrn nach Kräften wieder gut zu machen. —

„Ihr könnt nicht wissen, schönes Fräulein, was Ihr von mir begehrt" sprach Robert von Stolzenburg; "ein Schwur, wie ich ihn gethan, löst sich schwer. Nichts desto weniger will ich — wenn anders die heilige Kirche diesen meinen Eid zu lösen vermag — — allem Hasse, jeder Rache, entsagen, wenn der Preis dafür Eure holdselige Hand sein wird. Nur unter dieser einzigen Bedingung vermag ich Eurem Vater die Hand zur Versöhnung zu bieten. Fühlet Ihr demnach, edles Fräulein, daß Ihr ohne allzu große Überwindung, dem Ritter von Stolzenburg Eure Hand zu reichen vermöget, wohlan, so bitt ich Euch inständigst, dem Baron von Falkenstein meine aufrichtigen Gesinnungen vorhalten, und unserer beider Versöhnung bewerckstelligen zu wollen. — Ich werde mich in der übermorgenden Nacht vor dem Falkensteine einstellen, um von Euren holdseligen Lippen zu vernehmen, ob mein künftiges Loos friedlich und glücklich oder ob es stürmisch und freudenlos sein soll". —

So sagend, drückte Junker Robert einen leisen Kuß auf des Fräuleins Hand, und verschwand sogleich in Nacht und Dunkel, aber nicht, ohne einen tiefen Eindruck im Herzen Euphrosinens zurückzulassen. —

Doch diese lebte der frohen Hoffnung, daß ihr Vater, der ihr noch nie etwas abgeschlagen, sich auch diesmal willfährig finden lassen, und seinen Waffengefährten bewegen werde, freiwillig auf ihre Hand zu verzichten; aber wie sehr hatte sie sich hier getäuscht. — Kaum hatte der Falkensteiner den Namen desjenigen vernommen, der seine Tochter so dienstfertig und mit so viel ritterlicher Artigkeit aus dem Walde nach Hause geleitet hatte, als auch schon sein Auge im Feuer des Zorns erglühte. — „Lieber", rief er auffahrend, „weit lieber wollte ich dich während drei Tagen im Walde herumirrend gewußt haben, als daß ich jetzt vernehmen muß, der milchbärtige Knabe von Stolzenburg habe dich zum Falkensteine zurückgebracht. — Und wisse, Dirne, daß ich dich noch weit lieber als Leiche vor mir liegen sähe, als daß ich glauben müßte, dein Herz spräche zu Gunsten dieses meines größten Feindes auf Erden. — — Nur weil er sich desto eher und besser am Vater rächen möchte, darum schleicht der geschniegelte Bube der Tochter im Walde nach und dringt ihr hier unter sehr scheinheiligen Worten seine widerwärtigen Dienste auf. — — Was! weil er nicht den Muth hat, seinem Feinde im offnen Zweikampfe entgegen zu treten, so sucht er heimtückischer Weise die empfindlichste Stelle seines Herzens auf, um ihn, während er arglos schläft, tödtlich, ja mehr als tödtlich, zu verwunden. — „Ha!" fuhr er grimmig fort, „ha! komme nur Bube, komm' nur, du giftiger Molch! an meine Blume, an mein Theuerstes auf Erden, sollst du nicht rühren, bevor ich dir nicht den bübischen Kopf zertreten, und die giftige Zunge aus dem Schlunde gerissen habe. — Dir aber", so wandte er sich zu seiner Tochter, „dir droht mein fürchterlichster Fluch, wenn ich je vernehme, daß du den Robert von Stolzenburg anders als mit den Augen eines Todtfeindes betrachtest."

Voll innern Entsetzens hörte das Fräulein diese grimmige Rede, und sah sie den funkelnden Zorn im Auge des Vaters. Sie schwieg still: aber in ihrem Herzen flüsterte eine Stimme: du mußt den Geliebten wiedersehen.

Als sich demnach die Nacht mit ihren schwarzen Schatten über die Gegend gelagert hatte, schlich sie, von ihrer vertrautesten Kammerfrau begleitet, jedoch nicht ohne inneres Beben (die warnende Stimme ihres guten Engels), durch das enge Seitenpförtchen, wovon sie den Schlüssel hatte, um dem draußen harrenden Ritter Kunde zu bringen von dem stets fortwährenden Grolle ihres Vaters, und um mit tief beschwertem Herzen für ewig Abschied von ihm zu nehmen.

Aber der lebhafte Schmerz und das verführerische Flehen des Junkers, vor allem aber vielleicht ihr eigenes Herz, bewegten sie in eine zweite Zusammenkunft einzuwilligen, wozu die Hoffnung, daß doch vielleicht der Burgherr von Falkenstein sich endlich noch erweichen lassen dürfe, den Vorwand bot.

Nun aber ließ sich dieser nicht erweichen; ja, anstatt abzunehmen, verdoppelte sich sogar sein Groll gegen den Junker von Stolzenburg; denn er hatte vielleicht bemerkt, daß seit jenem unseligen Tage, an welchem seine Tochter sich seines Dienstes erfreut hatte, diese den Ritter Kuno, seinen Freund, mit ganz andern Blicken betrachtete als zuvor. — Und so mußte denn das Fräulein dem Ritter von Stolzenburg eine Zusammenkunft nach der andern bewilligen, was denn endlich zur Folge hatte, daß sich das junge Paar zuletzt nicht mehr trennen konnte, und sich sofort in allen Züchten und Ehren ewige Liebe und Treue gelobte. Zuletzt fand der junge Ritter sogar Gelegenheit, das Fräulein auch bei Tage zu sehen und zu sprechen; und wenn sie so allein mit der vertrauten Zofe durch die schattigen Gänge des Schloßparks, oder an den schlangengewundenen Ufern des Dyrflusses, dahinwandelte, ihren melancholischen Träumen nachhängend, so trat bisweilen plötzlich eine wohlbekannte schlanke Gestalt aus dem Gebüsche hervor, warf sich vor ihr nieder und hauchte glühende Worte der Liebe zu ihr empor. Nie aber sah diesen Ritter die vertraute Zofe: ihr schien er ewig unsichtbar,

mochte ihn das Fräulein auch noch so deutlich sehen und hören.

Bis dahin aber hatte Euphrosine, die nicht allein ein schönes und reizendes, sondern auch ein tugendsames und christliches Mägdlein war (auch tugendsame und christliche Mägdlein handeln zuweilen gegen das Gebot ihrer Eltern), sie hatte, sagen wir, den verführerischen Bitten des Stolzenburgers noch immer siegreich widerstanden, wenn er sie zu bewegensuchte, die väterliche Burg zu verlassen nnd mit ihm nach seiner eignen zu entfliehen. Aber nun nahte der gefürchtete Tag herbei, der sie auf ewig von dem Manne ihres Herzens trennen, nnd sie dem ungeliebten Bittburger als ehlich Gemahl zuführen sollte. — Sie hatte alles aufgewendet, ihren Vater zu bewegen, diesen Tag noch einige Zeit hinauszuschieben; aber ihre Bemühungen hatten nur dazu beigetragen, denselben in seinem Sinne zu befestigen. Und so war denn der schreckliche Tag unaufhaltbar mit Riesenschritten herangenaht; und nun stand er vor ihnen da mit allen seinen qualvollen Besorgnißen und Befürchtungen. —

Aber es hätte dennoch vielleicht die Tugend des Fräuleins den Sieg über ihre Liebe davon getragen, wäre nicht unerwartet ein Ereigniß eingetroffen, welches plötzlich die schwankende Wagschale auf die Seite des Ritters von Stolzenburg neigte.

Es geschah nämlich, als eines Tages das Fräulein sich wieder auf der Jagd befand (dieses war jetzt häufiger der Fall als je; denn die Arme suchte durch solche anstrengenden Leibesübungen eine laute, unerlaubte Stimme in ihrer Brust zu übertäuben), daß ihr Pferd, welches sie in fiebrischer Ungeduld unaufhörlich spornte, wild wurde und, keines Zügels mehr achtend, mit ihr nach einem nahen Abgrund sauste. Hier war sie verloren, hätte sie nicht ein schnelles Auge unaufhörlich bewacht, und die Hand eines jungen Rittersmannes nicht das scheue Roß mit kühnem Griff vom gähnenden Abgrunde hinweggerissen. —

In dem muthigen Retter ihres Lebens den Geliebten er-

kennend, sank sie, ihrer nicht mehr mächtig, an seine Brust und gelobte feierlich, ihm von dieser Stunde an ein Leben zu weihen, das sie nur seiner Liebe, seiner Aufopferung verdanke. Nun erst willigte sie ein, mit ihm zu entfliehen, wenn es ihr auch jetzt noch nicht gelingen sollte, ihren Vater zu bewegen, seinem Hasse gegen den Lebensretter seines einzigen Kindes zu entsagen. — Die nächste Mitternachtstunde sollte zu dieser Flucht ausersehen sein, wenn nicht drei an ihrem Fenster angezündete Lichter dem Ritter die Kunde brächten, daß des Fräuleins Vater versöhnt, und er also öffentlich auftreten dürfe.

Der Baron von Falkenstein aber blieb nach wie vor unbeweglich, und als Euphrosine ihm endlich auch ihre Liebe zu dem Retter ihres Lebens gestand, da sprach er einen fürchterlichen Fluch über sie aus, und gebot ihr sein Angesicht zu meiden.

Durch diese ungewöhnliche Härte von Seiten eines Mannes, der ihr sonst nie einen Wunsch versagt, nie eine Bitte abgeschlagen, tief gekränkt, faßte das Fräulein nun den festen Entschluß, die väterliche Burg zu verlassen und für immer einen Vater zu fliehen, der — wie sie meinte — mit unbilliger Strenge sein einziges Kind von sich gestoßen.

O! daß sie doch dem Vater in das liebende, in das tiefzerrißne Herz hätte sehen können! daß sie doch die Absichten des jungen Falkensteiners klar durchschaut hätte! Aber unerfahren wie sie war, zweifelte sie nicht einen Augenblick an der Wahrhaftigkeit und der Treue des Geliebten; und so schlich sie denn, als der Thurmwart die Mitternachtstunde ausrief, mit ihren kostbarsten Kleinodien durch das bekannte Pförtchen aus der väterlichen Burg, um — o der Unglückseligen! — mit dem Todfeinde ihres eignen Vaters zu fliehen. — Auf rabenschwarzem Rosse, und in kohlschwarzer Rüstung hielt schon der Ritter vor dem Pförtchen bereit, und ein kalter Schauder überlief sie, als sie diese dunkle Gestalt erblickte, die wie ein düstres Phantom vor ihr auftauchte.

„Eile Liebchen! die Zeit drängt, „rief die Stimme des

Ritters der Bebenden entgegen, „bevor der Thurmwächter die erste Stunde verkündet, müssen wir jenseits der Our in Sicherheit sein.“ Dabei ergriff er das Fräulein und hob sie gewandt hinter sich auf seinen Rappen, gab diesem die Sporen und gleich gespenstischen Schatten flogen sie dahin durch die Nacht. —

Auf dem Schlosse jedoch ward es plötzlich laut. Ritter Kuno, den Liebe und Eifersucht nicht schlafen ließen, hatte auf den Zimmern der Geliebten eine verrätherische Bewegung bemerkt und war, nichts Gutes ahnend, zum Baron geeilt, um diesem seine Befürchtungen mitzutheilen. Dieser fährt empor und eilt nach den Gemächern seiner Tochter: aber diese ist fort, fort mit dem grimmigsten Feinde ihres Vaters! — —

Kaum angekleidet eilen Vater und Bräutigam dem flüchtigen Paare nach, welches so schnell als es die Dunkelheit und der steile, holperiche Weg erlaubten, fürder eilt.

Und siehe! plötzlich vernahmen die Fliehenden Pferdegetrappel hinter sich, welches mit jedem Augenblicke näher kam. Da zog der Ritter sein Schwert, drängte es dem Fräulein in die Rechte und forderte sie auf, es gegen die nahenden Verfolger zu zucken, während er den Schritt des Rappens nach den Ufern der Our zulenken wolle, allwo ein Kahn bereit stehe, sie an's gegenseitige Ufer in Sicherheit zu bringen.

Der Himmel hatte sich mit schwarzen Gewitterwolken überzogen; einzelne Blitze zuckten durch die Nacht; fernher rollte der Donner...

Näher und näher kamen die Verfolger, und schon unterschied das Fräulein die Stimme ihres Verlobten, welcher dem Entführer zurief stille zu halten und seinen Raub heraus zu geben. —

Dringend beschwor sie der Stolzenburger von dem Schwerte Gebrauch zu machen, welches sie in der Hand hielt, und die Unglückselige, welche dieser Stimme nicht zu widerstehen vermochte, erhob — als sie die Verfolger schon erreicht hatten — den Arm, und das gute Schwert

des Entführers sank schwer auf das unbeschützte Haupt des Vorderstreitenden hernieder. — — —

Ein Blitz... ein mächtiger Donnerschlag.... und aus der Nacht tauchte ein todtenbleiches, blutiges Antlitz auf... Euphrosine stößt einen lauten, herzzerreißenden Schrei aus... sie hat das blutende Haupt ihres eignen Vaters erkannt, und sie, sie hatte den Streich geführt, der dasselbe gespaltet!...

Und jach, zuckt Blitz auf Blitz;...mächtig rollt der Donner;... wüthend und schaurig heult der Sturm;... wild schnaubt der Rappe, welcher unaufhaltbar zur Our niedersaust....

Da plötzlich—hu!—plötzlich steht die Gestalt des Ritters von Stolzenburg in lichten Flammen! — Sein schwarzer Panzer glüht und sprüht knisternde Funken! — Augen, Mund und Nase sprühen Flammen, welche, wie ein feuriger Federbusch über seinem Helm zusammenschlagen. — Ein glühender Moloch, saust er heulend dahin, die leblose Braut an seiner feurigen Brust versengend.—Der höllische Rappe — denn aus der Hölle war er entsprossen — saust unaufhaltsam fürder und fürder bis zur Our und stürzt sich hier mit seiner schaurigen Last in das nasse Grab, dessen Wellen zischend und prasselnd über ihm zusammenschlagen. — — —

So endete die Vatermörderin von Falkenstein und ihr Geliebter, der Ritter von Stolzenburg, welcher, um Rache an den Falkensteinern zu nehmen, seine unsterbliche Seele der Hölle verschrieben hatte. — —

Seit diesem Tage durchstreicht allnächtlich die Gestalt des Fräuleins von Falkenstein, schwere Ketten schleifend, und ensetzliches Wehklagen ausstoßend, die väterliche Burg, sucht ihren Vater und findet ihn nicht; und so muß sie in fürchterlichen Qualen wandeln und wehklagen bis ans Ende der Zeiten; denn für die Vatermörderin gibt es auf Erden keine Erlösung. — —

XIII.

Die Sage

von Schönfels.

Was gäbe es für den frommgläubigen und gemüthlichen Christen wohl Trostreicheres, und was wäre für ihn ein schärferer Sporn zu guten, edlen und gerechten Thaten, als das gläubige Bewußtsein, daß ihn ein hohes, heiliges Wesen überall bewacht, welches ihm von der liebreichen und gütigen Vorsehung schon von Ewigkeit her zum treuen Wächter und Beschützer bestimmt ward? — Welch ein erhebender, heiliger Gedanke, daß uns, von dem Augenblicke unserer Geburt an, ein freundlicher, theilnehmender Engel umschwebt, der mit innigem Entzücken jede unserer schönen, edlen, guten und gerechten Handlungen sieht, und auch unser geringstes Verdienst allsogleich vor den Thron des Allerhöchsten bringt, damit es dort aufgehoben bleibe zu unserm ewigen Heile, unserer ewigen Glückseligkeit! Aber auch welch ein abschreckender Gedanke für denjenigen, der auf dem Punkte steht, der Versuchung nachzugeben und in böses, ungerechtes, gottloses Thun einzuwilligen, wobei ja jedesmal der heilige Schutzengel sein himmlisches Antlitz verhüllt, Thränen der Wehmuth und des tiefsten Schmerzes vergießend, und weinenden Auges die böse That seines Schutzempfohlenen vor den zürnenden Blick des Allerheiligen bringt! — —

Welcher edeldenkende und zartfühlende Mensch wollte nicht mit ganzer Seele an einer so heiligen und erhebenden

Lehre festhalten, welche eines gütigen und liebreichen Gottes so würdig, und für die schwache und fehlbare Menschheit so heilsam, so nothwendig ist? und auf welche zartsinnigere Weise hätte der unendliche Abstand des Schöpfers zu dem Geschöpf vermindert, der Mensch dem Gott, der Endliche dem Unendlichen, näher gebracht werden können?

Und so hat denn auch der wohldenkende Christ nie Zweifel erhoben gegen eine so heilige und heilsame Lehre, und frommgläubigen Sinnes wendet er sich Morgens beim Erwachen und Abends beim Schlafengehen auch noch betend an seinen heiligen Schutzengel, nachdem er sich vor Gott dem Allmächtigen gedemüthigt nnd sein andächtiges Gebet zu Ihm emporgeschickt hat.

Dieses aber thut gewiß Niemand eher und öfter, als die schlichten und frommgläubigen Bewohner des Landes Luxemburg, bei welchen bis auf diesen Tag die verderblichen Lehren des Antichristenthums noch keinen Eingang gefunden, und welche bis auf diese Stunde unverbrüchlich festgehalten haben an dem heiligen und trostreichen Glauben ihrer Väter. Fromme Sagen und Lieder, welche seit Jahrhunderten im Munde dieses Volkes fortleben, zeugen noch bis heute von der Anwesenheit solcher himmlischen Schützer auf Erden, welche den Menschen, und zwar besonders reinen und unschuldigen Kindern, unabläßig zur Seite stehen und selbe manchmal sogar auf wunderbare Weise auch aus körperlicher Gefahr erretten.

Eine der lieblichsten dieser frommen Sagen mag hier als Beispiel folgen.

Ueber dem hohen Felsen, welcher sich, als riesenhafte, senkrechtaufsteigende Wand, längs der Thalschlucht von Schindels hinzieht, dehnt sich eine geräumige Ebene aus, welche einst mit Wald und Gebüsch bedeckt gewesen war.

Eine Tages hatte die wohledle Dame von Schindels, welche bisweilen ihren Herrn und Gemahl auf die Jagd begleitete, ihr Söhnlein Ehrhard, ein Knäblein von etwa vier bis fünf Jahren, hieher mit hinausgenommen, damit es sich im grüuen Schatten der Buchen ergötze mit mun-

term Springen und Hüpfen, oder sonstigem ergötzlichen Kinderspiel.

Es war ein lieblicher Maimorgen.

Rings sangen die Waldvöglein ihre muntern Liedlein, und verkündeten den Bäumen und Büschen allumher ihre selige Lust. Die Waldblümlein streckten ihre jugendlichen Köpfchen überall hervor und lächelten, die Äuglein voll Dank- und Wonnethränen, zur Sonne empor, welche sie alle wieder aus dem kalten, dunklen Grabe zu Leben und Seligkeit hervorgerufen.—Tausende von festlich geputzten Insekten schwärmten in himmlischen Entzücken um die Blümlein her, und erzählten ihnen summend von einer ewigen Liebe und Güte. — Freundliche Zephire, flinke und gewandte Boten des Frühlings, durchstreiften geschäftig Flur und Wald, öffneten flüsternd die Knospen an den Zweigen, weckten die noch schlummernden Blüthen und brachten den froherwachten stärkende Speise und Trank. — Alles lebte und webte in Wonne und Entzücken rings umher; auch im Herzen des kleinen Ehrhards frohlockte und jubelte es so laut und innig und trieb ihn, sich hineinzumischen in's wonnige Regen und Treiben. — Gaukelnde Schmetterlinge und schalkhafte Waldvöglein forderten ihn neckend heraus, jene zum Wettlauf, diese zum Wettgesang: und, allen zugleich Trotz bietend, flog er jauchzend hinter den Schmetterlingen her.

In hohem Entzücken folgte ihm das zärtliche Mutterauge, und ein süßes, seliges Lächeln umschwebte den Mund der glücklichen Burgfrau bei den behenden und blitzschnellen Wendungen des jauchzenden Knäbleins.

Es gingen an ihrer Phantasie die künftigen Jahre des geliebten Kindes vorüber: sie sah, wie aus dem Kindlein ein Knabe, aus dem Knaben ein Jüngling und aus dem Jüngling ein Mann ward, und voll seligen Muttergefühls hob sich ihre Brust bei dem Gedanken an den Ruhm, den sich ihr Ehrhard dereinst durch seine Ritterthaten erwerben werde. Sie sah ihn, wie er über seine Gegner siegte, so im Turnier, wie im ernstlichen Kampfe,

und wie er aus der Hand der vornehmsten und edelsten Frauen und der ritterlichsten Anführer den wohlverdienten Preis seines Muthes und seiner Tapferkeit empfing; und laut und stolz pochte ihr Herz im Vorgefühl der süßen Triumphe.

Während aber die liebende Mutter so glücklich von der Zukunft träumte, hatte sich das Knäblein aus ihrer Nähe entfernt; und da sie sich endlich nach demselben umsah, war es ihr völlig aus dem Gesichte verschwunden. Voll der zärtlichsten Besorgniß rief sie seinen Namen, damit er zu ihr zurückkehren möge: aber umsonst rief sie den theuren Namen zu wiederholten Malen in den Wald hinein.

Da plötzlich durchzuckte ihr Herz der schreckliche Gedanke, ihr theures Kind könnte von dem jähen Felsen hinab in die schwindelnde Tiefe gestürzt sein, und dieser Gedanke erpreßte ihrer Brust einen lauten, angstvollen Schrei.— Sie stürzt an den Rand des Abgrundes hin, blickt in die Tiefe....horcht... ruft hinunter... horcht abermals...: aber nirgends erblickt ihr spähendes Auge den Liebling, und nur ein klagender Wiederhall antwortet von drüben herüber: „Ehrhard! Ehrhard!"

Fast außer sich vor Angst, suchte die trostlose Mutter mit den Augen einen Weg nach der Tiefe hinab. Endlich entdeckte sie einen schmalen Fußpfad, der durch Dorn und Gesträuch von dem Felsen niederführte, auf welchem aber vielleicht nur der Fuß des behenden und flinken Rehes gefahrlos hinabsteigen konnte. Aber keiner Gefahr achtend stürzt sie auf diesem Pfade fürder, und gelangt, von dem Engel der Mutterliebe geschützt, glücklich am Fuße des Felsen an.

Hier angekommen erblickt sie — o Wunder! o Seligkeit! —sie erblickt ihr geliebtes Kind, wie es gesund und wohlbehalten im Grase sitzt, und aus den Blumen auf seinem Schoße einen Straus bindet.

Nach der Aussage des Kleinen, war, bei seinem Sturze vom schwindelnden Felsen, ein allerliebstes Knäblein im weißen Gewande und mit goldnen Flügeln herbeigeeilt,

hatte ihn in seinen Armen aufgefangen und sanft hinunter-getragen ins weiche, blumendurchsäete Gras. Hier hatte es ihm geholfen, die schönsten Blumen auslesen, und hatte sich erst entfernt, als Mütterlein hinzugekommen war.

Im Taumel des Entzückens wirft sich die Burgfrau beim wiedergefundenen Söhnlein nieder, nimmt es auf den Schoß, drückt es an ihr Herz und überhäuft es mit den zärtlichsten Liebkosungen. — Sie untersucht seinen Körper: kein Glied ist verletzt; und voll anbetenden Dankes hebt sie den nassen, wonnestrahlenden Blick gen Himmel, den gütigen Vater zu suchen, der durch seine göttliche Allmacht ihr einziges Kind so wunderbar gerettet.

Auf dem Felsen aber ließ sie eine Kapelle erbauen, auf daß das Andenken an dieses göttliche Wunder auch für künftige Zeiten aufbewahrt bliebe; und diese Kapelle, welche noch heutiges Tages dort zu sehen ist, nannte sie „Schönfels“, welchen Namen auch später das Schloß und das Dorf von Schindels erhielten.

XIV.

Die Sage

von dem Wichtellein Arnuald zu Junglinster.

Vor vielen Jahren — wievielen weiß man nicht mehr — hielt sich in der Umgegend von Junglinster ein Elfe auf, der von denen, die ihn persönlich kannten, Arnuald genannt wurde, und welcher unter den Wichtellein allumher als der schönste und wohlgestalteste bekannt war. Doch wenn wir von Schönheit und Wohlgestalt sprechen, so darf man darunter nicht die eines feinen jungen Herrn von heute verstehen; denn ein Elfe hat allzu wenig Ähnlichkeit mit diesem, als daß man auch im Entferneſten einen Vergleich zwischen beiden aufstellen könnte. — Man beliebe zu bedenken, daß von den unzähligen Schönheitsmitteln, welche dem feinen Mann von heute zu Gebote stehen, dem guten Arnuald auch nicht eines bekannt war, und daß er nichts wußte von jener mächtigen und allverehrten Fee, Mode genannt, welche, eine andere Circe, die Leute verwandelt, und ihre treuen Diener und Verehrer mit niegeahnten und täglich neuen Reizen ausstattet. Ihm war es nicht vergönnt, die allerliebsten enganschließenden Hosen zu tragen, welche unsere dünnbeinigen Herrlein so göttlich kleiden; er wußte nichts von unsern thurmhohen Hüten, niedlichen Röcken, Fräcken, Paletots und Sürtouts, unsern lakirten Stiefelein und glacirten Handschuhen, und dergleichen. Niemand hatte ihn gelehrt fein am Stocke zu gehen, eine Brille zu tragen, das feine Stutzbärtchen und

das Hauptthaar zu kräuseln, bei jeder Gelegenheit recht anmuthig einen Katzenbuckel zu machen, beim Gehen recht vornehm mit dem Hintern zu watscheln, und was dergleichen feine Dinge mehr sind, welche unsere heutigen Herrlein so unaussprechlich schön kleiden: nein, der arme Schelm von Zwerg war auf die alleinigen Hilfsmittel der Natur, und dieses sogar der Wichtelsnatur, angewiesen.

Seinen Kopf, der vielleicht nur ein kleines Bischen größer war, als sein ganzer übriger Körper, trug er unbedeckt, nur von einer Fülle dichter Locken geschützt, welche aber weder gesalbt noch künstlich gekräuselt waren; sein langer, reichlicher Bart hing ihm ungewichst auf die Brust herab; keine Brille saß zierlich auf seiner derben Nase; keine Schminke blühte herrlich auf seinen strotzenden Backen; kein fest- und engsitzendes Fräcklein saß wie angeleimt an seinem vierschrötigen, muskelkräftigen Körper, und kein fischbeinernes Leibchen preßte seine umfangreiche Taille. Ein einfaches faltenreiches Gewand war seine ganze Bekleidung, denn welcher Schuh- oder Handschuhmacher hätte sich herablassen wollen, für seine breiten und knochigen Füße und Hände lakirte Stiefel oder glacirte Handschuhe zu fabriziren? — In Summa es war der wakre Arnuald an Gestalt und Schönheit ganz das Gegentheil eines heutigen Fashionable; obgleich wir nichts destoweniger wiederholen müssen, daß er unter den Seinigen ein Phönix in jeder Hinsicht war. —

Dieser Zwerg nun durchzog das Land in die Kreuz und die Quer, um sich unter den jungen Dirnen der Oberwelt eine Geliebte zu suchen — denn für eine Zwergin hielt sich der Stolze doch allzugut: — aber wohin er auch kam, wurde er unter Spott und Hohn abgewiesen.

Doch es hatte sich — man denke nur! — das Kerlchen auch nicht entblödet, in Städten, Palästen und Schlössern nachzufragen — und dieses zwar, ohne vorher sein Gold und seine Juwelen schimmern zu lassen, — was doch wohl im höchsten Grade seine geringe Weltkenntniß beurkundete.

Wie aber wollte der Wicht ohne Welt- und Menschenkenntniß in vornehmen Kreisen auskommen.

Er hatte gemeint — haha! — alle Menschen seien ursprünglich gleich, so wie dies die Wichtellein sind; er glaubte nur Rechtschaffenheit, Tugend und vorzügliche Talente gäben unter denselben Anspruch auf Auszeichnung und allgemeine Achtung: aber da hatte er sich trotz seines hohen Verstandes, doch gewaltig betrogen. — Denn siehe, wenn die Menschen so dächten, denn müßte ja bei Weitem der größte Theil derselben auf Auszeichnung und Achtung verzichten: denn wie viele sind wahrhaft tugendhaft? wie viele erfreuen sich vorzüglicher Geistesgaben auf Erden? —

Nein, guter Arnuald, das waren Utopien von deiner Seite; denn siehst du, zu Geburt und Reichthum gelangt auf Erden allenfalls noch Mancher, der es nie bis zur Rechtschaffenheit und Tugend bringt, und dem vorzügliche Geistesgaben von Haus aus versagt sind.— Nicht Tugend und Talente, sondern Geburt und Reichthum mußten es also sein, welche dem Menschen seinen Rang und seinen Werth vor Seinesgleichen anwiesen. — — Begreifst du nun? —

Ja wohl, der Zwerg begriff: aber erst nachdem er durch — soll ich sagen, eignen Schaden, oder blos, eigne Erfahrung? — klug geworden war. — Er fing nachgerade an einzusehen, daß man, um in der vornehmen Welt sein Glück zu machen, anderer Sachen bedürfe, als eines gebildeten Geistes, großer und vielseitiger Kenntniße und eines vortrefflichen Herzens; und er begriff, daß man auf Erden, um vorwärts zu kommen, nicht gut gebildet, sondern f e i n gebildet sein müsse.

Da er nun aber zu gut von sich dachte, um sich durch seine Schätze allein bei den hohen Damen beliebt machen zu wollen, so blieb ihm am Ende nichts übrig, als aus der v o r n e h m e n Welt in die u n v o r n e h m e herniederzu steigen; und so verließ er denn die Stadt mit ihren Palästen, und klopfte an in Dörfern und Hütten.—

Und siehe, als er eines Tages auf den Fluren seines

heimathlichen Dörfchens lustwandelte, da vernahm er in seiner Nähe eine frische, liebliche Mädchenstimme, welche gar anmuthig folgendes Liedchen sang:

„Ich rühme mir
„Mein Dörfchen hier;
„Denn schön're Au'n,
„Als rings umher
„Die Blicke schau'n
„Blüh'n nirgends mehr!“—

Der Elfe, der ein großer Freund des Gesangs, und der Musik überhaupt war, stand, angezogen sowohl von der muntern, lebhaften Weise, als von dem herrlichen Texte des Liedes, und lauschte bis dasselbe zu Ende war. Es gefiel ihm so wohl, und war auch so wahr und ungekünstelt gesungen worden, daß er beschloß, sich dasselbe von der muntern Sängerin noch einige Male vorsingen zu lassen. Diese war keine andere als Lisette, die blauäugige Schäferin; und als sie der Zwerg erst näher kennen lernte, fand er in ihr ein so bescheidenes, treuherziges und unverdorbenes Landmägdlein, daß er in ihrer Nähe allsogleich die stolzen und geputzten Dämchen der Stadt vergaß, und beschloß, nie eine andere als diese zu lieben. — Lisette, welche keine Ahnung von ihren eignen und großen Vorzügen hatte, war um so mehr geeignet, die der Andern zu schätzen und zu ehren: und so hatte sie denn auch bald die geistigen Vorzüge, vor allem aber die vortreffliche Gemüthsart, des sie von nun an täglich besuchenden Elfen entdeckt, und war ihm, ungeachtet seiner Gnomengestalt, in ihrem innersten Herzen gut geworden. Und wie froh war nun Arnuald, daß ihm in den Häusern der Vornehmen so viele Körbe geworden waren. — —

Bei seinen Besuchen unterrichtete er Lisetten in Allem, was dazu beitragen konnte, ihren Geist zu bilden und ihr unschuldvolles Herz zu veredlen. — Er führte sie allmählich ein in die Geheimnisse der Natur: zeigte ihr, wie die Formenwelt entstehe und vergehe, wie sich die Pflanzen vom Keime an entfalten und ausbilden; wie an die Pflanzenwelt die Thierwelt, und an diese die Menschheit sich

reihe und wie die ganze Natur nichts sei als eine endliche Kette, die aus einem höchsten Wesen hervorgehe und wieder zu demselben zurückführe. Er lehrte sie die Sprache der Blumen, der Insekten und der Vöglein verstehen, auf daß sie sich mit diesen lieblichen Wesen unterhalten könne, wenn er nicht zugegen, wenn er entfernt von ihr sei. —

O mit welch hohem Entzücken lauschte das gläubigvertrauende Mägdelein den erhabenen Lehren des gutmüthigen Zwerges, und wie sich täglich eine Menge neuer Kenntnisse, neuer Begriffe, in ihrer reinen Seele entfalteten! Wie angenehm sie sich oft mit den Blümlein, den Käferlein und den Vöglein unterhielt, und wie sie mit ihnen nach und nach so innig befreundet wurde!

Zuletzt lernte sie sogar die erhabene Sprache der Sterne verstehen, und von dieser Zeit an betete sie in keiner als in dieser zum unendlichen Geiste.

Auf diese Weise lebten Arnuald und Lisette in Unschuld und Freuden fern von aller Welt in Gottes heiliger Natur. Sie waren die glücklichsten Wesen auf dem Erdboden. Nur das erste Menschenpaar konnte vor dem Sündenfalle im Paradiese glücklicher gewesen sein. — Aller Welt unbekannt blühete ihnen auf freundlicher Flur eine Seligkeit, wie sie nur die Unschuld genießt, und ihre Wonne war zu groß, als daß sie sich versucht gefühlt hätten, die Welt zur Vertrauten derselben zu machen.

Unglücklicher Weise er war der damalige Burgherr von Junglinster ein Mann, der nichts weniger als nachsichtig war im Kapitel geheimer Liebschaften. Er war der unversöhnlichste Feind der Elfen von jeher gewesen, und hatte nie eine Gelegenheit vorbeigehen lassen, wo er ihnen Eins auftrumpfen konnte. — Er war nichts destoweniger ein wackrer, herzensguter Mann, der immer nur das Rechte wollte, und der in seiner schlichten Herzenseinfalt die Wichtellein nur deßwegen haßte, weil er sie nicht verstand, und sie für die schwärzesten Heiden auf Gottes Erdboden hielt. —

Dieser wußte der arglosen Lisette, deren Pathe er war, ihr Geheimniß zu entlocken; und er legte ihr sofort, unter

Androhung seiner Ungnade auf, allem Umgange mit ihrem über- oder vielmehr, unterirdischen Liebhaber zu entsagen.

Lisette, welche es sich nie hätte träumen lassen, daß der gutmüthige Arnuald ein „schwarzer Heide", und die in ihrer Unerfahrniß nie daran gedacht, daß der Umgang mit demselben eine so schwere Sünde sei, versprach höchst erschrocken, das Wichtellein von derselben Stunde an zu meiden.

Aber dieses war leichter versprechen als halten; der wackre Zwerg ließ sich nicht leicht abweisen. Er, der sich äußerst wenig aus dem Burgherrn und seinen Drohungen machte, besuchte sein Mägdelein, so nach, als vorher, und trat bald auf der Wiese, bald auf dem Felde, bald im Walde, und sogar im Stalle, wenn sie die Schafe melkte, vor sie hin, und fragte sie mit dem ihm eignen treuherzigen Tone, warum sie ihm denn nicht mehr wie sonst gut sei! und traurig folgte ihr sein umwölkter Blick wenn sie sich, ohne ihm zu antworten, entfernte. — Aber dann traten auch dem guten Mägdelein die hellen Zähren in die Augen; doch um alles in der Welt hätte sie ihm nicht entdeckt, was sie von ihm glaubte denken zu müssen.

Sie wußte keinen andern Rath als ihren Pathen die Zudringlichkeit des Zwergs zu verrathen, und ihn zu bitten, doch selbst ein Mittel zu ersinnen, wodurch der „Heide" von ihr fern gehalten werden könne. Dieser aber, welcher sich in keiner geringern Verlegenheit befand, als Lisette selbst, beschied sie auf den andern Tag wieder, und versprach, unterdessen auf ein solches Mittel zu sinnen.

Damals aber wohnte zu Beidweiler, einem Dörflein unweit Junglinster, ein alter Schäfer, welcher vieler wunderbarer und geheimer Mittel kundig war gegen alle übernatürlichen und alle gewöhnlichen Uebel, welche der Erde zur Plage gereichen. Er übte sich sogar mit vielem Erfolg in der Arzneikunst, und zwar nicht blos am Vieh, sondern auch an Menschen; und Niemand konnte ihm vorwerfen, daß seine Patienten je gegen ihn geklagt, es müßte denn sein, daß sie in jener Welt erst Klage erhoben hätten. Seine Kenntniße in der Naturgeschichte und der Naturlehre

hatten ihm in der ganzen Umgegend einen großen Ruf erworben; und von nah' und fern kamen die Leute nach Beidweiler, ihn um Rath zu fragen.

Diesen ließ in seiner Verlegenheit nun auch der Burgherr rufen und sprach zu ihm:

— Hör', Chrysostomus, du mußt mir, wenn du kannst, eines meiner Dorfkinder entzaubern helfen. —

— Recht gern, gnädiger Herr; sagt nur, wovon die Rede ist. —

— Die Rede ist von einem schurkischen Heiden von Zwerg, der sich in eines unserer jungen Mägdelein vergafft hat. —

— Ei! der Daus! gestrenger Herr; dann ist wohl das Ding kitzlicher, als Ihr es Euch gedacht habt. — Denn wißt, Herr, die Elfen haben mit höllischem Gespenst und Spuck nichts gemein. Ihre zusammengesetzte Natur trotzt jeder Beschwörungsformel; und anderseits besitzen sie in ihren ungeheuren Schätzen, und vortrefflichen Geistesgaben die unwiderstehlichsten Hilfsmittel, sobald sie es drauf anlegen, einer Dirne den Kopf zu verdrehen; und ist erst das Herz eines Mägdeleins mit im Spiel .... ja, seht Herr Ritter, dann wollt' ich's mir eher getrauen, eine Heerde Schafe neben einem grünen Saatfelde zu hüten als ..... na! Ihr versteht mich schon. — —

— Wohl! lieber Chrysostomus; aber unser Mägdelein hat Religion und Gottesfurcht, und es verlangt nichts sehnlicher, als daß wir sie von ihrem heidnischen Liebhaber befreien möchten. Was dünkt dich daher, wenn wir sie auf wenige Zeit von Hause entfernten, und sie nach Echternach ins Kloster zu den Clarissinen schickten?

— Pah! wohledler Herr, dort ließe sie der Zwerg nicht ungeschorner, als anderswo; das fährt wie der Gedanke von einem Orte zum andern, und ein Nadelöhr läßt Euch einen Elfen durch.

— Aber was denn anfangen, lieber Chrysostomus?

— Ja, Herr Ritter, das ist eben die kitzliche Frage; doch, um vor der Hand nicht stehen zu bleiben, so

laßt mir ein Stück Brod, Wasser, Salz und Schwefel, vor allem aber eine Flasche von Eurem besten Burgunder hieherbringen; denn, wie Ihr wohl wißt, hellt nichts den Geist auf, wie ein gutes Glas alten Franzweines.

Als all das Begehrte herbeigebracht worden, nahm der Schäfer ein Paar Finger voll Salz, lösete es unter einer geheimnißvollen Beschwörungsformel im Wasser auf, tauchte dann das Brod in das Salzwasser, bestreute es stark mit Schwefel und legte es dann auf den Ofen zum Trocknen. Während dieses ziemlich langwierigen Geschäftes, trank er die Flasche Burgunder bis auf den letzten Tropfen aus, und sprach dann mit einer höchst wichtigen und feierlichen Miene:

— Ihr müßt wissen, gestrenger Herr, daß auf der ganzen Welt nichts einem Elfen zu vergleichen ist, an hoher Wohlanständigkeit und zarter Schamhaftigkeit: wohlan denn, laßt unser Mägdelein ein Stück von diesem Brode essen, dann mag sie, wenn sich der Zwerg ihr wieder nahen will, nur eine kleine Anstrengung machen, indem sie den Unterleib zusammenpreßt; für das Uebrige laßt mich sorgen. —

So der Schäfer.

Lisette aber, welche um alles in der Welt ihrer Seligkeit nicht verlustig gehen wollte, befolgte, als sie der Zwerg das nächste Mal wieder im Schafstalle besuchte, den Rath des Schäfers: sie zog den Unterleib, so wie es ihr anbefohlen worden war, zusammen, und — o des Schreckens! — es entschlüpfte ihr die kleine Unschicklichkeit, welche der schlaue Schäfer vorhergesehen — oder besser — vorhergehört hatte.—

So leise und unbedeutend dieser Laut auch sein mochte, für den Elfen war er ein Donnerschlag, der ihn betäubte. Mit einer Geberde des Ekels und des Unwillens verließ er, ohne ein Wort zu reden, den Stall und — die Gegend.

Nie hat ihn Lisette wiedergesehen, und seit der Zeit, verstand sie weder die Blumen, weder die Vöglein, noch die Sterne mehr: sie war wieder die gewöhnliche Schäferdirne, und dazu war ihre ganze ehemalige Freudigkeit und Munterkeit für immer dahin.

XV.

Die Sage

von dem Wichtellein zu Bollendorf und der Kuh mit goldnen Hörnern.

Oberhalb Bollendorf, einem Dorfe unweit Echternach an der östlichen Grenze des Großherzogthums Luxemburg, dehnt sich nach der Seite der alten Hüttenwerke hin eine beträchtliche Wiesenflur aus, welche zur Zeit der Feudalherrschaft den Einwohnern von Bollendorf von ihren Burgherrn zum Weidegrund überlassen, und auf welche damals alle Kühe des Dorfes unter der Aufsicht eines gemeinsamen Kuhhirten regelmäßig hingetrieben wurden.

Zu jener Zeit war das System der Stallfütterung noch nirgends eingeführt; der Landmann „brachte" damals noch seine Felder, anstatt selbe, wie dies heut zu Tage fast allenthalben Brauch ist, regelmäßig zu düngen, weßwegen er denn auch sein Vieh nicht des Düngers wegen im Stalle zu behalten brauchte; und so war denn die Nutznießung obgedachter Wiesenflur für die Bewohner Bollendorfs nicht nur eine Wohlthat, sondern auch ein Bedürfniß. Aus demselben Grunde war zu jener Zeit auch der Kuhhirt eine weit wichtigere Person, als heut zu Tage. Ein geschickter Kuhhirt war damals kaum geringer geachtet als heute etwa ein Schulmeister, was wahrlich nicht wenig sagen will. Es war sogar nicht selten, daß ein beliebter Kuhhirt das Amt des Schulmeisters mit dem seinigen verband, was übrigens zu der Zeit vollkommen natürlich schien. Denn in der That,

wer hätte während den drei bis vier Wintermonaten, den einzigen, wo damals Schule gehalten wurde, es besser verstanden, die Buben des Dorfes zu leiten und selbe in Zucht und Ordnung zu halten, als er, der das ganze übrige Jahr hindurch mit kräftiger und gewandter Hand das störische Rindvieh der Gemeinde gebändigt und in den Schranken der Ordnung und der Untergebenheit erhalten? — —

Niemand fühlte und begriff dieß besser, als die Bauern: und so war denn auch in unserm Bollendorf damals Meister Martin, der Kuhhirt, zugleich Schulmeister. Er verwaltete dieses sein wichtiges Doppelamt mit solcher Treue und Genauigkeit, daß auf sechs Meilen in die Runde, weder Kuhhirt, noch Schulmeister es ihm zuvor that. Jungens und Rindvieh, alle ohne Ausnahme, hatten gleich großen Respekt vor dem würdigen Mann und seinem Stock oder Ochsenziemer. — —

Doch ach! auch der Tüchtigste und Rüstigste wird zuletzt durch den Tod seinem Wirkungskreise entrissen! und so kam es denn auch dazu, daß Meister Martin, nachdem er ganzer fünfzig Jahre lang seinem schwierigen Kuhhirten- und Schulmeisteramte mit Fleiß und Treue vorgestanden, das Zeitliche segnen mußte, um, wie die Leichenrede sagte, jenseits den Lohn seiner Mühe und seines Fleißes in Empfang zu nehmen, der ihm auf Erden, troß aller seiner Bestrebungen, gar spärlich zugemessen worden war. In einem Worte, er starb, und hinterließ als ganze Habe seinem Enkel seinen Ruf als erster Kuhhirt und Schulmeister der ganzen Umgegend, und der Gemeinde diesen seinen Enkel mit all seiner Habe. — —

Ob ihm die wackern Bollendorfer für solchen Nachlaß großen Dank gewußt, steht nirgends geschrieben, nur so viel ist gewiß, daß selbe dem vierzehnjährigen Peter (so hieß der Bursche) großmüthig das Kuhhirtenamt des braven Martin übertrugen, und ihn so in Stand setzten, ehrlich und redlich sein Brod zu verdienen. Schulmeister sollte Peter vorläufig noch nicht werden, weil er das erforderliche Alter zu einem so wichtigen Stande noch nicht hatte, sondern

diese Würde wurde einstweilen dem alten Gänsehannes übertragen, welcher, lahm und taub wie er war, während des Winters auf andere Weise doch nichts mehr verdienen konnte, und sofort von der Gemeinde gänzlich umsonst hätte gefüttert werden müssen. — —

Das Sprichwort sagt:

„Wie die Alten sungen,
„Zwitschern nun die Jungen."

Aber an unserm Peter sollte das Sprichwort zur Lüge werden. Der gute Bursche mochte eben bestimmt sein, die Ausnahme von der Regel zu machen. — Das ehrende Amt des Kuhhirten, welches sein seliger Großvater so viele Jahre hindurch zufrieden und treu verwaltet, kam ihm bald höchst langweilig und einförmig vor. Das Rindvieh konnte ihm keinen Geschmack abgewinnen, und die Gefilde, welche er täglich und stündlich vor Augen hatte, kamen ihm so eintönig, so reizlos vor. Kurz, er hätte es vorgezogen mit Seinesgleichen in Feld und Wald herumzuschweifen, um Vogelnester auszunehmen, in die Obstgärten der Nachbarn zu schleichen und das Obst von den Bäumen zu naschen: aber dazu hatte ihn der selige Martin der Gemeinde nicht hinterlassen, er, dem jedes Brodkrümchen, das er zum Munde geführt, einen Schweißtropfen, oder doch wenigstens einen kräftigen Puff mit dem Stock oder dem Ziemer gekostet hatte. —

Und so mußte denn der gute Peter nolens volens Kuhhirt bleiben, und einen Tag wie den andern seine gehörnte Schaar zur Trift geleiten. Sein treuer Freund und täglicher Begleiter war Stupp, sein Hund; und wir müssen gestehen, daß schon Klügere als unser Kuhhirt in der Wahl ihrer Freunde weit weniger Verstand bewiesen haben, als er. Der wackre Stupp durfte, in Bezug auf Treue und Ehrlichkeit, sich keck manchem zweibeinigen Freunde von unserer Bekanntschaft zur Seite stellen. — Wie manches süße Stündchen konnte unser Peter im kühlen Schatten verschlafen oder verträumen, während Freund Stupp ein wachsames Auge auf die Heerde hatte! wie ruhig und sorglos konnte

er sogar von Zeit zu Zeit seiner Lust zum Herumstreichen nachhängen, da ja der unermüdliche Stupp stets um die Heerde herum war, und selbe trotz dem besten Kuhhirten in Zucht und Ordnung hielt. — —

Ach! guter Stupp, du bist wohl nicht der Einzige, der unbeachtet in treuer Ergebenheit das Werk verrichtet, für welches Andere den Lohn, und bisweilen sogar den Ruhm, einärnten. — —

Aber ungeachtet des unermüdeten Beistandes des wackern Stupp brachte es Peter nie über sich, sein Amt mit Liebe zu verwalten. Er war Kuhhirt, weil er mußte; und so wird sich denn auch Niemand wundern, daß er regelmäßig eher zu spät, als zu früh austrieb, und eher zu früh, als zu spät, heimtrieb. Spaßvögel sagten von ihm, er stehe des Morgens auf, wenn die Sonne scheine, sei's Tag oder nicht, und er liebe es, mit den Hühnern zu Bette zu gehen. Niemand hat je dem guten Burschen nachsagen können, daß unter seiner Pflege die Kühe von Bollendorf mit Fett überladen gewesen, noch daß je eine derselben an Uebersättigung krank darnieder gelegen. Unserm Peter war das alles so ziemlich einerlei: denn einerseits gehörten die Kühe nicht ihm, und anderseits hätte er kaum etwas dagegen gehabt, wenn man ihn seines Amtes entsetzt hätte. —

Da geschah es eines Tages, als Peter eben wieder sein Mittagsschläfchen unter einer nahen breitästigen Eiche hielt, daß eine fremde Kuh, welche aus dem nahen Walde hervorgekommen, sich unter die Heerde mischte, allwo sie allsogleich mit einem selbst unter den Kühen von Bollendorf seltnen Appetit zu grasen begann. Sie war von einer wunderbaren Schönheit: ihr Fell war weiß wie Schnee und auf dem Kopfe trug sie zwei Hörner von gediegnem Golde, welche wie zwei Sonnenstrahlen glänzten. Man kann sich leicht denken, daß es sich die gemeinen Kühe von Bollendorf nicht zu geringer Ehre rechneten, den Besuch einer allem Anscheine nach so hochgestellten Kuh zu erhalten. Sie gefielen sich dergestalt in der Gesellschaft der Unbekannten, daß, als die gewöhnliche Stunde der Heimkehr herangenaht

war, keine von allen die Trift verlassen wollte, bevor nicht Madam mit den goldnen Hörnern sich zurückzuziehen geruht habe. Und da diese, trotz aller Bemühungen Peters sie mit Gewalt zu vertreiben, bis zum Anbruch der Nacht aushielt, so kam der gute Bursche heute für's erstemal zu ungewöhnlicher Zeit heim; aber es war auch das erstemal, daß sich die Kühe von Bollendorf unter Peters Pflege satt gefressen hatten.

Den Tag darauf, so wie auch die folgenden Tage, kam regelmäßig die Unbekannte zur Heerde und weidete mit derselben bis nach Sonnenuntergang, zum bittersten Ärger unsers Peters, der, nachdem er vergeblich alle seine Schlauheit aufgeboten, ihr die Gesellschaft seiner Heerde zu verleiden, sich endlich murrend in sein Schicksal gefügt hatte, und sofort stillschweigend ertrug, was er nicht ändern konnte.

Eines Abends jedoch, als es der schönsten der Kühe gefallen, noch länger als gewöhnlich dazubleiben, da riß unserm Peter denn doch die Geduld, und er faßte den Entschluß, koste es was es wolle, dem Spaß ein Ende zu machen. Er folgte ihr daher, als sie endlich für gut fand aufzubrechen, in den Wald, fest entschlossen noch diesen Abend das Geheimniß ihres Aufenthalts und ihres unhöflichen Betragens gegen ihn zu entdecken. Er folgte ihr durch unzählige Krümmungen und Windungen zwischen Felsen und Gesträuch, und so sah er endlich, wie sie plötzlich in einer dunkeln Felsengrotte verschwand.

Peter, so einfältig er auch sein mochte — vielleicht auch eben nur, weil er's war — kannte keine Furcht. Er trat entschlossen in die dunkle Höhle, und fand sich hier plötzlich Nase an Nase mit einem so häßlichen und verschrobenen Zwerg, als je einer auf zwei Beinen — wenn ja solche Dinger den Namen verdienen — gegangen sein mag. Es war das Ungethüm nicht höher als ein Reiterstiefel, und dennoch hatte es einen Kopf, neben welchem der eines Goliath kaum eine Haselnuß geschienen haben würde. Krauses, dichtes Haar bedeckte wie verworrnes Gestrüpp dieses Wunderding von Kopf, auf welchem ein ganzes

Hundert von Grasmücken ganz gemächlich neben einander genistet hätten. Die Nase war ganz wie zum Kopfe gemacht; sie hätte füglich zum Absteigequartier für einen ganzen Schwarm von Zugvögeln dienen können. Wie zwei große glänzende Glaskugeln standen ihm die Augen vor dem Kopfe und schienen jeden Augenblick längs der Nase davonrollen zu wollen. Sein Maul (wer wollte solch ein Ding Mund nennen!) ging von einem Ohr zum andern und zwischen den zwei ungeheuren Lippen glänzten die zwei und dreißig Dinger, welche sein Zahnwerk bildeten, wie eben so viele recht große Haselnüsse hervor. Kurz, die ganze Gestalt des Ungethüms war wie eigens dazu geschaffen, Grausen und Entsetzen zu erregen: und dennoch war selbe nicht vermögend unsern Peter auch nur einzuschüchtern. Damals wie heute kannte jeder die Zwerge, und selbst dem einfältigsten Bauernjungen war's nicht unbekannt, wie daß diese Wesen unter der abschreckensten Hülle das vortrefflichste Herz von der Welt verbergen, welches sie unaufhörlich antreibt, den Nothleidenden beizuspringen, und wohl auch den Fehlenden zurechtzuweisen. Ihre unermeßlichen Schätze wenden die gutherzigen Wichtellein sehr häufig zum Wohl der Menschheit an, und nicht die Vollendorfer allein wissen von den hochherzigen Thaten dieser übernatürlichen Wesen zu erzählen. — —

Und nun gebe ja einer was auf ein schönes Gesicht! —

— Was willst du hier, thörigter Bursche? rief der Zwerg dem dreisten Burschen zornig entgegen.

— Was ich will? war die unverblüfte Antwort, meinen Lohn will ich. Habe ich nicht schon einen halben Monat deine Kuh mit den meinen gehütet? oder glaubst du etwa ich werde dir umsonst hüten?

— Dummkopf du! meine Kuh bedarf deiner Hut nicht. Wisse, daß sie einzig deswegen zur Trift gekommen ist, um dich zu lehren, für das Vieh, welches deiner Obhut anvertraut ist, besser Sorge zu tragen, und dasselbe nicht vor der Zeit und ungesättigt heimzutreiben. Da du aber dennoch auf Lohn von meiner Seite Anspruch machst, so werde

ich dich nach Verdienst bezahlen, denn nie habe ich Jemanden den verdienten Lohn vorenthalten. —

So sagend, öffnete der Zwerg eine große eiserne Kiste, welche bis oben mit blinkenden Dukaten und nagelneuen Silberthalern angefüllt war, und langte einen alten abgegriffnen Schilling hervor, welchen er dem verdutzten Peter mit den Worten darreichte: — Sieh, da ist, was du verdient, nimm hin. Wärest du verständiger, vor allem aber minder dreist gewesen, so wäre dein Lohn anders ausgefallen. Siehe!

„Wie die Thaten, so der Lohn."

Merke dir diese Lehre, sie kann dir von großem Nutzen sein. —

So sagend schloß das Wichtelmännlein dem Peter die Thüre vor der Nase zu, und überließ ihn seinen eignen Betrachtungen.

Unserm Peter muß die Lection genügt haben, denn wir haben nie gehört, daß die Kuh des Zwergen je wieder auf der Triest erschienen sei. Dafür aber weiß männiglich, daß seit jener Zeit die Kühe von Bollendorf durch die Vortrefflichkeit ihrer Milch, ihrer Sahne, ihrer Butter und ihres Käses einen Ruf erlangt haben, der noch bis auf den heutigen Tag an die prächtige Kuh mit den goldnen Hörnern erinnert.

Auch ist uns nie zu Ohren gekommen, ob je der Peter Schulmeister geworden; und so wissen wir zur Zeit noch nicht, ob der Gänsehannes als Schulmeister oder als Bettler gestorben ist. — —

XVI.

Die Sage

von dem Schloßbrunnen zur Fels.

Hu! wie's draußen stürmt und tobt! wie's durch die Spalten des Burggemäuers und in den Schornsteinen so schauerlich heult und wimmert! wie's so gespenstisch die Erker und den Wartthurm umzieht! — —

Dichte Finsterniß deckt die Erde wie das schwarze, düstre Bahrtuch den Katafalk; einzelne Blitze durchzucken von Zeit zu Zeit jach das widerstrebende Gewölk, das, vom Sturme gespornt, mit schwerfälliger Eile daherzieht. — —

Banges, düstres Schweigen herrscht auf der Ritterburg von Fels, und nur ein einsames Licht erhellt ein Fenster in einem der obern Gemächer des Schlosses. —

Wie! wacht denn nicht der Thurmwart auf der hohen Warte? wachen nicht die Schloßwächter auf der Mauer und am Burgthore? —

Wohl sind wach der Thürmer und die Schloßwächter, wohl starrt ihr spähendes Auge, lauscht ihr geübtes Ohr, hinaus in die Nacht und den Sturm: aber von dem verrätherischen Burgvogt gewonnen, treibt sie zur Wachsamkeit nicht die heilige Eidespflicht, nicht die treuergebne Besorgniß für ihre Gebieterin, die Burgfrau, welche ihres abwesenden Ehegemahls harrend, einsam an der Wiege ihres Säuglings weilt, sondern die Begierde nach einer

Handvoll elenden Goldes, ein schnöder, blutgefärbter Judassold, spornt die Meineidigen, zu spähen und zu horchen auf daß beim Herannahen der Todfeinde ihres Herrn, der Templer von Heringen, sie bereit seien, die Zugbrücke niederzulassen und die Burg zu überliefern. —

Und lauter heult der Sturm! rascher zucken die Blitze! zorniger rollt der Donner! —

An der Wiege des geliebten Kindes sitzt die Burgfrau ..... Im Kamine will die Gluth erlöschen.... Ihr Blick ruht träumerisch auf dem Engelantlitze des Säuglings, der im goldprangenden Bettlein süß und ahnungslos schlummert... Bisweilen scheint ein banger Ahnungsschauer ihre Glieder zu durchrieseln: ihre Lippe bebt, sie fährt empor, und ihr Ohr lauscht hinaus in den Sturm.... Von Zeit zu Zeit wird die einsame Lampe von einem Blitze verdunkelt, der einer feurigen Schlange gleich, am Fenster vorüber zuckt;... es grollt der Donner näher und näher; ... schauerlicher und immer schauerlicher heult's und wimmert's um die Thürme; ... wie schwarze Gespenster umzieht's die Erker und den Wartthurm: aber nicht das Zucken und Leuchten der Blitze, nicht das grimmige Rollen des Donners, nicht das Heulen und Wimmern des Sturmes um die Thürme und in den Schornsteinen, nicht das gespenstische Ziehen der schwarzen Wolkenmassen um die Erker und den Wartthurm, macht das muthige Herz der Burgfrau erbeben, sondern eine geheimnißvolle prophetische Stimme, welche, unheilverkündend, in ihrem eignen Busen flüstert. — — Ihr Gemahl, der Burgherr, ist abwesend: er weilt draußen im Sturm und Nacht: kann er nicht vom jähen Felsen in den gähnenden Abgrund stürzen? kann nicht ein rachsüchtiger Feind im Hinterhalte ihm auflauern? kann nicht der meuchlerische Dolch eines Räubers und Mörders sein Leben gefährden? — —

Ach! daß doch der Ton seines Hornes sein Nahen ankündigte! daß das Horn des Thürmers ihm das Willkomm entgegenriefe! daß das Rasseln der Zugbrücke andeutete,

daß er das heimische Schloß ungefährdet erreicht! daß sein schwerer, kräftiger Tritt doch schon auf der Treppe ertönte und der Vater im nächsten Augenblicke so Gattin als Kind ans liebende Herz drückte! — —

Ha! horch! horch! tönt's da nicht aus der Ferne herüber wie das Schmettern eines Hifthorns?...... ist das nicht das Horn des Thürmers, das sein Willkomm halb fröhlich, halb schauerlich in die Nacht und den Sturm hinausruft? — — Horch! rasselt nicht die Zuchbrücke nieder, sich dem Ersehnten gastlich entgegenzubreiten? — — Klopfenden Herzens eilt die Burgfrau an's Fenster..... Pferdegetrappel erdröhnt unter dem Thorgewölbe..... Männerstimmen lassen sich vernehmen. — — — Da zuckt ein Blitz durch das Dunkel — — — und, o Grausen! o Entsetzen! die Arme sieht den Schloßhof angefüllt mit ihren grimmigsten Feinden, — — — sie sieht ihr Kind, ihre Burg und sich selbst, in der Gewalt der Templer von Heringen! — — —

Gott! welch ein Augenblick für die Mutter, für die Gattin! eine Ewigkeit voll gewöhnlicher Marterqualen wiegt ihn nicht auf. — —

Starr, keines Lautes mächtig, steht sie, eine marmorne Bildsäule. — —

Da plötzlich erdröhnt's draußen auf der Treppe wie von schweren, eisernen Männertritten...... Näher und näher kommt's und nur noch wenige Sekunden, so öffnet sich die Thüre und herein tritt mit gezucktem Dolch der Mörder ihres Kindes. — —

Dieser entsetzliche Gedanke wirkt elektrisch auf die erstarrten Sinne der Mutter, und schnellt sie mit unwiderstehlicher Gewalt an das Bettchen des bedrohten Lieblings. Von dem mächtigsten der Naturtriebe gespornt, erfaßt sie die Wiege mit dem schlummernden Säugling und stürzt auf verborgenem Gange mit der theuren Last aus dem Gemache. — —

Aber, o Himmel! dieser Gang führt nicht in's Freie, nicht aus dem Bereiche ihrer Feinde, sondern in den Hof der Burg! — —

In grausenvoller Angst erreicht die bejammernswerthe Frau den Ausgang...... sie befindet sich mitten unter ihren Feinden!.......nur die Finsterniß verbirgt sie noch den Augen der erbarmungslosen Schaar! — — —

Sie will zurück...... aber schon hört sie auch hinter sich die Stimmen und die Schritte ihrer Verfolger. — —

Da sendet sie einen letzten Blick nach oben, einen Blick, den nur Gott allein ergründet, und fürder stürzt sie nach dem schauerlich tiefen Schloßbrunnen.... Hier will sie Schutz suchen vor der Wuth ihrer Feinde. — — Schaudernd steht sie am Rande des klaffenden Rachen.... Der mächtige Trieb der Selbsterhaltung drängt sie zurück.... sie wankt.

Da fährt ein flammender Blitzstrahl auf ihre weiße Gestalt hernieder und macht sie dem Auge der Verfolger sichtbar. Mit gellendem Geschrei stürzt sich die wüthende Rotte auf ihr Opfer: aber um den Brunnen ist es still und leer: — — Das nasse Grab hat dumpf grollend zwei unschuldige Opfer aufgenommen. — — —

Die Sage erzählt, daß, nachdem der Anführer der Templer den grausenvollen und heldenmüthigen Tod der edlen Burgfrau erfahren, er die Leichname der beiden Opfer habe herausziehen, und an deren Statt den verrätherischen Burgvogt, der ihm für schnödes Gold die Burg überliefert, sammt seinen Sündensold habe hineinstürzen lassen; und so hat es sich denn auch hier als wahr erwiesen, daß selbst diejenigen, welche den Verrath besolden und benützen, dem Verräther nimmermehr hold sein können, und daß der Verrath sich gewöhnlich selbst auf fürchterliche Weise bestraft. — —

Der Geist des habsüchtigen Burgvogts soll noch bis auf diesen Tag im Grabe keine Ruhe finden, sondern er soll in der Gestalt eines scheußlichen Drachen in der Tiefe des längstverfallenen Schloßbrunnens von Fels den Schatz bewachen, welchen der grausame Templer mit ihm in die Tiefe versenkt hat.

Auch die Templer sollen, zur Buße für ihre Grausam-

keit, jährlich einmal auf der Oberwelt erscheinen müssen, und zwar in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag der Charwoche, in welcher Nacht sie sich um die zwölfte Stunde auf den Ruinen der Burg von Fels versammeln müssen, um alda unter schauerlichen Geisterweisen einen gespenstischen Reigen aufzuführen.

XVII.

Die Sage

von der Einsiedelei zu Differdingen.

——— Na! geht mir mit eurer heutigen Welt, mit euren heutigen Manns- und Weibsleuten! das gleicht seinen wackern, tugendsamen Vorfahren, just wie da meine Faust einem Kirchthurmknauf, oder richtiger zu sagen, wie eine Grasnelke einer Rose, den Geruch jener abgerechnet. —

So ließ sich eines Abends mein Großvater — derselbe, welcher einige Zeit vorher die Sage vom „Schappmännchen" erzählt hatte — in der Spinnstube vernehmen, allwo man auf die heutige Zeit und ihre Sitten zu sprechen gekommen war.

— Andre Zeiten, andre Sitten, antwortete auf obige Rede des Alten meine spruchreiche Mutter. Die Menschen werden wohl von jeher ihr Gutes und ihr Böses gehabt haben, und unsre Vorfahren werden nicht besser gewesen sein, als unser eins, mein' ich.

— Meinst du! meinst du wirklich? Ei ja, weiß schon; du magst dir eben nicht gerne sagen, daß deine Ahn' oder Urahn' besser und tugendsamer gewesen, als du.—Sieh mir doch eins, da möchte sich, glaub' ich, das heurige Volk noch sogar einige Stufen höher dünken, und sich weit gewitzigter glauben, als unsre vortreffliche Vorfahren. Nichts da! behauptet ist nicht immer bewiesen.

— Wie Vater! solltet Ihr das vielleicht aus eigner Erfahrung wissen?

Diese spitze Rede meiner Mutter war der Zunder im Pulverfasse.

— Potz Märten und Velten! fuhr der Alte auf, aus meiner eignen Erfahrung! du keckes, naseweises Ding du! .... und aus meiner eignen Aussage vielleicht, he? — Nun ja doch, Erfahrung mag ich schon zur Genüge gemacht haben, und zwar an mir selbst sowohl, als an andern; alt wär ich immer dazu genug, und eben deßwegen, mein' ich, sollt' es mir auch zukommen da zu reden, wo andere den Schnabel halten sollten. Verstanden?

— Ei, Väterchen! so arg war's nicht gemeint. — Und wer wird denn auch in Euren Jahren sogleich aufbrausen und drein fahren, wenn einmal ein spitzes Wort von unsereins ins Schwarze getroffen? Oder glaubt Ihr denn, es mache uns Andern keinen Verdruß, wenn man uns so ewig und allweil die Ahnen und Urahnen vorhält, um uns herabzusetzen und zu beschämen? —

— So hör mir doch eins das Geschnatter! Man darf wohl alleweil nicht laut mehr sprechen, ohne daß es gleich heißt: „aufgebraust und dreingefahren.“ Und was das Herabsetzen betrifft, so sorgt ihr Andern, mein' ich, auch ohne mich schon zur Genüge dafür. Vom Beschämen aber kann vollends die Rede nicht sein: warum? weil das heutige Volk es schon einzurichten weiß, daß man sich in diesem Punkte eitel umsonst bemüht. — Verstanden, Frau Naseweis?

Meine Mutter schien diesen Trumpf des Alten als endgiltig anzusehen; sie schwieg. Der Großvater aber, welcher nie zum Frieden geneigter war, als wenn er seinen Gegner unter sich hatte, fuhr mit einem schlauen, gutmüthigen Lächeln folgendermaßen fort:

— Und da doch heut zu Tage Beweise für eines ehrlichen Mannes Aussage erfordert werden — ein wackers Zeitalter, wo man Niemanden auf's Wort mehr glauben darf! — weil denn, sag' ich, heute jedes Wort schwarz auf weiß gegeben werden muß: so rückt nur alle näher herzu. In meinem alten Hirnkasten rumort noch etwas, wie

eine alte Geschichte; die will ich euch erzählen, damit ihr doch sehen sollt, ihr eingebildetes Volk ihr! daß ihr auch nicht einmal würdig seid, euren wackern Vorfahren die Schuhriemen aufzulösen.

Wie der kalte, trübe Nebel vor dem hellen Frühlingsstrahl, so verschwand bei dem Worte „erzählen" aller Unmuth von den Gesichtern der Anwesenden. Selbst der letzte Satz des Alten war nicht vermögend, den neugierigen Leutchen den Spaß zu verderben. Mochte die kommende Geschichte sie auch noch so tief unter die „wackern und tugendsamen" Vorfahren herabsetzen, was lag daran, wenn nur erzählt wurde.

So ist der Mensch: sein Vorwitz trägt sogar den Sieg über seine Eigenliebe davon; und jener mächtige Trieb brachte, wie uns Moses erzählt, schon unsre Stammeltern dahin, die Seligkeit des Paradieses zu verscherzen. Dagegen spornt dieser Trieb auch von jeher den Menschen, die wichtigsten und nützlichsten Entdeckungen zu machen; er drängt ihn unter zahllosen Mühseligkeiten, ja unter steter Lebensgefahr, auf end- und pfadlose Weltmeere, in unermeßliche Sandwüsten, in unwegsame Urwälder voll reißender Thiere, auf himmelhohe Bergspitzen und in düstre, schauervolle Felsenthäler; er treibt ihn bis in die fernsten Winkel fremder, unbekannter Länder, allwo er der Hitze und der Kälte, dem Sturm und den Erdbeben, kurz allen und jeden Unannehmlichkeiten der verschiedenen Klima's Trotz bietet, um auch hier der Civilisation Eingang zu verschaffen, und so jedes Fleckchen der Erde der Menschheit unterthan zu machen.—Denn wir wollen zur Ehre der Menschheit nicht annehmen, daß es blos die materiellen Bedürfniße gewesen seien, welche sie zu allem diesem bewogen haben; und so müssen wir denn nothwendig anerkennen, daß die Wißbegierde der Menschheit eben so nützlich als schädlich sein kann.

Doch kehren wir in die Spinnstube zurück.—Hier ist es im Nu gar rege und lebendig geworden. Hinter dem Ofen, von der Bank, hinter dem ungeheuren Eichentische kriechen,

wie Ameisen beim ersten lauen Frühlingssonnenstrahl, die vor wenigen Augenblicken noch so schläfrigen und theilnahmlosen Bursche hervor, und drängen sich um den Stuhl des Großvaters herum; jeder will ihm am nächsten sein, jeder will den besten Platz haben. Nur mit Mühe gelingt es dem Alten Ruhe und Ordnung herzustellen.

Doch als nun endlich Stille geworden; als wir Kinder, und ebenso die Erwachsenen, Mund und Ohren sperrweit aufgerissen; als der Großvater einer viermal gehustet und sich eben so oft geräuspert: da begann er seine Geschichte, wie folgt:

— Irr' ich nicht, so war's .... laß sehen! ... Anno .... Anno .... na, gleichviel! so etwa um's vierzehnte Jahrhundert, vielleicht auch um's Ende des dreizehnten herum, da lebte im Lande Luxemburg, ohnweit dem heutigen Grenzdorf Differdingen, auf seiner Burg zu Eltz ein gar edler und tapfrer Ritter, Namens Ehrhart. — Versteht mich wohl, ihr jungen Burschen, Ehr—hart hieß der Ritter, Ehr—hart, sag' ich, ein Name, der heute fast ebenso selten ist, als das Ding, von welchem er hergeleitet ist, den aber gewiß noch Niemand mit besserm Rechte getragen, als der junge Ritter von Eltz. — Er war ein Ausbund aller ritterlichen Tugenden: er besaß nicht blos einen schönen kraft- und saftvollen Körper, der so schlauk wie eine Fichte gewachsen war, sondern auch sein Inneres war mit allen den Eigenschaften und Tugenden ausgestattet, die einen rechten und echten Edelmann zieren können. — Kraftvoll war er wie ein Riese, und im Turniere schmiß er euch ein Dutzend Gegner der Reihe nach in den Sand, daß sie kopfunter, kopfüber herumpurzelten, und nicht mehr wußten, in welcher Gegend der Kopf angewachsen war. Und nun denkt euch erst, wie er's im ernsten Kampfe gehalten haben muß. Da mußte er traun der leb- und leibhaftige Goliath gewesen sein. Wer's doch gesehen hätte, wie er mit seinem gewaltigen Schwerte auf die Feinde dreinfuhr, daß ihnen vor Angst und Jammer Hören und Sehen verging! wer ihn gesehen hätte, wie er mit seinem wichtigen Speer die Hasen-

füßler einen nach dem andern vom Gaul schmiß, daß ihnen alle Rippen im Leibe krachten! O ein wahres Gaudium muß es gewesen sein, ihm zuzusehen, wenn er, den weißen, wallenden Federbusch auf seinem glänzenden Helm schüttelnd, sich aus einem ganzen Schwarm von Feinden herausarbeitete, wovon er wenigstens die Hälfte in den Sand gestreckt hatte. — Ja — zu uns Knaben — ja, das war noch ein Kamarad, der hätte traun eine Legion von solchen Mückenfängern, wie ihr, mit dem kleinen Finger in den Sack geschoben.—War aber der Krieg oder die Fehde beendigt, ruhte Schwert, Schild und Sperr im Winkel, so war euch der vor Kurzem noch so furchtbare Ritter sanft und fromm, wie ein Lamm. Dazu war er nicht im Mindesten stolz, und jedermann wußte Wunders zu sagen von seiner freundseligen Herzensgüte. Einst trug er sogar einem armen alten Manne seine Tracht Holz aus dem Walde nach Hause, und gab ihm dazu noch eine Handvoll Schillinge, um sich und den Seinigen Brod zu kaufen. — Was sagt ihr dazu, ihr Leutchen! glich dieser wackre Herr etwa den geschniegelten und gestriegelten Männlein von heut zu Tage! was? — —

Aber merkt auf! Gott der Herr ließ diese edelmüthige That des wackern Ritters auch nicht unbelohnt. Wie er nämlich mit der schweren Tracht Holz neben dem Alten einhergeht, da kommt des Weges daher das edle, reiche und wunderschöne Fräulein von Florange geritten. Sie war im Begriff in Begleitung ihres Vaters von einer glänzenden Jagd heimzukehren. Ihr müßt wissen, daß die Ritterfräulein von Damals Kraft und Muth genug besaßen, jagend die wildreichen Forsten jener Zeit zu durchstreichen, was freilich für Dirnen, wie die unserigen, mehr als eine Herkulesarbeit gewesen sein würde. Doch wie gesagt, Fräulein Josine begegnete unserm wackern Eltzer, und da sie das Herz eben am rechten Flecke trug, so fand sie das Betragen des jungen Ritters so schön und so lobenswerth, daß sie zur selben Stunde eine warme und herzliche Zuneigung zu ihm faßte. Heut zu Tage hätt' solch ein daherstolzirendes Dämchen sich über den frommen Ritter weidlich lustig gemacht; das aber

hatte Fräulein Josine nicht nöthig. — Auch dem jungen Rittersmann hatte die Holdseligkeit des Fräuleins tief ins innerste Herz geschienen, und er hatte sich sofort innerlich angelobt, daß entweder Diese oder Keine sein ehelich Gemahl werden solle. —

Von nun an besuchte er — vom Vater des Fräuleins dazu aufgefordert — öfters die Burg von Florange, und siehe, es ward ihm das Glück zu Theil, die Liebe des holdseligen Fräuleins zu erwerben, und von ihrem Vater die Zusage ihrer Hand zu erhalten.

Kein größeres Glück hätte auf dieser Welt dem wackern Ritter zu Theil werden können. Es war das Fräulein von Florange ein Mägdlein, wie es deren schon dazumal, geschweige denn heute, wenige gab. Sie konnte — die Ohren gespitzt, ihr Weibsleute! — sie, das edle Fräulein, sie, die aus dem mächtigen Hause der Lothringer abstammte, konnte kochen, spinnen, weben, stricken, sticken, nähen, und vor Allem haushalten, wie's heut zu Tage die ausgesuchteste Hauswirthin nicht vermag. Daneben konnte sie zwar auch singen und auf der Harfe spielen; und ihr Singen war wie das Lied sagt:

„Ein lieblich holder Sang,
„Der tief zum Herzen drang.“

Ihrem Harfenspiele zu lauschen, war die reinste Seelenwonne, denn es klang wie etwa das Spiel der Seligen vor dem Throne Gottes. — — Und wenn sie ja bisweilen, bei der Gelegenheit eines Turniers oder eines sonstigen Festes einmal tanzte, so geschah's gewiß in allen Züchten und Ehren, wie's einer sittsamen Jungfrau ziemt.

Kurz, unser Fräulein war, wie gesagt, ein gar holdseliges Mägdlein, das in den Hütten des Elends weit besser Bescheid wußte, als auf Redouten und Bällen. Wie ein mildthätiger Engel Gottes ging sie mehrmal in der Woche von Haus zu Haus, wo Arme und Breßthafte wohnten, und brachte diesen — was meint ihr? etwa einige schäbige Kreuzer, oder wohl gar nur schöne leere Worte? — o nein, beileibe nicht! sondern sie brachte selbst zubereitete Speisen,

Kleidungsstücke von selbstgesponnenem, selbstgewebtem und selbstverarbeitetem Linnen- oder Wollenzeuge, und dazu gab sie obendrein alles Geld ihrer wohlversehenen Sparbüchse. Und das alles theilte sie euch aus mit einem Gesichte, daß es den Elenden wie Himmelswonne übers Herz lief, und sie nicht wußten, für was sie eher und mehr danken sollen, ob für den Blick, ob für die Gabe. — Ja, ja, die wußte es, wie man geben müße; sie hätt's schwerlich besser gekonnt, und wenn sie ihr ganzes Leben hindurch selbst Almosen empfangen hätte. —

Auch prangte die dasige Ortskirche auf's Herrlichste in dem köstlichen Schmucke, den das fromme Fräulein dahingeschenkt hatte. Sechs Meilen in der Runde gab's keine schöneren Altartücher, Kanzelverzierungen und Priestergewänder, als hier: und dieses Alles war die eigenhändige Arbeit der edlen Josine und ihrer tugendsamen Mutter. —

— Und nun, ihr eingebildetes Volk! seid ihr noch der Meinung, daß dergleichen Frauen ihr Böses und Gutes gehabt haben wie unsereins? was! —

— Aber Großvater, waren denn alle Frauen jener Zeit so vortrefflich, wie Fräulein Josine, und gibt's heut zu Tage denn gar keine mehr, wie sie? — —

— Ja . . . na! . . . hm . . . ei! so sieh mir doch eins den Naseweis! . . . der Bursche hat da eine Frage gestellt, die wohl weit gescheidter ist, als er es sich träumen läßt. — Es sollte mich doch wundern, ob der Gedanke in seinem eignen Scherben gewachsen sei. — Komm eins her, Junge! und sage mir, wer dir die Frage eingeblasen? —

— Ja sieh, Großvater, die Mutter hat mir das so gesagt.

— Dacht ich's doch. . . Na, so sag nur deiner Mutter, sie möge mir auch nur eine einzige Dame unsrer Zeit wie Fräulein Josine anführen, und für diese einzige werde ich ihr deren hundert von damals aufzählen. — Verstanden?

— Was ich nicht verstand, mochte die Mutter verstehen, denn sie blieb mäuschenstill und spann ohne aufzublicken

emsig weiter. Und so fuhr denn der Alte schlau lächelnd also fort:

— Ehrhart und Josine, das edle Paar, waren nun zwar verlobt, aber ein unvorgesehnes Hinderniß sollte sich mit unwiderstehlicher Gewalt zwischen sie und das Glück ihrer Vereinigung drängen. Es mußte der Ritter nämlich einen Zug gegen die Ungläubigen mitmachen, die, als schlimme Heiden und eifrige Christenverfolger, stets übel gehaust in den christlichen Landen, und welche vor Kurzem mit großer Heeresmacht und unter Sengen und Brennen in Ungarn eingefallen waren. Es hatte sich sogar der schuftige Türke hoch und theuer vermessen, er wolle seine Gäule ihren Hafer vom Hochaltar der... der... — na, Christian (zu einem jungen Burschen, der mit seiner Gelehrsamkeit in der ganzen Nachbarschaft groß that), willst du uns wohl sagen, wie die große, prächtige Domkirche in Rom, jener Stadt, wo der heilige Vater wohnt, heißt? — Peterskirche! rief ohne zu zwinkern, der gelehrte Christian.

— Ei sieh! der Bursche ist gescheidter, als ich gedacht, rief ernstlich verwundert der Alte. Wer zum Henker mag ihm denn dieses gesteckt haben? — — I! rief der gute Junge, der sich nicht wenig darauf einbildete, es dem wunderlichen Großvater doch einmal recht gemacht zu haben, i! das ist wohl noch lange keine Hexerei, wenn einer weiß, daß die größten Kirchen Peterskirchen genannt werden: da müßte man nicht so nahe bei der Stadt wohnen, wenn man das nicht wissen sollte. —

— A — — so! rief gedehnt der verschmitzte Alte; du meinst also, weil die größte Kirche in Luxemburg Peterskirche heißt, alle großen Kirchen in der Christenheit hießen so? hahaha! dieser Einfall konnte nur einem so hochgelahrten Burschen, wie du es bist, in den Sinn kommen. Bravo! mein Junge.

Alles lachte. Dann aber fuhr der Großvater ohne Weiters in seiner Erzählung fort:

Also der Türke (Bajazet hieß er, glaub ich, der Heide!) hatte sich vermessen, er wolle den Hochaltar der prächtig-

sten Kirche der Christenheit zur Krippe für seine ungläubigen Gäule machen. Aber da hätte es auch keine christlichen Ritter, keinen Stahl zu Schwertern und Lanzen und kein Holz zu Lanzenschaften mehr im weiten römischen Reich geben müssen.

Aber hei da! Schwerter und Speere, Ritter und Edle gab's zu jener Zeit mehr als genug in der Christenheit, und jeder echte Rittersmann hätte es sich zum ewigen Schimpf angerechnet, nicht gegen die räuberischen Türkenhorden auszuziehen. Und so stand denn auch der wackre Ritter von Eltz nicht einen Augenblick an, Schwert und Lanze hervor zu langen, seiner Braut walet zu sagen, und sich der tapfern Schaar jener Ritter beizugesellen, welche unter der Anführung des tapfern Burgunders, Johann von Nevers, dem Luxemburger Sygismund, der damals über Ungarn herrschte, zu Hilfe zogen. Er verbarg, wie ein Mann, in seiner tiefsten Brust den Schmerz, welcher ihm die Trennung von der heißgeliebten Braut verursachte, er drängte die glühende Zähre zurück, welche ihm der Schmerz der Geliebten erpressen wollte, und fort zog er, zum Kampf für das Wohl der Christenheit, für das heilige Kreuz des Erlösers.

So handelt ein Mann, wenn Ehre und Pflicht gebeut.

Anfangs verrichteten die christlichen Schaaren Wunder der Tapferkeit. Ihre scharfen Schwerter stopften noch manchem Türken das ungewaschne Maul, und ihre wuchtigen Speere durchstachen noch manches Heidenroß, das sofort nirgends Hafer mehr fressen sollte, am allerwenigsten aber vom Hochaltare der Peterskirche zu Rom. Bei Nikopolis, welche Stadt sie belagert hatten, schlugen die christlichen Ritter ein den Belagerten zu Hilfe eilendes Türkenheer dergestalt auf's Haupt, daß auch nicht ein Einziger entkam, der dem Bajazet die Unglücksmähre hätte überbringen können. Reich an Ruhm und Beute zogen hierauf die Helden ins Lager heim, Gott preisend für den glücklichen und vollständigen Sieg.

Der Bajazet aber wüthete und schäumte, da er der Christen Heldenthat vernahm, und er schwor bei seinem Barte

und bei seinem Mahomet, daß er den „verfluchten Christenhunden" diesen Schimpf eintränken wolle. Unglücklicher Weise hatte der Heide die Macht, seine Drohung in Erfüllung zu setzen. Und siehe, heran zog er mit einer Heeresmacht, welche wie die gierigen Heuschrecken Egyptens das ganze Land eine Meile in die Runde überzog.

Aber dennoch verzagten die christlichen Ritter nicht. Kaum wurden sie des Vortrabs der Feinde ansichtig, so jagten sie in glühender Kampfeslust und in dichtgeschlossenen Reihen drauf los. Hinein gings mitten in den Feind, wo er am dichtesten stand, und fitsch! fatsch! flog hier ein Türkenkopf, dort ein Türkenkopf vom Rumpfe. Wie Blitz und Hagelwetter sausten die guten Schwerter der Christenritter auf die Köpfe der Ungläubigen nieder, und weder Stahl noch Eisen war vermögend ihren ruchtigen Hieben zu widerstehen. Da solltet ihr ein Heulen und ein Zetermordio gehört haben.—Ja, heult nur, ihr ungläubigen Schufte! heult! aber Reißaus müßt ihr doch nehmen, oder es soll der Donner drein schlagen. Und seht! da fliehen sie auch schon, die blutdürstigen Wölfe. Drauf! wackre Christenritter! drauf, tapfrer Johann von Nevers! drauf kühner Philipp von Flandern, der du geschworen, dem Bajazet das übermüthige Maul zu stopfen! drauf, braver Eltzer, und zeige diesen Hunden, was ein edler Luxemburgischer Ritter vermag! drauf, ihr muthigen Helden alle, die ihr ausgezogen seid, euren Glauben und eure Glaubensgenossen an den ungläubigen Mordbrennern zu rächen! — — — Mäht sie nieder, wie die Mücken, die heulenden Wölfe, damit sie ins künftig die Lust verlieren, in christliche Lande einzufallen, zu sengen und zu brennen und christliches Volk wie erbeutetes Schlachtvieh davon zu führen!——

Aber o weh! es hat sich der schlaue Bajazet, mit dem Kern seiner Macht in den Hinterhalt gelegt, und die eilige Flucht seines Vortrabs ist nur ein Pfiff gewesen, die Christen herauszulocken.

Und siehe, als in der Hitze der Verfolgung die christlichen Ritter zerstreut den fliehenden Schaaren nachjagen

da, hurra! Allah! — so schreien nämlich die Türken, wenn sie angreifen, und der Teufel mag wissen, was sie unter diesem ihrem Geheul verstehen. — Allah! hurrah! sie heraus, und über die tapfern Christenhelden her, die sich eines solchen Uberfalls nicht versehen hatten. Zwanzig Türken kämpften hier gegen einen Christen, und da viele Hunde der Hasen Tod sind, wie das Sprichwort sagt, so kann Niemand es unsern Helden verdenken, daß sie sich endlich, nachdem mehr als die Hälfte von ihnen gefallen, und die Schwerter und Lanzen der Überlebenden zerbrochen, und unbrauchbar geworden waren, dem zwanzigmal stärkern Feind ergaben. — — Sie wurden mit schweren Ketten beladen und unter gräßlichem Freudengeheul ins feindliche Lager geschleppt, allwo der grausame Bajazet sie zu Hunderten niedermetzeln ließ. Nur Johann von Nevers, und einige andere der hervorragendsten Anführer durften sich mit schwerem Golde loskaufen. Johann vou Nevers allein zahlte den vermaledeiten Türkenhunden zweimal hundert tausend Dukaten; aber dafür hatte er sich auch in diesem Kriege den Namen „Johann ohne Furcht" erworben.

Nur wenige der gefangenen Ritter wurden als Sklaven von den Ungläubigen weggeführt, und unter diesen befand sich auch der unglückliche Ritter Ehrhart von Eltz. — Niemand vermag das Leid des edlen Ritters zu schildern, der fern von seinem Vaterlande, fern von seiner innigstgeliebten Braut und der theuren Heimath in der schmählichsten Knechtschaft, unter rohen und mitleidslosen Heiden, seine Tage verschmachten mußte. Nichts war ihm geblieben, nichts auf der ganzen weiten Welt, als die Erinnerung an sein ehemaliges Glück, die Erinnerung an eine Braut und an eine Heimath, die ihm theuer wie sein Leben waren, und die er vielleicht nie mehr erblicken sollte.

Das Gerücht von dem Unglück der christlichen Helden war auch bis nach Florange gedrungen; und Pilger hatten hier die Kunde von der Gefangenschaft und dem wahrscheinlichen Tode des Ritters von Eltz ausgesprengt. Da ist es der holdseligen und treuen Josine geworden, als durchdringe

ein glühendes Eisen ihr liebendes Herz. Die Natur entkleidete sich vor ihren Augen ihres ganzen Schmucks und schien mit ihr den Tod des edlen Ritters betrauern zu wollen. Ihre ganze Erdenwonne war dahin. Mit der unheilbaren Wunde im gebrochnen Herzen begab sie sich in die Abtei von Differdingen, um hier in stiller Abgeschiedenheit für die Seele dessen zu beten, dem sie ihr reines Herz geschenkt, ohne welchen ihr die Erde freudenlos, und der ihr dennoch auf ewig entrissen war. Ein Jahr war kaum vorbei, so nahm sie den Schleier und erhob so eine unübersteigliche Scheidewand zwischen sich und der Welt, wo ihr auch nicht eine einzige Hoffnung mehr lächelte.

Aber nach dreien entsetzlich langen und an tiefem Grame reichen Jahren, gelang es dem Ritter von Eltz, seiner Gefangenschaft durch die Flucht zu entrinnen. — — Endlich, endlich war er wieder frei! endlich klirrte die Kette nicht mehr an seinen Händen! endlich konnte er wieder mit ungetrübtem Blick zum Himmel schauen! — Auf den Flügeln der Sehnsucht und der Liebe eilte er nach dem theuren Vaterlande und nach Florange. — Aber, o des Jammers! die holdselige Josine war nicht mehr hier.....war fort...fort ins Kloster....war Nonne....war für ihn verloren....verloren für immer.

Da brach sein Muth, der ihn bis dahin immer, selbst in der schmählichen Sklavenschaft, aufrecht erhalten hatte. Auf sein treues Schwert gestützt stand er da, ein steinernes Bild des Grames. Er sah nicht, hörte nicht, sprach nicht: seine Seele schien den erstarrten Körper verlassen zu haben. So stand er lange, lange....... Endlich fielen zwei glühende Thränentropfen aus seinen Augen auf die Erde nieder. — Er seufzte tief auf und erhob das müde Haupt. Als sei er aus einem langen schweren Traum erwacht, warf er einen langen, ungewissen, schmerzlichen Blick umher, dann verließ er wankend das Gemach und das Schloß und kam nie wieder. —

Er war nach der Abtei von Differdingen gewandert, hatte die Geliebte noch einmal gesehen; dann hatte er sich

dem Fenster ihrer Zelle gegenüber auf einem Felsen eine kleine Hütte erbaut und hatte diesen Ort nicht mehr verlassen. Von hier aus konnte er täglich diejenige sehen, die zugleich seine Braut und die Braut des Himmels war, die er nicht mehr lieben durfte, die er von nun an wie eine Heilige verehrte.

Hier fand man ihn eines Tages todt am Fenster sitzen, das treue Antlitz noch immer nach der Zelle der einzig geliebten Braut hingewendet. — Wenige Zeit nachher folgte ihm Josine in die Ewigkeit nach, allwo sie ein liebender Vater zweifelsohne dem treugeliebten Bräutigam huldvoll entgegengeführt hat.

Die Abtei und die Einsiedelei von Differdingen sind längst zerstört; aber die Geschichte der treuen Liebenden lebt fort in dem Munde des Luxemburger Volkes, und ihr Andenken wird ewig fortleben in den Herzen derer, die treu lieben wie sie.

So endete der Großvater. Er schien bewegt, bewegter, als ich ihn je gesehen hatte. Auch hatte ich ihn nie so erzählen gehört. Das war nicht seine eigne, oder doch nicht seine gewöhnliche Art gewesen. —

In den Augen der Zuhörer standen ebenfalls Thränen. In der Spinnstube herrschte eine tiefe Stille. Auch von den Herzen dieser einfachen Menschen ward in diesem Augenblicke das wehmüthige Andenken des unglücklichen Paares gefeiert. Endlich wagte ich es, die allgemeine Stille zu unterbrechen, indem ich ausrief:

— Nein, Großvater! solche Menschen gibt es heut zu Tage nicht mehr! —

Der Greis neigte sich zu mir nieder, küßte meine Stirne und flüsterte: — Danken wir Gott, Knabe! daß sie einst dagewesen sind, um unverdorbnen Herzen als glänzendes Beispiel vorzuleuchten in dieser Zeit des Sittenverderbnisses, des Unglaubens und der Flatterhaftigkeit. — Möchtest du werden wie sie!

XVII.

Die Sage

vom Schenermann auf Schenerburg.

— Großvater, eine Erzählung, bitte! bitte! — So riefen, an dem Abend nach jenem, an welchem uns der gute Alte die Geschichte des Einsiedlers von Differdingen erzählt hatte, wir Kinder wie aus einem Munde, und die ganze Spinnstube vereinigte ihre Bitte mit der unserigen.

— Ja, aber wo soll man am Ende Erzählungen genug für euch hernehmen? Glaubt ihr denn die „Schappmännchens" und die „Einsiedler" nähmen kein Ende? erwiederte auf unsere Bitte der gutmüthige Alte.

— Ach, Großväterchen! erzähl' uns doch wieder eins von den Wichtellein, wir hören so gerne von den guten Männlein erzählen!

— Ei, Kinder! ich dächte ihr hättet deren wohl schon zur Genüge gehört.

— O, nicht doch! man wird ja gar nicht müde, von den wackern Bürschlein zu hören. Bitte also, Großväterchen! erzähle!

— Ja, ach ja! erzählen, erzählen! rief's aus allen Ecken und Winkeln der Stube.

— Na! wenn's denn sein muß, so sei's nur, sprach lächelnd der gute Alte, der sich selten umsonst bitten ließ, und der fast eben so gern erzählte, als wir ihm zuhörten; und plötzlich erdröhnte die Stube vom lauten Jubel aller Anwesenden. Der Alte hatte Mühe die Ordnung und die

Stille wieder herzustellen, als ihm aber dieses endlich gelungen war, so begann er wie folgt:

— Was ich euch neulich vom Schappmännchen erzählt habe, ist eine allbekannte Geschichte, und ich wollte Keinem gerathen haben, Zweifel darüber laut werden zu lassen. Der verwunschne Rheingraf, der nicht allein mir, sondern auch hundert Andern erschienen ist, liebt es nicht, daß man sein Dasein in Zweifel ziehe, und so hat er denn einst einem ungläubigen Förster von Bichten, Namens Kirsch, der sich gar Großes auf seine Freigeisterei und seinen Thomassinn einbildete, eine Lection gegeben, die ihm seiner Lebtag nicht wieder vergessen sollte.

Dieser Kirsch hatte nämlich eines Tages in der Schenke eines benachbarten Dorfes (er war, beiläufig gesagt, ein Bißchen Trinker, der gute Mann) keck und laut behauptet, er scheere sich den Henker um das Larifari von Scheuermann (so nannte man daherum das Schappmännchen, weil es sich häufig um die Ruinen von Scheuerburg sehen ließ), und er wollte doch, daß ihm das Gespenst auch mal begegnete, er wollte es schon dermaßen abfertigen, daß ihm das Herumspucken auf lange Zeit vergehen sollte. Esel seien es, sagte er, die an dergleichen Firlefanz glaubten, und er sei versichert, daß ein tüchtiger Knotenstock weit wirksamer sei, als aller Hokuspokus, um solch ein lumpigtes Gespenst wie den Scheuermann fern zu halten.—Ja, wenn man noch von den Wichtelmännlein sprechen wollte, das wär schon ganz was anders, diese seien weit und breit von Jung und Alt gekannt, und er selbst, wenn ihm auch die Geschichte vom alten Wagner nicht bekannt wäre, so wisse er doch recht wohl, wo Bichten, sein eignes Dorf, den Namen herschreibe. — —

— Diese und ähnliche Reden führte der muthige Förster, indem er seine Schoppen einen nach dem andern mit großer Fertigkeit ausstach. Alles klatschte ihm Beifall, und um so mehr, da er für die Leute der Umgegend ein gefürchteter Mann war, der schon manchem armen Teufel wegen eines

geringen Waldfrevels, für ein Bündel Reisholz oder dergleichen, bedeutendes Ungemach auf den Hals gebracht hatte.

Die Sonne war bereits untergegangen, als er, und zwar ziemlich benebelt, die Schenke verließ. Da er noch mehrere Aufträge zu besorgen hatte, so war die Nacht schon hereingebrochen, als er den Weg nach Hause antrat.

Nun aber führte dieser Weg just an den Ruinen von Scheuerburg vorbei, und trotz seines Unglaubens und seines Muthes, konnte sich der gute Mann eines geheimen Schauers nicht erwehren, als er das graue, gespenstische Gemäuer, vom ersten Viertel des Mondes spärlich beleuchtet, vor sich auftauchen sah. Jetzt, da er allein war, und Niemand sein Prahlen mehr hören konnte, kam ihm das Ding mit dem Scheuermann lange nicht mehr so unwahrscheinlich vor, als dort in der Schenke, allwo ein halbes Dutzend von Schoppenstechern, wie er, seinen Muth beklatscht hatten. Er hätte sich um alles in der Welt gern bekreuzigt: aber er schämte sich seiner Feigheit doch ein Bißchen vor sich selbst, und so ging er denn fürbaß, kaum wagend, seitwärts zu blicken.

Und horch! plötzlich dringt an sein Ohr, von der Seite der Burgruinen her, ein seltsamer, langgehaltener Ton, etwa wie der eines fernen Hifthorns, das um Hilfe ruft (vielleicht auch wie der unheimliche Schrei des Uhus). — Jesus Maria! was war das? ruft sich schüttelnd der wackre Förster, und steht, vor Entsetzen fast an die Erde gebannt. — — Da ertönt's zum andern Male; eiskalt überläuft es den guten Mann; vor Grausen sträubt sich sein Haar empor.

Rings herrscht tiefes, erwartungsvolles Schweigen, nur unterbrochen von dem lauten Herzklopfen des geängstigten Helden. — — — Da zum dritten Mal geht's: — Hu — — uhrrrrr! und nun scheint's, als sei die ganze Hölle losgelassen. Fern und nah, rechts und links, oben, hinten, vorn, überall: — Trarah! trätäh! wauwau! baubau! hu — uhlalla! hu — uhsassa! hißhiß! kißkiß! so daß unser gute Förster vor Angst und Weh nicht mehr zu bleiben weiß. Doch hat er noch Geistesgegenwart genug, um sich mit der Nase gegen die Erde zu werfen, um doch wenigstens den höllischen

Spuck nicht sehen zu müssen; und in dieser seiner Lage wird dem guten Mann eine solche Tracht Prügel zugemessen, wie selbe seit Menschengedenken Niemanden geworden. — —

Erst spät in der Nacht kam er mit zerbläutem Rücken und Hintern und mehr todt als lebendig zu Hause an, und seine Frau wäre schier in Ohnmacht gesunken, als sie ihn so bleich und gespensterhaft in die Stube wanken sah. — Des andern Tages waren seine Haare weiß wie Schnee. — — —

So geht's, Kinder, wenn man den Prahlhans spielt, und sich dabei über Gebühr benebelt. Denn ihr müßt wissen, daß einem rechtlichen, verständigen und nüchternen Manne kein Gespenst, sei's Schappmännchen, Scheuermann, Bleimantel, oder wer's immer will, etwas anhaben kann. — —

— Ach! Großvater, ist's denn schon aus? —

— Nun ja; oder soll der gute Förster etwa noch eine Tracht Prügel erhalten müssen? —

— Ach nein; aber du wolltest uns ja auch etwas von den Wichtellein erzählen.

— Wie! hat euch denn das Erzählte nicht gefallen?

— O ja doch; aber wir hören gar zu gerne von den braven Wichtelmännlein. Also noch eins, bitte! nur ein einziges noch! —

— Na! sei's denn, da's doch noch nicht Schlafenszeit ist, und wir eben von einer Gegend sprachen, wo die Zwerge stets in Menge vorhanden waren. Aber hernach sollt ihr mich denn auch in Ruhe lassen. —

— O, ja gewiß, ganz gewiß! — —

— Nun denn, so hört:

XVIII.

Die Sage

vom Wichtellein am Scheuerbrunnen und denen zu Vichten.

Wenn ihr während der vorhergehenden Erzählung gut aufgemerkt habt, so müßt ihr euch noch erinnern, daß der Förster von Vichten in der Schenke eines gewissen Wagner erwähnte, aus dessen Geschichte er auf das Dasein der Wichtelmännlein glaubte schließen zu dürfen. — Dieser Wagner war ein Landmann aus der Umgegend des Scheuerbusch, des Berges nämlich, auf welchem noch heut die Trümmer der alten Scheuerburg zu sehen sind, und welcher von unzähligen unterirdischen Höhlen durchschnitten ist, in welchen die Wichtellein jener Gegend seit undenklichen Zeiten ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Nicht fern davon liegt Vichten, allwo sich der Hof des Königs der Wichtellein befand, und von wo aus der weise Schabdaï (so hieß dieser König) sein Wichtelvölkchen gar väterlich und gerecht regierte. Man glaubt allgemein von diesem König, daß er eine solche Menge Goldes besessen habe, daß er sogar seine Mäuse damit habe füttern können; und ich habe selbst noch mit einem alten Manne jener Gegend gesprochen, der mehrmals solche Mäuse gesehen haben wollte, wie sie einen Dukaten im Maule hielten und wacker dran nagten.

Schabdaï soll hier geherrscht haben bis zur Zeit der französischen Revolution von Anno 93. Da aber drangen die revolutionären und jakobitischen Ideen sogar bis unter

die Erde zu den Gnomen, und verwirrten und berauschten diese sonst so hellen und nüchternen Köpfe dergestalt, daß, als die Franzosen sich den Spaß gemacht, den gütigsten und frömsten aller Könige (wenn wir nicht Schabdaï ausnehmen wollen) dem Henkerbeile zu überliefern, auch sie von keinem Herrscher mehr wissen wollten. Sie zogen sofort, um nicht hinter der „großen Nation“ zurückzubleiben, unter selbstgewählten Anführern nach Vichten, nahmen den guten Schabdaï gefangen, enthaupteten ihn und zerstörten seine Burg. Die Ruinen derselben kann man noch heut zu Tage in der Nähe von Vichten sehen. — Aber wir haben nie vernommen, daß die Wichtellein noch ferner der „großen Nation“ nachgeahmt; und so werden sie auch wohl nie einen andern König an die Stelle des enthaupteten gewählt haben. Sie mögen nachgerade wieder nüchtern geworden, und auf den Gedanken gekommen sein, daß es eben genüge, eine Dummheit nachgeahmt zu haben, und daß eine zweite, dritte und vierte nachahmen, wohl mehr als Dummheit sein würde. — —

Doch kehren wir nun zur Geschichte unsers Wagners zurück! —

Der gute Mann hatte sich durch angestrengsten Fleiß und karge Sparsamkeit ein ziemliches Vermögen erworben, welches er so einfältig war, schon vor seinem Hinscheiden unter seine acht Kinder zu vertheilen, die, solange er noch selbst Herr seines Vermögens war, ihn fast vergöttert hätten, ihn aber jetzt, da er nichts mehr zu geben hatte, mit Undank und Härte behandelten, uud ihn sogar zuletzt gradezu wegjagten. Nun konnte Wagner in seinen alten Tagen betteln, indeß seine wackre Nachkommenschaft von seinem Schweiße praßte. — Das ist nun so der Welt Lauf; schon einem König Lear war's nicht besser gegangen.

So saß denn eines Tages der arme Mann traurig und niedergeschlagen, und seine übereilte Gütervertheilung bereuend, am Abhange eines bemoosten Felsen und kaute mühsam an einer schwarzen Brodrinde, welche ihm mildthätige Leute gereicht hatten. Da hörte er in seiner Näh

eine Stimme, die ihn mit Namen rief. Er blickte um, und gewahrte am Eingange einer nahen Felsengrotte ein altes kleines Männlein mit langem grauem Barte, das ihn zu sich hin winkte. Das Wichtellein alsogleich aus der Beschreibung erkennend, ging er getrost zu demselben hin, und fragte höflich womit er dienen könne. —

— Höre Wagner, sprach darauf das Männlein, dein Schicksal dauert mich, obwohl ich mir gestehen muß, daß deine eigne Thorheit die Schuld davon trägt. Siehe, hättest du deinen Kindern, anstatt Geld und Gut, eine gute, christliche Erziehung gegeben, so brauchtest du heute nicht zu betteln, und sie hätten sich nicht des schändlichsten Undanks gegen ihren Vater schuldig gemacht. — Doch ich will versuchen, ob du durch deinen Schaden klüger geworden, und ob du verdienst, daß dir geholfen werde.

Diese Nacht noch will ich dich hin zum Scheuerbrunnen führen, und wenn du, ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben, denselben verlässest, so sollst du reicher von hier weggehen, als du je gewesen bist, und deine ungerathnen Kinder sollen höchstempfindlich gestraft werden. —

— Ei! wenn's nur das ist, rief hocherfreut unser Wagner, dann ist mein Glück schon so gut als gemacht. Denn wenn ich auch dumm genug war, das Brod vom Munde wegzugeben, so bin ich doch, Gott sei Dank! klug genug das Maul zu halten, wo es sich um einen solchen Reichthum handelt.

— Das werden wir sehen, sagte der Zwerg.

Um Mitternacht begaben sich die beiden in aller Stille zum obgedachten Brunnen, und siehe, der Zwerg grub neben demselben eine große Kiste aus, welche bis oben mit funkelnagelneuen Dukaten angefüllt war. Sie war so schwer, daß ihre vereinte Kraft kaum hinreichte, selbe zu heben. Der Zwerg faßte das eine Ende und bedeutete dem Wagner eben dasselbe am andern Ende zu thun. Und siehe, es ging, die Kiste ließ sich fortschaffen. Die Augen des goldgierigen Wagner glänzten vor Lust wie Karfunkel. Er vergaß sein Versprechen, den Zwerg und sich selbst, und in

höchster Seligkeit rief er aus: — Welch herrliche Pistolen! und weg war die Kiste, das Gold und der Zwerg, und unser Mann war und blieb Bettler sein Lebenlang. — —

— O der dumme Mann! der dumme Mann! rief die ganze Spinnstube.—

—Ei! ihr wäret alle vielleicht eben so dumm gewesen, sagte lächelnd der Großvater; denn sehe ich doch, daß eure Augen fast eben so funkeln wie die des guten Wagner mögen gefunkelt haben.

Was doch das Gold nicht vermag! — —

XIX.

Die Sage

von der Burgfrau zu Ansemburg.

Etwa einige hundert Schritte thaleinwärts von dem alten Ritterschlosse von Ansemburg, dessen graues, düsters, epheuumranktes Gemäuer so laut an die Vergänglichkeit und die Nichtigkeit aller irdischen Größe, aller irdischen Macht, aller irdischen Herrlichkeit, erinnert, liegt in dem einsamen, aber höchst anmuthigen Eischthale das neue Schloß mit seinen Hüttenwerken, umgeben von schön angelegten Gärten und frischen, grünen Rasenstrecken, welche von den murmelnden Silberwellen der Eisch fleißig bewässert und anmuthig belebt werden. Dieses Schloß ist in modernem, aber edlem und strengem Style erbaut; jedoch vermag es, von den rußigen und unedlen Gebäuden der Hüttenwerke verdeckt, seine herrliche Architektur kaum geltend zu machen. — Ach! unser Zeitalter ist ja nur das Zeitalter der Prozente und der Dividende, und was frägt ein solches nach edler Architektur, nach Schönheit, nach Kunst? — Das alles läßt sich weder verschlemmen noch verprassen, es bringt weder Dividende noch Prozente: und sofort ist es gerichtet. — —

Dicht hinter dem neuen Schlosse, am linken Ufer der sich in tausend anmuthigen Krümmungen dahinwindenden Eisch, erhebt sich der steilaufsteigende waldbedeckte Marienberg, dessen erhabener Scheitel von hohen gewaltigen Bäumen bekränzt ist, welche ihre mächtigen und dichtbelaubten Äste über einem schön gebauten frommen Kirchlein zum hohen, luftigen Laubge-

wölbe ausbreiten. Dieses Kirchlein wurde im Jahre 1686 von der wohledlen Dame Marianne von Bidart erbaut, um ein wunderthätiges Marienbild aufzunehmen, welches die fromme Dame an ebendemselben Orte zwischen den Ästen einer Buche entdeckt hatte. Diese Buche, welche noch bis auf den heutigen Tag dort gesehen werden kann, ist zu einer riesigen Größe angewachsen, und ihr dichtes, dunkelschattiges Laubwerk schützet noch heute wie sonst das heilige Bild, indem es sich über dem Kirchlein zum hohen, undurchdringlichen Dachgewölbe ausbreitet. —

Heilige Stille, ewiger Friede herrscht hier, und dieser einsame, dunkelbeschattete Ort ist so recht geeignet, fromme und heilige Gefühle im Herzen des Besuchers zu wecken. Nie hat wohl eine Kapelle eine passendere Stelle eingenommen, als das Kirchlein auf dem Marienberge. — —

Wie so traut und hehr umweht es hier Jeden, der, nach Ersteigung vieler, vieler steinernen Stufen, unter der mächtigen Buche neben dem Kirchlein ausruht! — Diese heilige Stille, nur vom geheimnißvollen Rauschen der wogenden Zweige unterbrochen, wie so vernehmlich spricht sie zum Herzen von der Nähe des Herrn! — Hier wird so wohl dem wunden Herzen, das sich aus dem wirren Treiben und Wogen der Welt hieher geflüchtet: wie vom Himmel herab träufelt Glaube, Hoffnung und Liebe, Trost, Vertrauen und Zuversicht, in dasselbe nieder, und verleiht ihm neuen Muth und neue Kraft zur Ertragung der Unbilden und Verfolgungen der Welt, zum Widerstande gegen die Versuchungen des Bösen.

Was aber diesem Orte noch besondere Bedeutsamkeit verleiht, ist die ringsverbreitete Sage von dem hier umgehenden Geiste der längstverstorbenen Erbauerin des Kirchleins. —

Es hatte sich diese Dame während ihres langen Lebens durch unzählige verdienstvolle und christliche Werke hervorgethan, unter denen die Erbauung der Kapelle auf dem Marienberge wohl nicht als eines der geringsten angeführt wird. Und so hatte sie sich denn bei allem Volke der Umgegend

den Ruf hoher Tugend und seltner Frömmigkeit erworben, welcher Ruf ihr ins späte Grab mithinabgefolgt war.

Nachdem sie aber einige Zeit verstorben war, siehe, da entstand, man weiß nicht wie, unter dem umwohnenden Volke die schauervolle Mähre, es gehe der Geist der Verstorbenen zu nächtlicher Stunde an eben dem Orte um, allwo sie vor mehr als fünfzig Jahren das Marienkirchlein hatte erbauen lassen. Ja, Mehrere wollten sogar seltsame, geheimnißvolle Töne vernommen haben, welche mitternächtlicher Weile vom hohen Scheitel des Marienberges herabzuschweben schienen. — —

Da es nun aber Glaube des unwissenden und furchtsamen Volkes ist, daß ein in der Gnade Gottes hingeschiedner Geist nimmer auf die Erde zurückkehre, so begann man allmählig, zuerst nur flüsternd, dann aber lauter und lauter, Zweifel an der Tugend und Frömmigkeit der einst so hochgehaltenen Burgfrau zu erheben; ja, man ging endlich gar so weit, eine förmliche Untersuchung und Prüfung des Lebens der Verstorbenen zu veranstalten.

Das erste was sich aus dieser höchstklugen Untersuchung ergab, war, daß keines der Wunder des Marienbildes vom Marienberge mehr konnte erwiesen werden; woraus man denn ohne Weiteres auf die Zweifelhaftigkeit aller Aussagen der Verstorbenen glaubte schließen zu dürfen. Aber nun entstand die Frage, weßwegen denn die wohledle Dame von Bidart das Kirchlein erbaut habe, wenn es nicht, wie sie selbst ausgesagt hatte, zur Ehre des wunderthätigen Bildes geschehen war? — Auch hiefür fanden zuletzt die wohlweisen und scharfsinigen Untersuchungsrichter eine Antwort.

Es war nämlich die Dame von Marchant — ihr Gemahl war Thomas von Marchant gewesen — in ihrem ersten Kindbette Mutter von Drillingen geworden, von denen, nach Aussage der Mutter, und laut der Taufregister von Tintingen, dem Hauptort der Pfarrei, zwei in der Geburt umgekommen waren. — Aber wie waren diese beiden Kinder umgekommen? — Dieses zu ergründen war den braven Leuten unmöglich, vermuthlich, weil keiner von ihnen

bei der Geburt zugegen gewesen, und sowohl die Hebamme als die Mutter im Grabe schlummerten. — Es verfielen demnach die wohlwollenden und christlichgesinnten Leute (aus Mangel an etwas Abgeschmackterm vielleicht) auf den Gedanken, daß vielleicht, um spätern Wirren und Mißhelligkeiten bei der Entscheidung des Erstgeburtsrechtes vorzubeugen, die Mutter selbst ihre beiden Kinder in der Geburt erstickt habe. — Und waren die Fluthen der Eisch etwa nicht tief genug, um zwei so zarte, kleine Leichen in ihrem nassen Schoße zu bergen? — Und in der That, was sollte das graue eiserne Kreuz am Ufer neben den Hüttenwerken zu bedeuten haben, wenn es nicht da stand, um das Grab zweier unschuldiger Opfer zu bezeichnen? — War es sofort nicht klar und deutlich, daß die verstorbene Burgfrau das Kirchlein auf dem Marienberge, nicht aus Andacht, nicht aus Frömmigkeit, nicht zur Ehre der allerseligsten Jungfrau, sondern einzig und allein aus Gewissensqual hatte erbauen lassen? — — —

Solche scharfsinnigen und menschenfreundlichen Vermuthungen konnten keineswegs ermangeln, von der glaubsüchtigen Menge mit höchstem Beifall aufgenommen zu werden. — Nichts auf der Welt findet ein geneigteres Ohr beim Volke, als solch wohlwollendes Gerede in Bezug auf den Nebenmenschen; und mit der allerauferbaulichsten Bereitwilligkeit zerstört euch dieses Volk in wenigen Tagen den besten Ruf eines ganzen, langen tugendhaften Lebens. — — —

Und so geschah es denn auch hier: in wenigen Monden schon, war obiges Erkenntniß der Untersuchungsrichter in der ganzen Umgegend zum Glaubensartikel geworden. — — — —

Da war Niemand, der Menschenliebe genug besessen hätte, ein Wort zur Vertheidigung einer ungehört verdammten, und während ihres ganzen Lebens als tugendhaft anerkannten Edeldame zu wagen, Niemand, der auf den echtchristlichen Gedanken gekommen wäre, daß ihr verklärter Geist den theuren heil'gen Ort wohl aus andern Gründen umschweben dürfte, als wegen einer schwarzen, unnatürlichen

Frevelthat. — — O, verzeih', edler Geist einer tugendhaften verklärten Frau! verzeihe einer rohen und lieblosen Menge, wenn sie dein Erscheinen an dem geweihten Orte, wo vielleicht die hohe Himmelskönigin und der Herr selbst deinem entzückten Geiste so oft erschienen und Worte des Himmels zu dir geredet haben, wo du so oft in heiliger Andacht geknieet, und für das Wohl aller Menschen auf Erden gefleht, wo du tausendmal selbst für die gebetet, die nun deinen Namen schändeten, — verzeih, o, verzeih' ihnen, wenn sie dein Erscheinen an diesem hehren Orte nichts Anderm, als einem frevelvollen Morde von deiner Seite zuzuschreiben wußten! — — Siehe! ich will glauben, daß du dein geliebtes Kirchlein und den ganzen geweihten Raum nur deßhalb umschwebst, um ihn zu schützen vor der entweihenden und frevelnden Hand gottloser Verwüstung, hohnlachenden Unglaubens, oder niederer Habsucht. Nicht der Fluch des ewigen Richters, sondern deine eigne Liebe und Fürsorge führt dich von Zeit zu Zeit aus den Wohnungen des Himmels auf diese traurige Erde zurück, allwo man lachenden Mundes das Heiligste entweiht, das Göttlichste verhöhnt, Wahrheit und Tugend an den Pranger stellt und Edelmuth und Menschenliebe zum Verbrechen stempelt. — — —

Nur dem Frevler ist dein Erscheinen unwillkommen und schauererregend: dem frommgläubigen Besucher deines geliebten Kirchleins aber nahst du freundlich und huldvoll, ein tröstender Bote des Herrn. Zeugniß dafür giebt eine neuere Sage, welche man sich folgendermaßen erzählt:

Im Jahre 1800 gab der Graf von Ansemburg in den zu jener Zeit noch wildreichen Forsten des Eischthales ein großes Jagen, zu welchem eine Menge von Edelleuten und Herrn aus der Umgegend eingeladen waren. Ein flinkes und gewandtes Reh, welches man in der Nähe von Hollenfels aufgetrieben hatte, gab den Jägern so viel zu schaffen, daß bereits schon die Sonne untergegangen war, als man das jubelnde „Hallali"! vernahm, welches die endliche Niederlage des gehetzten Wildes anzeigte. Schon kleidete

der Vollmond Flur und Wald in sanftes Silberlicht, und ein zauberisches Helldunkel lag über die ganze Erde ausgebreitet, als die lärmende Jägerschaar über den Marienberg nach Ansemburg zurückkehrte. In jener Zeit des allgemeinen Unglaubens war es Mode, bei jeder Gelegenheit über Religion und religiöse Gebräuche zu witzeln, und welche trefflichere Gelegenheit hätte sich unsern Jägern zu dergleichen Witzeleien jetzt darbieten können, als ihr baldiges Vorüberkommen an dem Kirchlein, von dem eine so schauerliche Sage im Volke ging. — Und siehe, je näher sie dem heiligen Orte kamen, je kecker und lauter wurde ihr Gelächter und Gespötte, welches dennoch bisweilen etwas gezwungen, vielleicht mehr gezwungen als natürlich sein mochte. Mancher schon hat unter einem lauten Gelächter seine Verlegenheit oder seine Furcht zu verbergen gesucht; und unsere Jäger wären nicht die ersten gewesen, die laut über etwas gewitzelt, wovor sie sich insgeheim ganz erstaunlich gefürchtet haben möchten. — —

Plötzlich aber verstummte — wie in der Mitte entzweigeschnellt — das schallende Gelächter, und kalter Schauer durchlief selbst den dreistesten der Spötter: denn neben ihnen her schritt in reichem, altmodischem Gewande eine hohe weibliche Gestalt, deren edles, ernstes Antlitz deutlich die Frau vom hohen Rang erkennen ließ, und deren über irdischstrahlender Blick einen ernsten verweisenden Ausdruck hatte. — — Tonlos schritten die vor wenigen Augenblicken noch so kecken und herausfordernden Jäger einher: keiner wagte das Grauen, welches ihm die geheimnißvolle Erscheinung verursachte, laut auszusprechen, und erst als man das Kirchlein im Rücken hatte, und die überirdische Gestalt verschwunden war, wagte man es wieder zu athmen. Die Sprache aber fanden die beherzten Jäger erst im hellerleuchteten Speisesaal des Schloßes wieder; vielleicht auch einen Theil ihres frühern Muthes, denn hier erklärten sie—was für ihren Heldenmuth eben nicht sehr schmeichelhaft war — die Erscheinung könne natürlicher Weise nur eine optische Täuschung gewesen sein. — Wackre

Jäger, denen bei einer optischen Täuschung die Haut schauert!

Man setzte sich zu Tische, und einige Flaschen guten alten Rheinweines mußten den in die Stiefel gesunknen Muth der Versammlung allmählig wieder nach den obern Gegenden treiben. Aber siehe, da fällt das Auge eines der Gäste zufällig auf ein ihm gegenüber an der Wand hängendes Familienportrait, und starr vor Entsetzen und keines Wortes mächtig, deutet er mit ausgestrecktem Zeigefinger auf dasselbe hin. Es war dieselbe hohe, ernste Gestalt, derselbe würdevolle Blick, derselbe Haarschmuck, dieselbe alterthümliche Tracht, kurz, dieselbe Erscheinung wie auf dem Marienberge, nur daß es hier ein Gemälde, dort aber eine wirklich wandelnde Gestalt gewesen. Alle Anwesenden standen verstummt bei dieser neuen Entdeckung; aber wie ward ihnen erst, als man, nach Umwendung des Gemäldes, auf der Rückseite desselben folgende Worte las:

"Marianne von Bidart, gestorben im Jahre 1741."

Diese Worte waren für die Versammlung ein Donnerschlag bei heiterm, wolkenlosem Himmel; Lust und Fröhlichkeit war für den Abend dahin; und weit weniger ungläubig verließen die Jäger am andern Morgen das Schloß, und die Gegend von Marienberg. — — — —

So hast du, edler, verklärter Geist! ihn bis auf diesen Tag zu schützen gewußt, den geweihten, heiligen Raum, das fromme Kirchlein und die hohe dunkelschattige Baumlaube, deren Zweige so ahnungsvoll rauschen: aber wirst du's auch in Zukunft vermögen? Was nicht die Zerstörungswuth einstiger übelberathener Freiheitsmänner, nicht die leichtfertige Gleichgültigkeit ungläubiger Religionsspötter, vermocht, wird es nicht der kaltberechnende, alles höhern Sinnes und Strebens bare Geist unserer Zeit vermögen? — Ach! vielleicht schon morgen, werden die geheiligten Buchen, welche seit so vielen Jahren ungestört die Kapelle in hehres Dunkel gehüllt, und selbe mit ihrem dichten Laubwerke geschützt haben, unter dem verwüstenden Beile fallen müssen.

XX.

Die Sage

vom Marienkirchlein zu Girst.

Im schönen Sauerthale, einige tausend Schritte unterhalb Rosport, und in der Nähe der beiden Dörflein Girst und Hinkel, erhebt sich am östlichen Abhange einer sanftaufsteigenden Anhöhe ein einsames frommes Kirchlein, das seines bescheidenen Äußern ungeachtet, bei allem Volke der Umgegend hoch in Ehren steht.—

Der fromme Pilger, welcher das stille Heiligthum betritt, gewahrt, neben dem Altare aufgehängt, zwei Krücken und eine schwere eiserne Sklavenkette: und fragt er, was der seltsame Schmuck an diesem Orte zu bedeuten habe, so wird ihm der freundliche Landmann eine alte, fromme Sage erzählen, die, wie so viele andern im gesegneten Lande Luxemburg, von der freundlichen Huld und Güte zeugt, welche die allerseligste Jungfrau Maria, die Schutzpatronin dieses Landes, zu allen Zeiten gegen ihre gläubigen und frommvertrauenden Luxemburger bewiesen hat.

Auch dir, freundlicher Leser, soll die liebliche Sage nicht vorenthalten sein, wenn du die Güte haben willst, mir einige Augenblicke zuzuhören: sie lautet:

Vor langer Zeit lebte auf seinem Schlosse ohnweit dem Dörflein Hinkel an den reizenden Ufern des Sauerflusses, dem bedeutendsten Binnenflusse des Landes Luxemburg, ein edler junger Ritter, Namens Elbert, mit seiner verwitt-

weten Mutter, der wohledlen Dame von Clairvaux. Seit vielen Jahren schon beweinte diese edle Frau den Tod ihres inniggeliebten Gemahles, welcher im heiligen Lande von der Hand eines ungläubigen Sarazenen gefallen war. Wenige Jahre erst war sie verheirathet gewesen, als sie dieser harte, schmerzliche Schlag getroffen; und obwohl noch sehr jung, hat sie dennoch ihrem theuren verlornen Gatten nie die ihm am Altare gelobte Treue brechen wollen. Standhaft wies sie jedes neue Ehebündniß von sich, wie viele und würdige Ritter sich auch um ihre Hand bewarben. Nur dem Andenken des geliebten Todten und der Pflege ihres einzigen Kindes, des kleinen Elberts, wollte sie leben.

Ihre einzige, höchste Sorge, ihre beste Erdenfreude war es, das theure Pfand ihrer Liebe fromm und christlich zu erziehen, und ihn zum kräftigen, biedern Ritter heraufzubilden. Und siehe, unter den Augen der verständigen, zärtlichen Mutter blühte der liebe Kleine bald herrlich heran, und ward nicht allein der Liebling und die Wonne der Mutter, sondern aller derer, welche ihn kannten.

Wie ein reiches, liebliches Blumenbeet entfaltete sich unter dem befruchtenden Thaue der frommen mütterlichen Lehren das zarte, weiche Gemüth des holden Knaben, und empor sproßten in demselben, wie eben so viele süßduftende Himmelsblümlein, innige Frömmigkeit, fester Gottesglaube, fleckenlose Seelenreinheit, himmlische Freundlichkeit, gütiges Wohlwollen und reine, tiefwurzelnde Menschenliebe. —

Auch suchte die verständige Mutter den geliebten Knaben schon recht frühe mit den Pflichten eines echten und wahren Christenritters vertraut zu machen: und zu diesem Behufe erzählte sie dem horchenden Kleinen recht oft und viel vom seligen Vater, der, als er noch auf Erden wandelte, an hoher Rittertugend, an Muth und Tapferkeit, an Hochherzigkeit und Biederkeit, an Mildthätigkeit und wohlwollender, thätiger Menschenliebe, weit und breit seines Gleichen suchte. — Aber auch an wahrer, inniger Frömmigkeit und festem, nimmerwankenden Gottvertrauen that es ihm

Keiner zuvor: voll heiliger Begeisterung war er hinausgezogen zum Kampfe gegen die Feinde seines heiligen Glaubens, und fern vom Vaterlande, fern von der Heimath, fern von den theuren Lieben, hatte er muthig sein Blut für diesen seinen Glauben, für seinen Heiland und Erlöser, verspritzt. --

O wie gerne, und mit welcher glühenden Begeisterung redete die edle Frau zu ihrem Sohne von den hohen Tugenden und den rühmlichen Thaten ihres ritterlichen Gemahls! mit welchen herrlichen Feuerfarben malte sie sein edles Bild in die weiche, empfängliche Seele des Knaben hinein: und kein Wunder war's, wenn in dem Herzen des wackern Sohnes schon frühzeitig der Wunsch aufstieg, dereinst in die Fußtapfen des heldenmüthigen, tugendhaften Vaters zu treten, und, so wie er, große, rühmliche Thaten zu vollbringen.—

—O! wohl dem Sohne, dem der Väter edles, großes Beispiel vorleuchtet auf dem steilen, dunkeln Lebenspfade! —glücklich derjenige, welcher Herz und Geist kräftigen und heiligen kann durch den Hinblick auf die hochherzigen, ruhmvollen Thaten seiner Ahnen! wie schwer muß es ihm werden, kein edler, großer Mensch zu sein. — —

Ein Lieblingswunsch des jungen Eiberts war es, dereinst, wie ehedem sein Vater, einen Zug gegen die Ungläubigen mitmachen zu dürfen, um an diesen, sowohl das Blut seines Vaters, als seinen heiligen, theuren Glauben, zu rächen. Voll heiligen Zornes hatte er von der Mutter vernommen, wie die ruchlosen Heiden wieder mit frevelnder Hand und unter frechem Hohn die heiligen Orte entweihten und verwüsteten, wo einst der göttliche Heiland gewandelt und seine heilige Lehre dem Volke geprediget, wo er so oft zu seinem himmlischen Vater für das Wohl aller Menschen gebetet, wo er gelitten, geblutet, das Kreuz getragen, am Kreuze den Tod erlitten und im Grabe gelegen hatte. Voll Muth und Kampfbegierde glänzten die Augen des frommen Jünglings bei solchen Erzählungen, und immer feuriger ward in ihm das Verlangen, solch ruchloses Treiben

zu verhindern, und die Frevler für ihre gottesschänderischen Thaten zu züchtigen.

Und siehe, als er eben zum kräftigen Jünglinge herangewachsen, und ihm der Gebrauch der ritterlichen Waffen gestattet war, da sollte das Verlangen, welches er lange und tief im frommen Herzen gehegt, erfüllt werden.

Im Jahre 1270 nämlich rief Ludwig der Heilige, König von Frankreich, einer der edelsten und frömmsten Könige der ganzen Christenheit, zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Ungläubigen auf, welchen er in hoher eigner Person anzuführen gesonnen war. Von fern und nah strömten die christlichen Streiter herbei, Theil zu nehmen an dem heiligen Kampfe, und sich den Segen des Himmels zu erwerben. Auch der edle Graf von Luremburg, Heinrich der Dritte, wappnete sich. und zog mit der Blüthe der Ritterschaft seines Landes hinaus, unter der Anführung des ritterlichen Frankenkönigs den Zug mitzumachen. Zu dieser auserlesenen Schaar gesellte sich einer der ersten der feurige junge Ritter Elbert, hocherfreut, endlich seinen liebsten, heißesten Wunsch erfüllt zu sehen. Leichten Herzens und frohen Sinnes zog der wackre Jüngling fort aus der geliebten Heimath, von der theuern, besorgten Mutter und — von einer holdseligen, inniggeliebten Braut, dem edlen Fräulein von Simmern (Siebenborn), um frisch sein junges Leben zu wagen für die Befreiung des heiligen Landes, des Grabes seines göttlichen Erlösers. Fort ging's in die Ferne, über das weite Meer, nach den fernen Küsten der Barbarei. — —

Es hatte nämlich König Ludwig beschlossen, von tiefem Mitleid gegen die zahllosen christlichen Opfer bewogen, welche die Seeräuber der afrikanischen Küsten täglich hieher in die härteste und schmählichste Sklaverei schleppten, diese räuberischen Banden vorerst zu züchtigen und ihre Raubnester zu zerstören; vor allen aber sollte der treulose, raubsüchtige Beherrscher von Tunis büßen, wegen des Schutzes, welchen er in seinen Landen den Seeräubern angedeihen ließ. —

Aber Gott hatte es in seinem hehren und unbegreiflichen Rathe anders beschlossen: ein tödliches Fieber raffte den edlen König plötzlich dahin, und ließ das Christenheer führerlos im fremden Lande, unter wilden und heidnischen Barbaren.

Da schloß Karl I, König von Sizilien und Bruder des heiligen Ludwig, welcher den Oberbefehl über das verwaiste Christenheer übernommen hatte, mit dem Feinde einen zehnjährigen Frieden: und zu Schiffe ging wieder das Heer der Franken, und statt der Siegestrophäen, statt Ruhm und Beute, führte es traurend über das Meer nach Europa drei edle, theure Leichen: die seines hochherzigen Königs selbst, die des Königs von Navarra eines, Sohnes des heiligen Ludwigs, und endlich die der Gemahlin des Königs von Navarra, welche alle drei an derselben tödlichen Seuche gestorben waren.

Graf Heinrich von Luremburg aber hatte sich den Heimkehrenden nicht angeschlossen, sondern hatte sich mit seinen Rittern dem Heer des königlichen Prinzen von England zugesellt, welches erst im Lager von Tunis eingetroffen, als bereits schon der Friede mit den Ungläubigen unterzeichnet war, und welches nun unter seinem ritterlichen Anführer nach dem heiligen Lande hinüberschiffte, um hier die räuberischen Türkenhorden zu züchtigen, welche das Grab des Erlösers entweihten, und den frommen Pilgern, und den ehrwürdigen Mönchen, welche noch in Palästina wohnten, beständig auflauerten, um sie zu berauben und zu ermorden.

Vor Ptolomais, welche Stadt eben von Bibars, dem wilden und grausamen Anführer der Sarazenen berennt ward, landete die christliche Flotte. Hier verbanden sich die Kreuzritter mit den tapfern Templern und Malteserrittern, und nun gings wie brausender Wirbelwind auf die Ungläubigen los. Diese, welche der christlichen Tapferkeit nicht zu widerstehen vermochten, wurden bis hinter Nazarreth zurückgetrieben, welche Stadt von den Christen mit Feuer und Schwert verheert ward, um an den Feinden des Erlösers die schändliche Entweihung derselben zu rächen.

Sieg auf Sieg erfochten die heldenmüthigen Christenschaaren, und noch einmal — aber, ach! zum letztenmale! — sollte der Name der Christen in Palästina gefürchtet und rühmlich genannt werden.

Ritter Elbert, der nicht nur seinen heiligen Glauben und das Kreuz des Erlösers, sondern auch den Tod seines Vaters an den Feinden der Christenheit zu rächen hatte, that Wunder der Tapferkeit, und keiner der christlichen Ritter ward, so wie er, von den Sarazenen gefürchtet und gehaßt.

Aber die Stunde der Ungläubigen war noch nicht gekommen. Prinz Edward, der heldenmüthige Anführer des Christenheeres, ward plötzlich von einem gefährlichen Fieber überfallen, und mußte sich sofort nach Ptolomais zurückziehen, um dort seiner Krankheit in Ruhe zu pflegen. Hier war es, wo ein fanatisirter Muselmann, welcher sich heimlicher Weise in des Prinzen Zimmer geschlichen hatte, sein Leben höchst gefährlich bedrohte. Doch Prinz Edward hatte eben noch Kraft genug, um aufzuspringen und dem Wüthenden den mörderischen Dolch zu entwinden; aber er konnte nicht verhindern, daß ihm der Mörder eine, wenn auch nur leichte, aber dennoch höchst gefährliche Wunde beibrachte. Der Dolch des Fanatikers war nämlich vergiftet, und ohne die wahrhaft staunenswerthe Heldenmüthigkeit seiner Gattin Eleonore, welche ihm das Gift aus der Wunde sog, wäre es unwiderruflich um den ritterlichen Helden geschehen gewesen. —

Nachdem er aber wieder genesen, mußte er den inständigen Bitten der besorgten treuen Gemahlin nachgeben, und sich entschließen nach dem theuren Vaterlande heimzukehren. Nach achtzehnmonatlichem Kampfe, und nachdem von beiden Seiten des Blutes viel vergossen worden, schloß er demnach mit dem Sultan von Egypten einen zehnjährigen Waffenstillstand, worauf er mit den Seinigen zu Schiffe ging, um den Ungläubigen das vom Blute des Erlösers gedüngte Land für immer zu überlassen. — —

So endete der Kampf, welchen das Abendland mit dem

ungläubigen Morgenlande mehrere Jahrhunderte hindurch um das geheiligte Grab des Welterlösers gekämpft hatte, und in welchem nicht nur Tausende von Sarazenen, sondern auch die Blüthe der europäischen Ritterschaft gefallen war. — —

Mit schwerem Herzen verließen die christlichen Ritter das heilige, theure Land, und mehr als eine herbe Zähre rollte herab in den Bart der frommen Helden, welche das heilige Grab, das sie gerne mit ihren letzten Blutstropfen erkauft haben würden, in der Gewalt der Ungläubigen zurücklassen mußten.

Niemand aber schied mit schwererm Herzen von der heil'gen Erde als Ritter Elbert. Noch hatte sein rächender Arm weder den Mörder seines Vaters, den finstern Bibars, erreicht, noch hatte sein Muth das Grab des Erlösers zu befreien vermocht: und nach der Heimath sollte er zurückkehren, zurück zur Mutter, zurück zur inniggeliebten Braut, welche seiner sieggekrönten Rückkehr nicht ohne große Erwartungen entgegen harrten, denen er nun aber nichts zu überbringen hatte, als die traurige Kunde fehlgeschlagner Hoffnungen, erfolglos errungner Siege. —

Doch die Stunde der Heimkehr, die Stunde des frohen Wiedersehens, sollte für den jungen Ritter noch lange nicht schlagen; harte, schwere Prüfungen warteten seiner noch in fernen fremden Landen, vor welchen selbst sein furchtloses Herz gebebt hätte, wäre es ihm möglich gewesen, selbe vorher zu sehen. Ein fürchterlicher Sturm, welcher die christliche Flotte auf dem Heimwege überraschte, trieb wüthend die krachenden, ächzenden Schiffe nach allen Richtungen auseinander, und warf dasjenige, auf welchem sich Ritter Elbert befand, mit großer Gewalt gegen die Küsten Afrika's, allwo es von den numidischen Seeräubern angegriffen, nach heldenmüthiger, verzweifelter Gegenwehr von Seiten der Christen, erobert und sofort ausgeplündert und in die Luft gesprengt ward. Die überlebende Bemannung, worunter auch Ritter Elbert, wurde mit schweren Ketten beladen, und wie unvernünftiges Vieh auf den Märkten zum Verkaufe aus-

gestellt, worauf ihrer ewige schmähliche Sklavenschaft harrte. — —

Der junge, kräftige Ritter wurde von einem Juden gekauft, welcher ihn dem Pascha von Adrianopel übersandte. Dieses war einer jener fanatischen Muselmänner, welche keine, selbst nicht die unerlaubtesten, Mittel scheuten, gefangene Christensklaven ihrem falschen Glauben zu gewinnen; ja man kann wohl sagen, daß bei Ben-Emmi — so hieß der Pascha — die allen echten Türken eigne Proselytenmachersucht bis zur Leidenschaft gestiegen war. Er verwandte ungeheure Summen auf den Ankauf von Christensklaven, und wenn bei seinen Bekehrungsversuchen die Güte nichts fruchten wollte, so war ihm auch die Gewalt ein willkommenes Mittel, standhafte Bekenner ihres heiligen Glaubens zum schimpflichen Abfalle zu zwingen. In der Geschicklichkeit, immer neue Marterqualen zu erfinden, war der Mann ein Meister, und seine sinnreiche Grausamkeit hatte schon manchen furchtsamen, schwachen Christen dahingebracht seinen Glauben (wenigstens mit den Lippen) zu verläugnen.

Aber an unserm heldenmüthigen Ritter scheiterten sowohl seine heuchlerische Güte, als seine ausgesuchten Folterqualen. Nichts auf der Welt konnte den edlen Jüngling bewegen, einem Glauben abzusagen, welchen mit ihren heiligen Lehren eine fromme, zärtliche Mutter tief in sein innerstes Herz, tief in seine reine Seele, hineingesenkt hatte. Lieber wäre er unter den ärgsten Martern hundertmal gestorben, als an seinem Gotte, seinem Erlöser, zum Verräther zu werden. — Mit scharfen Hacken zerriß man seine Muskeln: er blieb standhaft; an heißer Gluth briet man sein wundes, blutendes Fleisch: er wankte nicht; — mit schweren Keulen zerschmetterte man ihm die Beine: er sank zusammen: aber sein letztes Wort war der Name des Erlösers. — —

Ohnmächtig wurde er in sein Gefängniß zurückgeschleppt, um, nach vollbrachter Heilung, andern, noch grausamern Qualen ausgesetzt zu werden. — Nur sehr langsam erholte er sich. — Seine Beine blieben gelähmt, und er mußte sich

mit Hilfe zweier Krücken von einer Stelle zur andern schleppen. Seine schwere Sklavenkette trug er selbst in seiner größten Schwäche; so sehr fürchtete der in seiner Menschenfreundlichkeit so besorgte Ben-Emmi, es möchte der heldenmüthige Christ seinen wohlwollenden Bekehrungsversuchen entgehen. — —

Doch der Himmel hatte Mitleid mit den Qualen des standhaften Jünglings, und machte die Pläne des grausamen Muselmannes zu Schanden.

Es hatte auch die edle, fromme Dame von Clervaux ihrem Sohne von früher Kindheit auf eine tiefe, innige Verehrung gegen die allerheiligste Gottesmutter einzuflößen gesucht, und mit unauslöschlichen Zügen hatte der Jüngling das Bild der hohen Himmelskönigin stets im tiefen Herzen gehegt. Zu ihr, der Trösterin der Betrübten, der Helferin der Christen, wandte er sich jetzt in seiner äußersten Noth, und that ihr das feierliche Gelübde, daß, wenn er unter ihrem gnädigen Schutze je aus den Händen der Ungläubigen nach der theuren Heimath entkommen würde, er ihr zu Ehren, und zum ewigen Andenken ihrer großen Huld und Güte, eine Einsiedelei nebst einem Kirchlein erbauen wolle, allwo ihr heiligster Name bis ans Ende der Zeiten sollte verehrt und gepriesen werden.

— Heilige Maria, — so betete er — Mutter des Welterlösers, du Zuflucht der Sünder und Trösterin der Betrübten, eile mir beizuspringen in meiner äußersten Noth, ich bitte Dich darum bei dem bittern Leiden und Sterben deines allerheiligsten Sohnes! — Siehe! wenn Du mir die Gnade gewährst, mich die freundlichen Ufer der Sauer und die anmuthigen Fluren meiner Heimath wieder sehen zu lassen, so verspreche ich hier auf's feierlichste, Dir zu Ehren eine Kirche dort zu erbauen, allwo dein heiliger Name soll verehrt werden von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen! —

Dann schlief er ein.

Und siehe! im Schlafe erschien ihm die allerseligste Jungfrau mit ihrem Kindlein auf dem Arme, strahlend wie die Sonne, und huldvoll und gütig sprach sie also zu ihm:

—Sei getrost, mein Sohn, und entferne jeden Kummer aus deinem Herzen, Gott verläßt nie diejenigen, die an ihn glauben und in ihrem Glauben nicht wanken. Du hast vertrauensvoll zu mir gefleht in deiner Noth: und siehe, du sollst erhört, und aus den Händen deiner Feinde errettet werden. —

Und in himmlischer Freundlichkeit lächelnd sprach das Kind auf ihrem Arme:

—Selig sind diejenigen, welche in meinem Namen Verfolgung leiden, und selig auch du, der du mich aufrichtig vor der Welt bekannt hast: denn siehe auch ich habe dich bekannt vor meinem himmlischen Vater, und wie du geglaubt und gehofft, so soll dir geholfen werden. — —

Und segnend die Hände über dem seligen Gefangenen ausbreitend, schwebte mit seiner allerheiligsten Mutter das Jesuskindlein, von strahlendem Lichte umflossen, langsam zum Himmel empor. —

Und dem schlummernden Ritter schien's, als ob sein enges, mobriges Gefängniß sich allmählich erweitere: Die Wände schienen sich weit auszudehnen, die Decke erhob sich mehr und mehr, und endlich schien das Ganze kein Kerker mehr, sondern ein großer, luftiger, freier Raum, von erquickenden Düften geschwängert, und von linden, säuselnden Lüftchen angenehm durchhaucht. Und immer weiter, immer unendlicher, dehnte sich dieser Raum aus, und dem schlummernden Gefangenen war's als wölbte sich über ihm der reine gestirnte Himmel, als rauschten um ihn herum die Bäume, als flötete im nahen Busche die Nachtigall. Ihm war so wohl, so wohl! er glaubte sich in die Gefilde des Paradieses versetzt. — —

Da plötzlich drang an sein Ohr ein jubelnder, schmetternder Ton, und ihm war's als hörte er die frühmuntre Lerche hoch über seinem Haupte in den Lüften den Schöpfer preisen mit trillerndem Jubelgesang. —

Und er erwachte.

Und siehe! sein Traum war zur Wahrheit geworden: er befand sich nicht mehr im engen, dumpfen Kerker; seine

Glieder umklirrte nicht mehr die schwere eiserne Sklavenkette; sein Gebein war nicht mehr zermalmt, seine Füße nicht mehr gelähmt: frei und unversehrt stand er da unter dem prachtvollen Himmelsgewölbe; freundlich lächelten auf ihn die trauten Sterne hernieder; lieblich dufteten zu seinen Füßen tausende von Blumen; lind säuselte ein kühles Morgenlüftchen durch blühende Gebüsche; andächtig wogten und rauschten die Gipfel der Bäume; und siehe! hoch in den Lüften sang jubelnd die Lerche ihr Morgenlied und verkündete den neuen herrlichen Tag. —

Und von drüben herüber ertönte traut und fromm ein Glöcklein durch die Stille des Morgens: und so bekannt, so vertraut drang der andächtige Schall zum Ohre des Ritters! Nicht zum erstenmale hatte ihm dieses Glöcklein fromme und heilige Gefühle im Herzen wach geläutet, ihn nicht zum erstenmal mit seinem hellen, reinen Silberklange entzückt.

Eine nie gekannte wonnevolle, selige Wehmuth erfüllte das Herz des Ritters, und zwei große Zähren rollten über seine Wangen hernieder. — So stand er lange sprachlos. —

Schon röthete sich leise der Osten; ein Waldvögelein nach dem anderen rief die muntere Lerche wach, und froh den neuen Tag begrüßend, stimmte die ganze gefiederte Schaar in's Loblied der Lerche mit ein. — Nun malte sich der ganze östliche Himmel in rosige Gluth, und in erhabener Majestät schwebte die herrliche Sonne über die Berge herauf. — Bei dem prachtvollen Anblicke erwacht der Ritter wie aus einem neuen Traume. — Er blickt empor, und von der strahlenden Sonne weg schweift sein Auge über die Fluren, welche im jungen Lichte des Tages mit zauberischem Reize prangen. — — Plötzlich breitet er seine Arme weit aus, als wollte er die ganze herrliche Gegend in einer Umarmung umfassen und an sein volles, seliges Herz drücken.

Er hat sie erkannt, diese reizenden Gefilde, dieses Thal, diese Berge, diese Wälder: sie alle waren die treuen, die vertrauten Freunde seiner heiligen Jugendzeit, alle waren

seinem Herzen lieb und theuer, wie freundliche Gespielen der Kindheit.... denn hier war er geboren, hier war seine theure, theure Heimath. —

Gott hatte, auf die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria, ein großes Wunder für den Ritter gewirkt, und ihn aus der harten Gefangenschaft an jedem Gliede unversehrt in die freundlichen Gefilde der Heimath versetzt.

Voll tiefer heiliger Ehrfurcht warf sich der Ritter auf die Kniee, und sendete ein tiefempfundenes andächtiges Dankgebet zum Himmel empor. — Neben ihm im Grase lagen seine Krücken und die Sklavenkette, das hohe Wunder zu beurkunden, welches der Herr an seinem treuen Diener gethan. —

Und an der Stelle, wo sich der Ritter so selig in seiner lieben Heimath wiedergefunden, erhob sich in kurzer Zeit ein frommes Kirchlein, in welchem ein ehrwürdiger Klausner Tag und Nacht die hohe Gottesmutter verehrte durch fromme Gebete, Gesänge, und heilige Meßopfer. — Ein weithintönendes, helles Glöcklein rief alltäglich die frommen Bewohner der Umgegend zum dreimaligen „Ave Maria" auf; an den Sonn- und Festagen aber rief's gar freundlich und eindringlich zum heiligen Meßopfer, und gerne und willig folgten die frommen Landleute seiner bekannten trauten Stimme.

Viele Jahren waren verflossen, da ertönte eines Tages das immer so heitere Glöcklein ganz traurig und wehmüthig durch's Thal dahin. Nicht rief es diesmal die Leute zum feierlichen Gottesdienste, nicht zum frommen, andächtigen Angelus, sondern seine weichen Trauerklänge zitterten herab auf das Grab eines ehrwürdigen Greises, auf welches die Thränen vieler edler Kinder und Enkel, vieler tief bewegter Freunde und vieler armen Wittwen und Waisen hernieder rannen.

Tritt herzu, gerührter Wanderer, tritt zu dem bescheidnen, prunklosen Leichensteine und lies:

„Hier schlummert in Gott
„Ritter Elbert von Clervaux.
„Er wandelte im Herrn und der Herr
„Hat ihm der Gnaden viele und große
„erwiesen.“
R. I. P.

Noch bis auf diesen Tag steht das Kirchlein, welches der würdige Ritter erbauen ließ, an alter, heiliger Stelle. Doch ward im Drange und in der Verwirrung späterer Zeit die Einsiedelei verheert, und der fromme Klausner ausgewiesen. Aber bis auf den heutigen Tag wird jeden Samstag von dem jeweiligen Ortsgeistlichen zu Ehren der heiligsten Jungfrau Maria das Opfer der heiligen Messe hier dargebracht.

Die Krücken und die Sklavenkette, welche der fromme Waller neben dem Altare im Kirchlein aufgehängt sieht, sind dieselben, welche Ritter Elbert in der Gefangenschaft gebraucht und getragen hat.—

Sie sind die stummen, und dennoch höchst beredeten Zeugen von der freundlichen und liebevollen Huld, welche die seligste Gottesmutter für alle ihre Kinder auf Erden hegt, welche sie, wie einst Ritter Elbert, im frommen, innigen Gemüthe lieben und verehren.

———

XXI.

Die Sage

vom Räuberschloße und dem Pferd mit goldnem Sattel und Einiges vom „Hosiker“.

— — Hu! welch eine Nacht! wie's draußen so wüthig stürmt und stöbert! wahrlich, man sollte keinen Hund hinausjagen. — Na, Kinder, bei solchem Wetter wird sich Sankt. Nikolaus wohl nicht auf's Wasser begeben, und so werdet ihr denn morgen eure Teller oder Körblein fein leer finden. — Ei! 's wär' doch Jammerschad', nicht wahr? wenn das Eselein des Heiligen das gute Heu und die ausgesuchten Rübenschnitzel nicht kosten sollte, die ihr ihm draußen so uneigennützig zugerichtet habt. Nein, nein, das wär' doch allzuarg! — Aber ihr werdet halt wieder nicht brav gewesen sein, werdet der Mutter nicht gefolgt, nicht fleißig gebetet und gestudirt haben, he? – Ja, seht, da verdient ihr's eben nicht, daß der liebe Gott gut' Wetter mache, damit der heilige Nikolaus auf's Wasser gehen könne. — —

So sprach am Abende vor dem Skt. Nikolaustage zu uns Kindern der Großvater, und trüben Gesichtes blickten wir zur Erde nieder. Seit langen Wochen schon hatten wir uns auf den morgigen Tag gefreut, hatten Tage, Stunden und Minuten gezählt, bis er da sein würde, hatten so manches Vater unser und Ave zum heiligen Nikolaus hinaufgeschickt, hatten während der paar letzten Tage so fleißig in unsern Büchlein studirt, hatten sogar schon im Geiste die Äpfel, die Birnen, die Nüsse, die Bretzeln, Bröd-

chen, gebacknen Männlein, Hirschlein, Häslein, Patrontaschen, und Gott weiß was noch Alles, worauf wir uns Hoffnung machten, gezählt und—verschmaust: und dennoch leer ausgehen zu müssen; nein, das war in der That allzuarg.

— Hoho! Kinder, wenn ihr dergestalt die Ohren hängt und sauertöpfisch dreinsehet, so muß ich wohl den Hosiker — (Klaubauf) — hieher bescheiden, damit er euch in seinem großen schwarzen Sacke oder auf seiner Hechel in seine finstre Höhle davontrage; he! was sagt ihr dazu? —

— O, um Gotteswillen, Großvater, thu's nicht! — nein, nein, liebstes, bestes Großväterchen! thu ja nur das nicht! — Sieh! da sind wir ja schon alle wieder recht lustig, und wollen lachen so viel und so laut du willst. — Und bebend vor Angst drängten wir uns zum Lichte. — —

Niemand, es sei denn, er wisse es aus eigner Erfahrung, vermag sich vorzustellen, welch eine entsetzliche Angst uns Kinder befiel, wenn man uns am Abend vor dem Skt. Nikolaustag mit dem Hosiker drohte. Aber es war dieser Hosiker auch keineswegs eine leere Einbildung wie etwa Fee und Blaubart, sondern er war — und ist's in manchen Ortschaften unsers Landes bis auf diesen Tag noch — eine wirkliche und für Kinder wahrhaft grausenhafte Erscheinung.

Am Abende vor dem Skt. Nikolaustage nämlich rottete sich eine Schaar täppischer Bursche zusammen, schwärzte sich Hände und Gesicht, umhängte sich mit den ekelhaftesten Lumpen, auch wohl mit weißen Bettlacken, welche man dann so recht gespenstisch um sich herschlottern ließ und bedeckte den Kopf mit einem namenlosen Kopfputze, an welchem häufig gar erschreckliche Hörner angebracht waren. Einige machten sich thurmhohe Höcker, auf welchen die Kleinern, gleich höllischen Kobolden, ritten, und fürchterliche Gesichter schnitten; andere trugen an einer langen, mit Betttüchern überhangnen Stange einen hohlen Pferdeschädel, in welchem ein Licht brannte und durch die hohlen Augen gar schauerlich leuchtete; ein Dritter schleifte schwere Ketten; ein Vierter trug den rasselnden Schellenkranz, den in vielen Gegenden die Pferde am Kehler tragen, und ließ

die schauerliche Musik desselben gar harmonisch zum allgemeinen Höllensabbate erklingen; ein Fünfter bließ in ein fürchterlich brüllendes Horn; ein Sechster stieß in das Rohr einer alten verrosteten Gießkanne; Andre endlich, die gar nichts hatten auftreiben können, was als Instrument bei einem solchen Conzerte dienen konnte, brüllten aus ihrer eignen Kehle so gut und so gräulich es gehen wollte. —

So zogen sie dann von Haus zu Hause, und wo sie eine Thüre verschlossen fanden, begannen sie allsogleich ihren entsetzlichen Höllenspektakel. Da wurde mit den schweren Wagenketten an Thür und Wände geschlagen, daß das ganze Haus erbebte und die zerbrochnen Ketteuringe oft sausend umherfuhren; da wurde gebrüllt, geheult, gezetert, gestampft, gerasselt, gescharrt, daß man glaubte Luzifer mit allen seinen Teufeln sei vor der Thüre, und wolle das ganze Haus mit Allem, was darin war in Schutt und Trümmer zerstampfen. —

Und nun denke man sich uns Kinder, die unterdessen bleich und bebend dasaßen, und denen unverständige Eltern und Dienstboten weiß gemacht hatten, die lärmenden Wichte seien böswillige, scheußliche Kobolde, welche aus den finstersten Höhlen des Waldes kämen, um unartige Kinder zu fressen, oder doch wenigstens zu zerreißen. Kalter Schauer durchrieselte uns; odemlos, bleich und zähneklappernd vor Entsetzen saßen wir da, und versuchten ein Gebet zu stammeln, von dem wir in der Angst kaum die paar ersten Worte hervorbringen konnten. — Wir streckten die zitternden Händchen bittend zu denen empor, die davon sprachen, die Thüre zu öffnen; denn Worte zum Flehen hatten wir keine mehr. —

O! ich erinnere mich solcher grausenhaften Auftritte noch wie von gestern, und ich begreife noch bis zu dieser Stunde nicht, wie wir Kinder dergleichen ertragen konnten, ohne wahnsinnig, oder doch wenigstens ohnmächtig zu werden. Ein schnaubender, grimmigaussehender Kerl, den ich damals für den leibhaftigen Gott-sei-bei-uns selbst hielt, hatte

mich einmal schon erfaßt, um, wie er brummte, mich mit in die Hölle zu nehmen. Ich fühlte wie meine Pulse stockten, meine Glieder erstarrten......und hätte mich nicht der Großvater, der meine Leichenblässe bemerkt haben mochte, dem Unhold entrissen, ich glaube, ich wäre gestorben. — Eines meiner Geschwister fand man, lange nachdem die saubere Bescheerung schon wieder hinaus war, halb entseelt unter dem Tische, wohin es sich in seiner Angst verkrochen hatte.

Solche Späße machte man vor etwa zwanzig Jahren — an einigen Ortschaften heute noch — im schönen und gesegneten Lande Luxemburg. — —

Doch kehren wir wieder zum Großvater zurück!

Als der gute Alte die Wirkung seiner unklugen Worte auf uns Kinder bemerkte, lenkte er augenblicklich um, indem er lachend ausrief:

— Ei! ei! ihr siebenfachen Dummköpfe, ihr! Da werdet ihr euch gar noch vor einem Rudel lumpigter Schlingel fürchten, die da herumlaufen, um sich einen Schnapps, oder einige Heller Geldes zu erschlenkern! Was! ihr wäret wirklich noch so einfältig? na! da verdient ihr wahrhaftig nicht, daß euch Skt. Nikolaus was bescheere. Ja, wär' ich sein Eselein, ich wollte euch gar was anders auf eure Teller und in eure Körblein machen. — — Nein, nein, solch dumme Burschen gibt's von hier bis Weißwampach nicht mehr. — Beschämt, und dennoch beruhigt und getröstet, drängten wir uns um den Alten herum.

Die Spinnstube hatte sich allmählig mit Spinnerinnen und sonstigen Besuchern der Nachbarschaft angefüllt; und nun fuhr der Großvater in seinem gewöhnlichen gutmüthigen Tone folgendermaßen fort:

— Ja, wenn die Schlecker von Hosiker noch solche Bösewichter wären wie man sie vor einigen hundert Jahren hat herum gehen sehen. Damals war euch des Nachts kein Mensch außer seinem Hause des Lebens sicher. Das sengte, raubte und mordete, daß es eine Schande war; weder Heiliges noch Weltliches war vor seinen Krallen sicher. — Ja, das waren eben die rechten Hosiker; aber die heutigen

Wichte, daß Gott erbarm! — Jene hausten in finstern, geräumigen Höhlen, welche sie ihre Burgen zu nennen beliebten, und hieher schleppten sie Beute und Gefangne und häuften eines wie das andere in tiefen Gewölben auf. —

— Wollt ihr mir zuhören, so will ich euch ein Geschichtchen von solchen räuberischen Koboldeu und Hallunken erzählen, die vor vielen, vielen Jahren ihr Wesen auf einer Burg zwischen den beiden Dörfern Greisch und Simmern (Siebenborn) getrieben, allwo sie während langen Jahren der Schrecken und die Plage der ganzen Umgegend gewesen sind, zuletzt aber dennoch für schlimme Thaten schlimmen Lohn erhielten. —

Es verstand sich von selbst, das Niemand in der ganzen Stube etwas gegen eine solche Erzählung hatte, und so begann denn der Alte wie folgt: —

— Wenn je einer von euch allen den Weg von Greisch nach den Schmiedewerken von Simmern gegangen ist, so wird er etwa auf halbem Wege an eine Stelle gelangt sein, wo sich der Tintingerbach, der lustig durchs Thal dahinfleußt, dergestalt der Straße nähert, daß zwischen dieser und ihm gar kein Raum zum Ausweichen übrig bleibt. — An der gegenüberliegenden Thalseite erhebt sich ein hoher, waldbedeckter Hügel, auf welchem zuletzt eine Klause gestanden, die Anno 1795 von den Franzosen ausgeplündert und zerstört wurde, und deren letzter Klausbruder noch im Jahre 1812 gelebt haben soll. — In der Klause hätte der fingerfertige Franzmann zwar bald genug aufgeräumt gehabt, weil ein frommer Einsiedler eben nicht zu den Wohlhabenden gehört: aber das Michaelskirchlein nebenan war von der Freigebigkeit frommer Besucher ziemlich reichlich ausgestattet worden, und hier war's, wo sich die ungläubigen Schurken als die fertigsten Beutelschneider und Niederreißer von der Welt bewiesen. — Auch diese Franzmänner, Kinder, waren eine Art von Hosicker, und zwar eine sehr schlimme! Weder Kirche noch Kloster war vor ihnen sicher; ja, ich glaube die Hallunken hätten sogar den lieben Herrgott aus dem Tabernakel gestohlen, wenn sie gewußt

hätten Geld, oder auch nur einen Schnapps, dafür zu bekommen. — —

Doch kehren wir wieder zu unserer Erzählung zurück! — Der Bruder, der die Klause auf dem Michaelsberge gestiftet, muß ein großer Liebhaber von Eulen und dergleichen gewesen sein; denn er hatte dieselbe inmitten des alten und unheimlichen Gemäuers einer längstverfallnen Ritterburg erbaut, und zwar derselben, wo die Buschklepper, von denen ich euch eben erzählen will, einst ihr Wesen getrieben hatten. Niemand konnte mit Sicherheit weder den Ursprung noch das Ende der Räuberhöhle angeben; aber männiglich weiß, daß hier einst arge Schufte gehaust, die am Ende eines gewaltsamen Todes gestorben sind. — Noch bis auf diesen Tag nennt man die alte Ruine das „Räuberschloß.“ —

Aber ich weiß nicht, weßwegen man dieser Höhle vor so vielen andern einen solchen Namen gegeben: ist doch in all den vertrackten Eulennestern, die man da Ritterburgen nannte, zu seiner Zeit das ehrbare und einträgliche Gewerb der Strauchdieberei zu Hause gewesen.

Ja, Kinder, es gab einst eine Zeit, wo Jeder, der nur einen Gaul, eine Lanze und ein Schwert aufzutreiben wußte, und solch ein Ding von kahlem, hohläugigem Steinhaufen besaß, sich mir nichts dir nichts zum allergnädigsten und unumschränkten — Buschklepper erhob, und auf eigne hohe Faust den Leuten in die Runde die Taschen fegte, und ihnen zum Gottdank sogar nicht selten noch eine derbe Tracht Püffe verabreichte. — Man nannte, glaub' ich, solch Unwesen das Faustrecht, und es hätten wahrscheinlich unsre heutigen Rechtsgelehrten dieses seltsame Recht auf folgende Weise erläutert:

„ Je größer die Faust, desto größer das Recht selbe mit
„ Raub und dergleichen anzufüllen, und je derber die Faust,
„ desto augenscheinlicher und handgreiflicher das Recht,
Püffe damit auszutheilen. “

Damals zwar sagte man das alles nicht so gelehrt mit Worten; aber desto erbaulicher bewieß man es durch di

That. — Das war für die edlen Ritter und ihre wackern Söldlinge ein Gaudium, so auf den Landstraßen und hinter Baum und Busch harmlosen Reisenden, frommen Klosterbrüdern, wackern Kaufleuten und dergleichen, aufzulauern, um ihnen den Beutel zu fegen. Wie Donner- und Hagelwetter waren euch die Schufte über jeden her, der auch nur ein nicht gänzlich unbrauchbares Wamms auf dem Leibe trug, und mit einer beispiellosen Geschicklichkeit und Schnelligkeit wußten sie sich das fremde Gut anzueignen. — Der arme Ausgeplünderte aber konnte noch von Glück sagen, wenn es ihm gelang, das liebe, nackte Leben mit Ehren davon zu bringen. —

„Todte beklagen sich nicht.“

heißt's bei gewissen Leuten: und wie so gar leicht war's dem Raubritter, den Beraubten dahin zu bringen, daß er auf ewige Zeit von jeder Klage abstand. Ein geschickter Hieb... ein Schrei.... und aus und vorbei war die ganze Historie. —

— Ach! da sind wir andern doch unendlich milder und gesitteter, Dank den Wissenschaften und der Aufklärung! Wo sieht man auch heut zu Tage solch gräulichen Unfug und Mordspektakel? — O, mit welcher Freundlichkeit, mit welcher ausgesuchten Höflichkeit, fegt man sich heute die Taschen! wie leutselig, wie herablassend, wie huldvoll ersucht man heute den Mitmenschen, sich — die Haut über die Ohren ziehen zu lassen! — da heißt's nimmer:

„Geld her, oder Blut!“

Gott bewahre! sondern fein und höflich:

„Wir ersuchen Ew. Wohlgeboren, u. s. w., u. s. w. —

Was doch eine solche Aufklärung nicht vermag! —

Doch laßen wir die Aufklärung Andere und sich selbst aufklären, und erzählen wir unsere Geschichte! — Also, wie gesagt, vor vielen, vielen Jahren hausten auf obgedachtem Räuberschloß ein so wackers und würdiges Kleeblatt von Brüdern, als je eins auf sechs Beinen gegangen. In Allem, was das ehrbare Straßenräubergewerbe betrifft, überholten sie alle Ritter auf zehn Meilen in die Runde, was eben nicht wenig heißen will. — Raoul, der älteste

der drei Recken und das Oberhaupt des würdigen Dreibrüderbundes, war ein wahres Muster von einem vollendeten Strauchdieb. — Es war ein unansehnliches, verschrobenes, häßliches Subjekt, von ausgedörrtem Körper, brauner Zigeunerfarbe, und einem so heimtückischen, wilden und glühenden Katzenblick, daß es einen eiskalt überlief, wenn er, wie er's fast immer that, einen von der Seite anschielte. Und dann sein Lächeln erst, das solltet ihr gesehen haben. Es war das ein wahrhaft satanisches Maulverzerren, etwa dem Grinsen zu vergleichen, das dem Bösen über die Fratze streichen mag, wenn er wieder eine arme Seele eingescheuert hat.— Auf seiner Stirne waren tiefe, wie vom Blitz des Himmels gezogne Furchen eingegraben, welche unaufhörlich in zuckender Bewegung waren, und so deutlich die schwarzen Höllengedanken verriethen, mit denen seine Seele ewig schwanger gieng. Haare hatte er vielleicht einst gehabt, noch hie und da zeigte sich eine Spur davon auf seinem schmutziggebräunten Schädel, aber mochte der Teufel wissen, wo und wannehr er dieselben gelassen hatte. Satan mag wohl selbst den größten Theil davon für sich in Anspruch genommen haben; denn kein gutes war je an ihm gewesen.—

— Dieses Pröbchen von einem echten Rittersmann war eben so grausam als häßlich, und darneben war er euch ein Geizteufel wie keiner auf Erden. — Man sagt, er habe in tiefen unterirdischen Gewölben ungeheure Schätze aufgehäuft gehabt, welche, einmal darin, nie wieder das Tageslicht erblickten.—

Seine beiden Brüder und Spießgesellen, Robert und Ferry, waren, im Gegensatz zu ihm, von großem und kräftigem Körperbau, und dabei von einer fast noch wildern Gemüthsart, als der wackre Raoul. — Raub und Mord, Sengen und Brennen, war ihr Lieblingsgeschäft, und nirgends war das Faustrecht so hoch in Ehren gehalten, als unter ihnen. Zogen sie aus dem festen, fast unzugänglichen Schlosse hervor, so hatte die ganze Umgegend Grund zum Zittern; nie kehrten sie zurück, ohne daß irgend ein Kloster, eine Kirche, ein Dorf oder eine Ritter-

burg mehr zu den ausgeplünderten und abgebrannten gezählt wurde. Ihre Pferde beschlugen sie stets verkehrt, damit Niemand wissen konnte, wannehr sie aus- oder einritten; und sie entwickelten in ihrem löblichen Gewerbe eine solche Thätigkeit, daß man fast keine einzige Nacht vor ihnen sicher war. —

Seht ihr, Kinder! das waren noch wirkliche, und wahrhaft gefährliche Hosiker; da war noch was zu beben und zu zagen: aber heute... geht mir doch! —

— Aber der Krug — sagt das Sprichwort — geht so oft zum Brunnen, bis er zuletzt bricht, und dieses Sprichwort bewährte sich auch an unsern drei Buschkleppern. —

Die Ritter und Herrn der Umgegend, die's nicht leiden mochten, daß Andere ihnen jede Beute vor der Nase wegschnappten, und die noch überdieß sich selbst und ihre Bauern den ewigen Angriffen und Plackereien der wackern Brüder ausgesetzt sahen, fanden sich endlich genöthigt, wider das Gesindel zu Felde zu ziehen.

Sofort verbanden sich die Burgherrn von Ansemburg, Siebenborn, und Körich gegen das saubre Kleeblatt, und sie bereiteten sich ins geheim vor, den listigen Füchsen einen Salat aus deren eignem Garten aufzutischen.

Und siehe, in einer rabenschwarzen Novembernacht umstellten sie mit ihren Mannen den Schlupfwinkel der Bösewichter, und lauerten bis die zwei handfesten Recken, Rober und Ferry die Burg verlassen hatten, um, wie gewöhnlich, auf fremdes Gut Jagd zu machen.

Dann stellten sie sich vor der Zugbrücke ein, und nach einiger Zeit gaben sie von hier aus das Erkennungszeichen, welches einer ihrer Späher ihnen zu vermitteln gewußt hatte. —

Sogleich ließ Raoul, der seine Klugheit gegen Bosheit und Geiz umgetauscht haben mochte, die Fallbrücke und das Gitter herunter: und, gibst du nichts, so hast du nichts, die Ritter hinein, die Wächter nieder gemacht und alle Zugänge der Räuberhöhle besetzt! —

Raoul aber, der feige Hallunke, hatte sich wohlweislich

aus dem Staube gemacht und war, da er jeden Ausweg aus der Burg von außen besetzt fand, durch einen geheimen unterirdischen Gang zu seinem geliebten Mammon in die Burggewölbe geflüchtet! —

Beim ersten Hahnenschrei kamen auch die beiden andern von ihrem nächtlichen Raubzuge zurück. Keine Gefahr ahnend, zogen sie wohlgemuth über die Zugbrücke herein; aber kaum hatten sie den Schloßhof betreten, so waren sie auch schon niedergeworfen und geknebelt. Da sie nicht sagen konnten oder wollten, wo sich ihr Bruder mit seinen Schätzen befinde, so mußten sie unter entsetzlichen, aber wohlverdienten Qualen ihre schwarze Seele aushauchen. Darauf wurden sie an den Füßen an eine alte, breitästige Eiche vor dem Schloßthore aufgehängt, allwo sie, den Raben zur Lust, baumeln konnten, so lang es ihnen gefiel. — Die Burg steckten die Ritter an allen vier Ecken in Brand, und zerstörten so das alte Raubnest von oben bis unten.—Das war das Ende vom „Räuberschloß."

In den Ställen der Burg aber stand das Leibroß des schnöden Burgherrn, ein kohlschwarzer Rappe, an dem auch nicht ein weißes Haar war. — Man sagt, es sei ihm von einem berüchtigten Schwarzkünstler (ja wohl, Schwarzkünstler!) zum Geschenke gemacht worden, und es soll sowohl schuß- als stichfest gewesen sein. Auch feuerfest muß es gewesen sein, denn es entkam an jedem Haare unversehrt aus dem brennenden Schlosse, und entfloh schnaubend und funkensprühend in die nahen Wälder. —

Seit jenem Tage erscheint es nächtlicher Weile an dem Orte, wo das Räuberschloß gestanden, und durchstreicht von dort aus die ganze Umgegend. Der verspätete Wandrer kann es schon in der Ferne wiehern hören; aber Niemand mag ihm auf seinem nächtlichen Gange begegnen. — Dem Reisenden, der um Mitternacht die Straße von Greisch nach Simmern dahinwandelt, erscheint es plötzlich an der obgedachten Stelle, wo der Bach dicht an der Straße hinfließt; und er kann demselben anders nicht ausweichen, als indem er seine Schritte zurückwendet. Es soll

ein ungemein schönes Roß, und ganz mit purem, gediegnem Golde beschlagen sein. Auch soll es einen prächtigen goldnen Sattel tragen, der selbst bei dem schwachen Scheine des Mondes einen solchen Glanz von sich strahlen soll, daß das Auge davon geblendet werde.

Dieses geheimnißvolle Pferd wird so lange dem nächtlichen Wandrer den Weg an dieser Stelle vertreten, bis sich Jemand finden wird, der Muth und Lust hat, dasselbe zu besteigen und sich von ihm durch den Bach nach den unterirdischen Schatzkammern des Räuberschlosses tragen zu lassen. — Seit sieben Jahrhunderten hat sich noch Niemand gefunden, der das Wagstück hätte bestehen wollen. Aber dies ist nicht sowohl dem Mangel an Muth und Herzhaftigkeit des Luxemburgers, als seiner großen Abneigung und Verachtung alles unrechter Weise erworbenen Gutes, zuzuschreiben. —

Noch hat es keinen wahren und echten Luxemburger gegeben, der für schnödes Gold zum Teufel hätte fahren wollen. —

— Merkt euch dieses, Kinder! — so schloß der Alte — und besteiget ja nie das unheimliche Pferd, möge es auch zehnmal so sehr strahlen und glänzen! —

XXII.

Die Sage

vom eifersüchtigen Burgherrn zu Ansemburg.

Überlasse dem Bösen auch nur ein Haar von deinem Haupte, und seine Arglist wird dasselbe zum unzerreißbaren Taue zu spinnen wissen, an welchem er dich immer tiefer hinabzieht in sein finstres Reich, wo nur Heulen und Zähneklappern und ewige Verzweiflung wohnt. — —

Diese schreckliche Wahrheit geht deutlich hervor aus der ernsten Sage, welche man sich durch's ganze Eischthal von einem ehemaligen Burgherrn von Ansemburg erzählt, und welche lautet wie folgt:

Auf seiner Burg zu Ansemburg lebte um die Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Ritter Philipp, ein frommer, biederer Herr, welcher in Allem vom Himmel reichlich gesegnet, und dessen Wohlstand und Glück von den Leuten der Umgegend fast noch mehr, als seine Rechtlichkeit und Biederkeit gepriesen war. — —

Er war vermählt, und diese Vermählung mußte, wie männiglich glaubte, seine irdische Glückseligkeit auf den höchstmöglichen Gipfel erheben: denn weit und breit gab es keine holdseligere, keine tugendhaftere, keine in jedem Bezuge so vollkommene Dame, als die junge Frau des Ritters von Ansemburg.

Aber gerade das, was dem irdischen Glücke des edlen Ritters die Krone aufsetzen sollte, ward die Ursache seines

entsetzlichen Falles; — und so bewährte es sich auch hier, daß einem überschwänglichen Glücke gar zu gern ein großes Unglück auf dem Fuße folgt. — —

Es weiß nämlich die Arglist des Bösen mit nie irrendem Scharfblicke die Schwächen, sogar die unmerklichsten, der Menschen auszuspähen, und häufig selbst die bessern Eigenschaften und Empfindungen derselben zu seinen finstern Zwecken zu benutzen. — Am liebsten beutet er das Glück des Sterblichen aus. —

Hier war's die hohe Verehrung gegen die inniggeliebte Gemahlin und die große Bescheidenheit Ritter Philipps, welche der Böse benutzte, die Seele des frommen Herrn zu verderben, und selbe von der Höhe ihrer Reinheit herab in die Tiefe der Sündhaftigkeit zu ziehen.

Es liebte nämlich der Ritter seine holdselige Gattin über die Maßen, und seine Verehrung, stellte die liebreizende Viktorine hoch über alle andern Erdenfrauen; selbst die heiligen Engel, meinte er, überträfen sie kaum an Anmuth, Seelenadel und Seelenreinheit. — Wie natürlich also, wenn er sich in seiner Bescheidenheit als so hoher Vollkommenheit unwürdig betrachtete: doch dieses Gefühl, welches an und für sich eher lobenswerth als sträflich genannt werden konnte, benutzte der Böse zu seinem Untergange. Tag und Nacht war er bemüht das Herz des Ritters mit Einflüsterungen zu bestürmen, welche alle den Zweck hatten, seinen Glauben an die Liebe der edlen, vortrefflichen Gemahlin zu erschüttern: und dieses gelang ihm denn auch endlich, eben, weil er mit wahrhaft satanischer Schlauheit auf die allzugroße Bescheidenheit, und die übermäßige Liebe des Ritters spekulirt hatte. — —

O! mit welcher teuflischen Schadenfreude muß der Erbfeind alles Hohen und Edlen es gesehen haben, wie der arglose Ritter in die arglistig gelegte Falle ging; mit welchem hohnlachenden Grinsen des Triumphes wird er auf das unglückliche Opfer seiner satanischen List herabgesehen haben! —

Jetzt, da er erst Fuß gefaßt hatte in dem Herzen des

Ritters, war es ihm ein Leichtes, denselben nach Willen zu lenken; und so schürte er denn allgemach das Fünkchen des Zweifels zur Gluth, — zum Flämmchen, — zur Flamme der Eifersucht — — und nun war's um den Ritter geschehen, er war mit Leib und Seele in der Gewalt der Hölle. —

Und aus dem finstern Abgrunde herauf fuhren zu Legionen die höllischen Geister mit Siegesgejauchze und hingen sich schwer an das Herz des unglücklichen Mannes. Wachend und träumend fühlte der Arme, wie sie dasselbe unaufhörlich mit glühenden Höllendolchen durchwühlten, und jeden Blutstropfen in demselben in brennendes Gift verwandelten. — — Wie ein schon auf Erden Verdammter durchirrte er von nun an die weiten Hallen seiner Burg und die anmuthigromantischen Thäler der Umgegend. Hier hatte er am Arme seiner heißgeliebten Gattin einst so selig gewandelt; hier hatte er so himmlisch gefühlt, hatte hier Paradieseswonne gekostet: und nun! — — — aller Schmelz, alles Leben war von den Fluren gewichen, nirgends weilte mehr das Glück, nirgends der Friede. — Trauernd, trostlos neigten rings die Waldblümlein ihre Köpfchen; klagend und trübe wanden sich die sonst so hellen und muntern, die so vertraulich kosenden Wellen der Eisch durch's Thal dahin; spottend und höhnend erscholl aus dem Gebüsche das ehemals so traute und freundliche Gezwitscher der Vögel; theilnahmlos stand am unbeweglichen Himmel die Sonne, und ihre Strahlen kleideten nicht mehr, wie sonst, die ganze Gegend in wechselndes, zauberisches Licht; sondern ein düsteres, eintöniges Grau lag gespenstisch über Fluren und Wälder. — — Alles, alles war anders geworden: das sonst so selige Lächeln der Natur, hatte sich in düstre, schwermuthsvolle Trauer verwandelt. — —

Bald vermochte sogar die treue, liebevolle Gattin nicht mehr siegreich gegen die Geister des Abgrundes anzukämpfen.

Wie die Natur rings umher, so verwandelte die Arglist der Hölle zuletzt auch den Ausdruck der Empfindungen der edlen vortrefflichen Dame in den Augen des Ritters. —

Ihr liebevolles, zärtliches Wesen ward für ihn zur peinlichen Verstellung; ihr seelenvolles Lächeln, zum Lächeln stiller Ergebung; ihre zärtliche Besorgniß, zur kalten Pflichttreue; ihre Theilnahme bei seinem täglich zunehmenden Grame, zum demüthigenden Mitleid; ihre endliche stille Schwermuth, zum unterdrückten Schmerze über ihr eingegangnes Ehebündniß und — o wozu treibt die Eifersucht nicht'! — zur sündhaften Sehnsucht. — — —

Und fürder und fürder wühlten die Geister des Abgrundes im Herzen des unseligen Ritters, und trieben ihn endlich zu einer That, vor welcher die Natur sich entsetzt, und die Hölle ihr schauervollstes Triumpfgelächter ertönen läßt. — In einem Anfalle eifersüchtiger Wuth durchbohrte der unglücklichste der Männer die tugendhafteste, zärtlichste, treueste, reinste aller Frauen mit seinem Dolche! — —

Da erscholl durch die ganze Burg das entsetzliche Hohngelächter der Hölle, und im Herzen des Ritters rief die ernste Stimme des Rächers der schuldlos Gemordeten: — Wehe! wehe! wehe dem, der unschuldiges Blut vergossen hat! — —

Und plötzlich zog der Böse den schwarzen Schleier weg, mit welchem er bis dahin die Augen des Ritters geblendet hielt, und nun erkannte dieser die Unschuld seiner ermordeten Gemahlin, so wie die ganze Größe seiner entsetzlichen That. — —

Und die Schlangenzähne der Reue wühlten nun tausendmal wüthender in seiner Brust als vorhin die Dolche der Eifersucht. — Er konnte es nicht mehr ertragen. — Sinnlos faßte er den noch vom Blute seiner schuldlos gemordeten Gattin triefenden Dolch, und unter dem Zuruf aller Geister der Finsterniß: — Stoß zu! stoß zu! feiger, grausamer Mörder! — durchstach er das eigne Herz und sank entseelt auf die Leiche derjenigen hin, welche nur deßwegen von seiner Hand gemordet worden, weil er für sie eine Verehrung gehegt hatte, die das Geschöpf nur für seinen Schöpfer empfinden sollte. — —

Aber auch das Grab bot dem unglücklichen Ritter keine

Ruhe, kein Vergessen. Allnächtlich steigt sein ruheloser Geist aus der dunkeln Tiefe empor, und durchirrt unter schauerlichem Wimmern und Wehklagen die Ruinen seiner ehemaligen Burg, den Schauplatz seines entsetzlichen Verbrechens. — —

So soll er, wie die Sage geht, bis zum Ende der Welt ruhelos und wehklagend an diesem Orte umgehen müssen; dann aber soll seine schreckliche That, die er wohl eher im Wahnsinn, als mit Vorbedacht, begangen, gesühnt sein, und er am Throne eines barmherzigen und gütigen Vaters wieder mit der noch immer inniggeliebten und schmerzlichvermißten Gattin vereinigt werden.

XXIII.

Die Sage

von Marienthal.

Etwa um das Jahr 1250 lebte zu Mersch ein edler und frommer Rittersmann, Namens Dietrich, welchen Gott, seiner Frömmigkeit und seiner Mildthätigkeit wegen mit irdischen Gütern reichlich gesegnet hatte. Er bekleidete das Amt des Mundschenken bei der hochedlen Gräfin Ermesinde von Luxemburg, und war von allen die ihn kannten, geachtet und geliebt.

Da geschah eines Tages, daß er die Straße von Mersch nach dem heutigen Marienthal fürbaßzog, um seinen Gütern, die er in dieser einsamen Gegend besaß, einmal wieder einen Besuch abzustatten. Es war ein lieblicher Maimorgen; blühend und duftend stand Flur und Wald, ein heiliger Opferaltar der Natur. Ein tausendfarbiger Blumenteppich breitete sich allhin vor den Füßen des Wanderers aus; traut und munter murmelten die Silberwellen der Eisch zwischen den blühenden Ufern dahin; lustig sangen in Busch und Hecken tausende von muntern Waldvögelein; seelenvergnügt umsummten Schwärme von festlichgeputzten Insekten, emsige Bienen und lebensfrohe Käferlein, Blumen und Blüthen; und auf das Ganze lächelte die Sonne am reinen, blauen Himmel so mild und freundlich hernieder, als ob das Auge des gütigen Vaters segnend herabblicke auf seine wonnetrunkne, selige Schöpfung.

In himmlisches Entzücken versunken, das Herz voll des innigsten Dankes gegen den gütigen Schöpfer einer so herrlichen Welt, ritt Herr Dietrich seine Straße allgemach dahin, als er plötzlich eines Baumes ansichtig ward, aus dessen frischem, hellgrünem Laube ihm ein heller Schein entgegenglänzte.—Voll Verwunderung näher reitend, erblickte er zwischen den Ästen der dichtbelaubten Buche ein Bild der hohen Gottesmutter, welches, als sei's ein einziger, großer Edelstein, Ströme von Licht um sich her ergoß. —

Voll tiefer, heiliger Ehrfurcht stand der Ritter eine geraume Weile vor dem wundervollen Bilde, das hier — vielleicht lange schon — unbeachtet die Einsamkeit geheiligt. Weil er aber meinte, es sei dieser Ort kaum geeignet einen so großen Schatz zu bergen, so nahm er ehrfurchtsvoll das heilige Bild vom Baume herab um es in der Pfarrkirche zu Mersch den frommen Christen der Umgegend zur Verehrung auszustellen.

Aber siehe! am andern Morgen war das wunderbare Bild aus der Kirche verschwunden; und als der Ritter ahnungsvoll nach dem Orte, an dem er es am gestrigen Tage gefunden, zurück eilte, fand er es lieblich glänzend auf seinem alten Platze. Dies war für Herrn Dietrich ein deutlicher Fingerzeig, daß die seligste Gottesmutter eben an diesem und keinem andern Orte verehrt sein wollte; und so baute denn der fromme Herr zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau an derselben Stelle das Kloster, von welchem heute nur noch sehr wenige Spuren übrig geblieben sind. —

Bis auf diesen Tag trägt das Thal, wo der fromme Ritter das heilige Bild entdeckte, den Namen:

„Marienthal.“

XXIV.

Die Sage

von dem wunderthätigen Marienbilde zu Vianden.

Kein frommer Christ, der je das Ourthal in der Gegend von Vianden besucht hat, wird es unterlassen haben, auch seine Schritte nach dem trauten Kirchlein hinzulenken, in welchem sich das wunderthätige Bild der seligsten Jungfrau Maria befindet, das einst auf wunderbare Weise in der Nähe von Vianden entdeckt, und seither durch viele Wunderthaten in allen umliegenden Ortschaften berühmt ist worden.

Den Unkundigen möge folgende Erzählung eines Nähern über dieses merkwürdige Bild belehren:

Es war im Jahre 994, am ersten Tage des Marienmondes, da hüteten mehrere Knaben von Vianden an den Ufern des Ourflusses die Ziegen ihrer Eltern. Sie belustigten sich damit, dürres Reisig zusammenzulesen, um damit ein Feuer anzuzünden, über welches sie, wenn die Flamme am höchsten und hellsten aufloderte, um die Wette, und unter lautem Jauchzen, hin- und herüber sprangen.

Da geschah es, daß einer von ihnen, welcher auf einen Baum gestiegen war, um dürre Zweige abzubrechen, in einer Astgabel ein niedliches Marienbild entdeckte, welches er nicht im Geringsten anstand, sich zuzueignen. Seine Kameraden, neidisch auf ihn wegen seines Fundes, erklärten einstimmig, das Bild müsse mit dem Reisig ins Feuer geworfen werden; und da sich der Finder hiezu nicht entschließen wollte, so entriß es ihm ein Anderer und warf es in die Flamme.

Aber siehe, mit Erstaunen nahmen die muthwilligen Ziegenhirten wahr, daß dasselbe, anstatt zu verbrennen, einen blendenden Glanz annahm, und wie die Sonne zu strahlen begann. Das brennende Reisig fuhr sprühend und knisternd auseinander, gleichsam als hege es vor dem wunderbaren Bilde eine heilige Scheu. — Entsetzt eilten die Knaben nach Hause, allwo sie ihren Eltern die seltsame Begebenheit erzählten. Allsogleich begab sich eine Menge Volkes nach dem bezeichneten Orte, um sich mit eignen Augen von dem Wunder zu überzeugen. Sie fanden das Bild mitten in den Flammen unversehrt, und einen solchen Glanz ausstrahlend, daß aller Augen davon geblendet wurden. — Die Geistlichkeit, in Begleitung aller damaligen Bruder- und Körperschaften von Vianden, begab sich ebenfalls an Ort und Stelle, um durch inbrünstiges Gebet den Himmel zu versöhnen, wegen der frevelnden That der Hirtenknaben. Nachdem die Ceremonien der Entsündigung und der Sühnung beendigt waren, wurde unter den größten Ehrfurchtsbezeugungen das heilige Bild von der Erde aufgenommen, und unter feierlichen Gesängen und Gebeten nach der Pfarrkirche von Vianden gebracht, allwo es den Augen der andächtigen Menge ausgestellt wurde.

An dem Orte aber, wo man dasselbe gefunden, errichtete man ein Kirchlein zu Ehren der hohen Himmelskönigin, nach welchem das so wunderbarer Weise gefundene Bild in Prozession und unter dem Zudrange von Tausenden, gebracht wurde.

Seither wird die heilige Gottesmutter an diesem Orte mit großem Erfolg von ihren frommen Verehrern angerufen; und eine Quelle, welche unweit des Kirchleins aus dem Felsen hervorbricht, soll von der seligsten Jungfrau große Heilkräfte für die gewöhnlichen Augenübel empfangen haben. —

XXV.

Die Sage

vom dreibeinigen Hasen zu Echternach.

Wie zu allen Zeiten der Böse die frommen und gottesfürchtigen Leute geplackt nnd geneckt, oder wie er sie von seinen Gesellen und Helfershelfern hat placken und necken lassen, dieses lehrt uns folgende Sage, welche man sich im herrlichen Sauerthale, vorzüglich aber in der Umgegend von Echternach erzählt.

Jedermann weiß, daß das heutige prächtige Kasernengebäude vor Alters ein reiches, blühendes Kloster gewesen, in dessen frommen und gottgeweihten Mauern andächtige Mönche Tag und Nacht den Herrn und seine lieben Heiligen, von diesen allen aber vorzüglich den heiligen Benedikt, lobpriesen und verehrten.—Dem Bösen aber war das Thun der frommen Klosterbrüder in der Seele verhaßt, und lange spie er vergeblich gegen das von Gott beschützte heilige Haus Gift und Galle. Er suchte durch höllische Arglist, durch alle nur erdenklichen Kniffe und Pfiffe, die guten Mönche zu quälen, auf daß sie von ihrem heiligen Glauben abtrünnig und ihrem frommen Gelübde untreu werden möchten. Aber die gottseligen Väter und Brüder waren dem höllischen Fuchse an Vorsicht und Klugheit gewachsen; sie sahen ihm stets und überall in die Karten, mochte er selbe auch noch so schlau mischen: und eben das war's, was Herrn Urian am meisten erbitterte.

Da geschah es — es mochte etwa um das zehnte oder elfte Jahrhundert gewesen sein — daß der alte Abt des Klosters starb, und die Mönche den gelehrten und frommen Bruder Theofried zu ihrem Oberhaupte erwählten. Dieser verstand es, wie Keiner, dem Bösen die Spitze zu bieten, und dessen arglistige Ränke zunichte zu machen.

Herr Urian wüthete und schäumte bei dieser Wahl der frommen Klosterbrüder, und er verschwor sich hoch und theuer, denselben ihre Standhaftigkeit im Guten und Rechten doch noch einmal bitter einzutränken. —

Zur selben Zeit hauste in einer Höhle, welche noch bis auf diesen Tag in dem Felsen zu sehen ist, der sich, einer alten verwitterten Krone gleich auf dem hohen Scheitel des Ernzerberges erhebt, ein arger und gottloser Zauberer, Namens Kitzele. Schon dieser unchristliche Name würde zur Genüge auf die saubere Herkunft des Hallunken hindeuten, selbst wenn man nicht so genau wüßte, daß er ein schwarzer, schuftiger Heide gewesen, der auf der Welt nichts lieber that, als auf die gotteslästerlichste Weise gegen den einzigwahren, einzigheiligen Gott der Christen zu schimpfen und zu schmähen, sowie die wahren Diener desselben zu quälen durch allerhand bösen Spuck und Zauberkunst.

Zu diesem verfügte sich eines Tages Herr Urian und redete ihn freundlich grinsend folgendermaßen an:

— Ei, schönen guten Morgen, Kitzele! Na, wie geht's denn? noch immer wohl auf? freut mich, freut mich! Aber zum Henker, schneide mir ja kein so vertracktes Gesicht, Mann! thu' doch nicht als ob du mich nicht kenntest, alter Kerl! Sieh mich doch eins recht an! Was!

— Ei! Ihr seid's, Meister! rief staunend der Zauberer; aber welcher Teufel hätte Euch auch gleich in dieser Vermummung erkennen sollen. Hihi! wie Euch die Kutte und die Kapuze stehen! Ihr seid darin noch um ein Beträchtliches köstlicher als Herr von Pourceaugnac im feinen Damenkleide. Hihihi! hahaha!

— He! altes Bruderherz! grinste zutraulich der Böse, he! das wär' dir wohl nicht im Traume eingefallen, daß

dein guter Meister noch in der Kutte herumwandeln würde? Aber, guter Kitzele, wer Mäuse fangen will, darf sich nicht als Katze vermummen.

— Jaja, Meister! sagte sich die Hände reibend, der Zauberer, jaja, Ihr habt mit wahrhaft bewunderungswürdiger Klugheit eben die einzige Vermummung gewählt, unter welcher Ihr zur Zeit noch hier umgehen dürfet. Die vertrakten Benediktiner kennen Eure werthe Persönlichkeit so genau und so von allen Seiten, daß, bei der anerkannten Macht und Klugheit der geistlichen Herrn, es Euch äußerst schwer werden dürfte, ungerupft auf diesem Boden herumzustreichen. Aber Eure jetzige vortreffliche Maske — hihi! nein, es ist zum Todtlachen! hahaha! — —

— Ja, lach' nur, alte Haut! sprach arglistig Herr Urian; aber du mußt dich beileibe nicht todt lachen, sintemal du mir noch weit besser auf Erden als in der Hölle nützen kannst. Apropos, weißt du auch, weßwegen ich hieher gekommen bin? — —

— Mit Gewißheit nicht, doch glaub ich's schon errathen zu können.

— Na, so rathe doch nur!

— Ihr habt im Sinn, den Mönchen von dahier eins aufzutrumpfen; ist's nicht so? —

— Richtig, Kitzele! Ich muß wirklich über deinen Verstand und deinen Scharfsinn erstaunen. —

— Hoho, Meister! man ist wohl nicht so dumm, als man's scheinen mag. —

— Nein, nicht eben ganz so dumm, Kitzele! Aber kommen wir nun zur Sache. Die vermaledeiten Benediktiner haben meinen ärgsten Gegner, den Theofried, zum Abte gewählt: das möchte ich den verdammten Kaputzen baß eintränken.

— Eija, Meister, und ich ebenfalls, wüßte ich nur, wie den Kutten beizukommen wäre. Mich hätte neulich Bruder Crisostom auf's Haar erwischt, als ich die Sauer entlang Kräuter sammelte, und wehe dann —. — —

— Deinem alten Pelze .... he! Kitzele. Und seit dieser

Zeit fürchtest du dich wie ein armer Sünder vor den Grauröcken?

— Ich kann's nicht läugnen, daß ich's lieber mit andern Leuten aufnehmen würde: die Mönche spotten meiner besten Zauberkünste.

— Eine Schande! Kitzele, eine wahre Schande! —

— Ja wohl, Meister; aber es ist nun einmal nicht zu ändern.

— Ei, wer weiß, Kitzele! —

— Wie! was! sollte es wirklich nicht unmöglich sein, den Glatzköpfen eins aufzutrumpfen? o, Meister! — —

— O, Kitzele! welch ein Gaudium! — —

— O ja, Meister, ein wahres Gaudium!

— Na, so hör' nur, guter Kitzele. Bis jetzt ist zwar all unser Dichten und Trachten, den Mönchen eins einzubrocken, fruchtlos geblieben. Aber mir ist über Nacht ein Gedanke gekommen. Was meinst du, wenn ich dich in irgend ein Thier, sei's Esel, Ochs, Schaf, Hase, oder was es immer will, verwandelte, solltest du dich nicht getrauen, unter dieser Maske den geistlichen Herrn Schabernack über Schabernack zu spielen? Es versteht sich von selbst, daß ich dein neues Fell sowohl hieb- als stichfest machen würde, und du also nur die geistlichen Waffen der Kaputzen zu befürchten hättest.

— Hm! hm! ein vertrackter Einfall das! —

— Aber schon nicht so übel, mein' ich.

— Ei gewiß nicht. Nur vermag ich noch nicht einzusehen, wie ein Thier denen schaden könne, welchen sogar — —

— Ein großer und mächtiger Zauberer nichts anhaben konnte. Ist's nicht so, Kitzele! —

— Allerdings, Meister.

— Na, Kitzele, bist du so alt geworden, und weißt noch nicht, daß unter der Maske eines frommen Schafes oder eines harmlosen Esels schon Mancher das Werk zu Stande gebracht hat, welches er, hätte er sein eignes, wahres Gesicht herausgekehrt, unmöglich hätte ausführen können. Einem Schaf und einem Esel mißtraut Niemand. —

— Fichter! jetzt geht mir ein Licht auf!

— Dacht' ich's doch, daß dein seltner Scharfsinn dich

eben so wenig hier, als anderswo, im Stiche lassen werde. Aber, wie denn, Kitzele! was möchtest du zuerst sein, Schaf oder Esel? —

— Hm! Meister, ich möchte noch lieber ein Hase sein.

— Jaja! weil du da besser Fersengeld geben kannst.

— Allerdings, Meister, einen Hasen holt so leicht Niemand ein.

— Na, so magst du meinetwegen ein Hase sein, Kitzele. Doch nun lug' eins in diesen Spiegel. —

Kitzele sah in den vorgehaltnen Stahlspiegel und — o Wunder! — ein ältliches und über die Maßen drolligtes Hasengesicht schaute aus demselben heraus und glotzte den verwunderten Zauberer so bekannt und vertraut an, daß er hätte schwören wollen, er sei's selbst. Hinter dem Hasen hervor aber grinste gar freundlich ein solch listiges und spöttisches Fuchsgesicht heraus, wie's dem wackern Kitzele noch nie auf dieser Erde begegnet war. Und siehe, das Fuchsgesicht, welches dem Zauberer so ungemein freundlich Beifall zunickte, trug ganz den Ausdruck und die Züge Meister Urians. Sobald aber Kitzele sich an dem Spiegel wegkehrte, war alles wieder wie vorhin.

— Na, Alter! rief jetzt der Böse, wie gefällt dir der Spaß?

— Nicht übel, Meister. Aber nun will mir's scheinen, als ob ich doch lieber ein Fuchs als ein Hase wäre.

— Ja, lieber Kitzele, nun ist's zu spät. Du hast ein Hase sein wollen, und nun mußt du's vor der Hand bleiben. Später vielleicht .... wer weiß ... wenn du mir treu anhängen und alle meine Lehren pünktlich befolgen willst....

Und so war denn vor der Hand Meister Kitzele ein Hase; und in der Gestalt dieses harmlosesten aller Thiere, wollte er den frommen und gottseligen Klosterbrüdern allerlei Schimpf und Unfug bereiten.

Bis jetzt hatte er, vermöge seiner schwarzen Kunst, durch heraufbeschworne Gewitter, durch Blitz und Hagel, Platzregen und Überschwemmungen die Äcker und Wiesen der Abtei zu verwüsten gesucht, und manchmal schon war's ihm

gelungen, beträchtlichen Schaden anzurichten. Aber seitdem der Gottesmann, der gelehrte Theofried, Abt geworden war, gelang ihm auch nicht eine einzige Beschwörung mehr.

Es hatte nämlich der fromme Herr kurz nach seiner Erwählung in inbrünstigem Gebete zum Vater im Himmel um Schutz gefleht für die bedrohten Äcker und Wiesen, welche allein die mildthätigen Klosterbrüder in Stand setzten, ihre reichlichen Gaben und Spenden täglich und stündlich rings in die Hütten der Noth und des Elendes ausströmen zu lassen: und siehe, sein frommes und menschenfreundliches Gebet war erhört, die Macht des heidnischen Kitzele war gebrochen worden.

Das wurmte den guten Zauberer nicht wenig; seine Eitelkeit, sein Meisterstolz war tief verletzt: und er hätte um alles in der Welt gern Rache genommen an dem frommen Abte, wäre ihm der gelehrte Herr nur nicht zu klug gewesen. Auch hatte der wackre Kitzele eine gewaltige Furcht vor den geweihten Waffen der Klosterbrüder: ein Tröpflein Weihwasser brannte ihm, gleich geschmolzenem Blei, durch Haut und Haare, und ein einziger Hieb mit dem geweihten Lendenstrick brachte ihn der Ohnmacht nahe.

Nun er aber Hase geworden, glaubte er's schon eher wagen zu dürfen sich den Besitzungen des Klosters zu nahen: und so kam er denn jetzt täglich — zuerst zwar noch unter Zittern und Zagen, nach und nach aber mit zunehmendem Muthe und größerer Zuversicht — von der Höhe herab in's Thal, eine Gelegenheit zu erspähen, wie und wo er am ersten und besten Unfug und Schaden zu stiften vermöge. —

Wie aber hätte er, als Hase, den guten Mönchen anders zu schaden vermocht, als durch abbeißen ihrer Feldfrüchte und Gemüse? — Und siehe, dem alten Knaben fehlten die Zähne, welche ihm theils die Jahre, theils andere unangenehme Zustände geraubt hatten. Dies war ein Umstand, den weder Herr Urian noch der Zauberer berücksichtigt hatten, und der dennoch ihren ganzen Racheplan zunichte machen mußte.

In wahrer, aber ohnmächtiger Wuth wälzte sich das

Häslein Kitzele auf den reichsprossenden Saaten herum, die er, wenn nicht zerbeißen, doch wenigstens zerknicken wollte. Aber was war ein Hase gegenüber den unübersehbaren Getreidefeldern der Abtei: Mochte Kitzele auch noch so sehr mit den Pfötlein stampfen, sich herumwälzen, kratzen und scharren und sich wie unsinnig geberden: nichts half, es wollte nichts Rechtes zu Stande kommen. — —

So saß denn eines Tages Meister Kitzele ganz entmuthigt und höchst trübselig in seiner Höhle, und wollte schier daran verzweifeln, ja etwas gegen die klugen und wachsamen Klosterbrüder zu Stande zu bringen: als er plötzlich ein entsetzliches Gebrumme dicht am Eingange seines Schlupfwinkels vernahm. Und herein trat in die Höhle ein grausiges Ungethüm, ein fürchterlicher Bär, und siehe, das Ungeheuer brummte und brüllte, daß die Felsenwände erdröhnten.

Den guten Kitzele überlief ein gewaltiges Zittern; er kroch vor Grausen unter den Tisch, und, von der fürchterlichsten Angst gänzlich verwirrt, rief er — was meint ihr! — die heilige Mutter Gottes um Beistand an. — —

Da durchschallte die Höhle plötzlich, ein solch höhnisches, höllisches Gelächter, daß es dem wackern Kitzele fast noch fröstelnder durch die Glieder schauderte, als bei dem Brummen des Bären. Und vor ihm stand plötzlich Meister Urian in seiner alten Gestalt und lachte, daß er sich die Seiten halten mußte.

— Hoho! so begann der Böse, als er endlich seines Lachens ein Bißchen Meister geworden — hoho! Freund Kitzele, das heiß ich mir doch einmal recht in Angst sein. Aber sieh, alter Knabe, du wirst dich wohl deßwegen so entsetzlich gefürchtet haben, weil du ein Hase bist. Was meinst du, sollen wir das Fell wechseln, und einen braven Esel aus dir machen? Du vermagst doch nicht viel in deiner Hasengestalt gegen die Kaputzen. Aber zum Teufel! so kriech' doch hervor und zittere nicht so gewaltig! du siehst ja, daß der Bär verschwunden ist.

—Ei, Meister, begann, unter dem Tische hervorkriechend,

und sich eine festre Haltung zu geben versuchend, der wackre Kitzele, ei, wer hätte auch denken sollen, daß Ihr in solch ungewöhnlicher Gestalt in meine Höhle eintreten würdet. In der Kutte, das ging noch; aber nun vollends als grimmiger Brummbär — wer hätte da nicht ein klein Bißchen gebebt? — —

— Siehst du nun, Kitzele, wie man vor den Leuten erscheinen muß, um ihnen den gehörigen Respekt einzuflößen. Wär' ich zu dir als ein sanftes, frommes Schaf gekommen, so wär's dir vielleicht eingefallen, mich — scheeren zu wollen. So aber warest du froh, wenn du nur nicht selbst geschoren wurdest.

— Ihr habt, wie immer, Recht, Meister! und darum will ich auch kein Hase mehr sein, sondern ein fürchterlicher Bär, wie Ihr's so eben wart.

— Ich bin's zufrieden, wenn's nur angeht .... doch Zähne kann ich dir keine in die morschen Kinnbacken hineinzaubern, das ist außer meiner Macht. Doch sieh nur eins wieder hieher! —

Und zum zweiten Male sah Kitzele in den Stahlspiegel: aber — o Grausen! — ein grimmiger Bär fuhr ihm aus demselben entgegen, und an allen Gliedern zitternd, sprang er mit einem unterdrückten Schrei zurück. —

— Na, na, Freund Kitzele, was gibt's denn? weßwegen fürchtest du dich denn?

— Hu! welch ein Scheusal! welch ein Ungethüm!

— Ei! du bist's ja selbst, Kitzele.

— Wer, ich! Jesus Ma——

Und fort war der Böse wie weggeblasen bei dem heiligen Namen Jesu, und Kitzele war, und blieb vor der Hand ein Bär. — Was den Zauberer jedoch noch einigermaßen tröstete, war, daß ihm der Böse nicht das Zahnwerk des Bären zugetheilt hatte. Der gute Kitzele fürchtete sich ordentlich vor sich selbst.

Von nun an trabte er täglich als Bär hinab in die Gefilde; und als er sich erst an seine neue Gestalt gewohnt, und in dem neuen Pelze heimisch geworden war, da ver-

ging ihm die Furcht vor sich selbst, und an deren Stelle trat bald gänzliche Zufriedenheit mit seinem neuen Stande. Wohin er kam rannte alles kopfunter, kopfüber davon: Hirt und Heerde, Lai und Geistlicher. Ein wahres Seelengaudium war es für den wackern Kitzele, sich so gefürchtet zu sehen; und wenn so die Leute vor ihm davon liefen, dann hätte er sie frohgerührt an seine Brust drücken mögen. Wenn er dann so recht grimmig brummte, sich in die Brust warf und stolz dreinsah, so geschah dies blos, weil er, als Bär, seine Freude und Lust nicht anders als durch Brummen auszudrücken vermochte, und weil er glaubte, nur eine vornehme und stolze Haltung gezieme dem Bären.

Aber siehe, die Leute erholten sich bald Raths bei ihrem gelehrten und frommen Abte, und nun fand dieser in seinen Büchern, daß der gefürchtete Bär Niemand anders sei, als der Zauberer Kitzele. In demselben Buche stand auch zu lesen, wie daß der gottlose Heide längst schon keinen Zahn im Maule mehr habe, — und von der Stunde an lachte man nur über die unmächtige Bestie. — Ja zuletzt wagten es sogar die Hirten, dem gutem Petz das Fell mit geweihten Knüppeln tüchtig durchzugerben....und jämmerlich zerschlagen und durchwalkt kam unser arme Kitzele eines Tages in seine Höhle heim, die Hirten, den Abt, sein eignes Fell und Herrn Urian verwünschend.

— Na, was schmählst du denn? rief der plötzlich vor ihm stehende Meister; was schimpfst du auf die Andern, da, wo du über deine eigne Unbeholfenheit zürnen solltest? Hör; guter Kitzele, ich glaub', du taugst einmal nichts dem verschmitzten Abte gegenüber; und so wird sich wohl unsere Rache noch eine gar geraume Zeit gedulden müssen. Und dir ist überdies eine derbe Tracht Prügel zugewiesen worden.....das ist schlimm, sehr schlimm! — —

— Ich wollte nur, daß — — —

— Gut, Kitzele, ich weiß, was du wolltest; aber das alles brings uns nicht weiter.

— Verdammt! — —

— Jawohl, bester Kitzele; aber das ist den Kuputzen alles eins.

— Blitz und Gew— — —

— Witter! — guter Kitzele, ich weiß es ja; aber das hilft uns zu nichts: Deine Blitze und Donnerwetter schaden den Glatzköpfen nicht mehr.

— Höll' und — — —

— Teufel! — — ja, liebster Kitzele, da hast du eben gerade in's Schwarze geschossen: die, und nur die, können uns vielleicht noch aus der Patsche ziehen. —

— Ei! warum haben sie's denn nicht längst schon gethan?

— Oho! Kitzele, gemach! der Hölle und des Teufels Wahlspruch ist:

„Eile mit Weile."

Ihre Zeit war noch nicht gekommen, siehst du.

— Wenn selbe nicht bald kommt — — —

— Dann verlierst du die Geduld, nicht wahr? Aber Kitzele, wenn sie nun da wäre diese Zeit? —

— Wollte der Himm — — —

— Halt! Kitzele, fluche nicht nochmals wie neulich..... sonst— —Doch, wie gesagt, die Zeit ist da, und, wenn du willst, so müßte es mit Zauberei zugehen, wenn wir nicht bald die Kaputzen unterkriegen sollten.

— Ja, aber — — —

— Kein „aber", lieber Kitzele, sonst geht's nicht.

— Na, zum Henker! so macht doch einmal daß ich klug werde!

— Ja, lieber Kitzele, es gibt Dinge, die selbst dem Teufel unmöglich sind. Doch will ich mein Bestes thun, wenn du mir nur ruhig zuhören willst.

— Wohlan, ich höre. — —

— Das ist gut!—Also, wie gesagt, die Mönche wollen wir unter kriegen, wenn du — — ja, liebster Kitzele! wenn du mir deine Persönlichkeit, dein Ich, auch nur auf ein Paar kurze Wöchlein borgen willst. —

— Meine Persönlichkeit, mein Ich, wegborgen! Wie soll ich das verstehen? —

— Wie du willst, lieber Kitzele, wenn du nur ja sagst.

— Ja ist bald gesagt — — —

— Das denk ich just auch, bester Kitzele.

— Aber — — —

— Nur beileibe kein „aber", lieber Kitzele, sonst geht's nun und nimmermehr; und dir bleibt nichts übrig, als deine derbe Tracht Prügel zu verschmerzen, so gut es gehen will.

— Alle Teu— — —

— Teufel! — ja, Kitzele; das eben sind die rechten Freunde für unsre gegenwärtige bedrängten Verhältniße.

— Was scheeren mich — — —

— Die Freunde! — recht, Kitzele! doch wirst du mir deine Persönlichkeit leihen? —

— Zum Henker! ich verstehe Euch nicht.

— Mag wohl sein ... Aber daran liegt auch nicht viel ... glaube mir nur und sage ja.

— Ja — — —

Gut, Kitzele, das genügt! — —

Und plötzlich sank der Zauberer in einen tiefen, einer Ohnmacht ähnlichen Schlaf, und so wie er hinsank, hatte Meister Urian seine Gestalt und Züge angenommen.

Schon am andern Tage hörte man in der Umgegend der Abtei von Echternach Geschrei und Wehklagen: ein fürchterlicher Währwolf hatte eine Schaar harmlos spielender Kinder dicht an den Mauern des heiligen Hauses angefallen. — Ein Bär, und zwar einer mit ganz anderer Herzhaftigkeit, als die unsers guten Kitzele, zerriß in wenigen Tagen mehr als die Hälfte einer den Klosterbrüdern angehörigen Heerde. — Ein Hase zerbiß in den Gärten des guten Abtes in einer einzigen Nacht, Gemüse, Blumen, seltne Gewächse, Kraut und Gras; und selbst die zarten Obstbäumchen, welche der fromme Mann im vergangnen Herbste eigenhändig hieher gepflanzt hatte, lagen des Morgens abgenagt auf dem verwüsteten Erdreiche. —

Allnächtlich ließ sich vor den Fenstern des guten Abtes gar schauerliches Katzengekreische vernehmen, eine Eule sang ihr grausenerregendes Todtenlied oben auf dem Schornsteine, und wüthend schlug der Todtenvogel mit seinem Schnabel und seinen Flügeln an die Fensterscheiben, daß es klirrte. Es war, als verfolge auf einmal alles Gespenst der Hölle den frommen Mann, der weder wachend noch schlafend Ruhe mehr finden konnte. Weder Gebet noch Segen wollte etwas fruchten bei dem heillosen Spuck. —

Doch ließ sich der gottselige Abt im Geringsten nicht einschüchtern. Schlug ein Versuch dem Bösen das Handwerk zu legen, fehl, so sann er allsogleich einem andern nach: und siehe, es gelang ihm zuletzt, Meister Urian ein Schnippchen zu schlagen, und seine arglistigen Plackereien auf eine Art wett zu machen, die dem Bösen, noch eher aber seinem würdigen Freunde, dem guten Kitzele, seiner Lebtage nicht vergessen sollte.

Schon mehrere Nächte hindurch hatte der Böse mit Sturm und Unwetter um das Kloster herum übel gehaust; und jedesmal hatte er, wenn der Sturm am heftigsten brauste, und der Platzregen am dichtesten fiel, das Fenster der Zelle, worin der fromme Theofried oft bis tief in die Nacht über seinen Büchern her war, klirrend aufgerissen. Und pfeifend war der Wind unter die Bücher und Manuscripte gefahren, und hatte selbe im ganzen Zimmer herum gezaust und gewirbelt und sie in der größten Unordnung durcheinander gemengt. Zischend hatte er das Licht ausgelöscht, und bisweilen auch wohl eine tüchtige Regenfluth hereingetrieben über die kostbaren Schriften und Geräthe. Jedesmal hatte der gute Abt dann auf ein Paar Tage mit Aussuchen und wieder in Ordnung stellen der durcheinander gezerrten Schriften und Bücher zu thun gehabt, und froh war er noch stets gewesen, wenn sich nur alles vorgefunden, und nichts vom hereingedrungnen Regen verdorben worden war. Mehrmals hatte er bemerkt, wie daß durch die Öffnung einer jeden Abend vom Sturme neuzerbrochnen Fensterscheibe, eine Hasenpfote herein fuhr, welche den Fensterhaken mit

einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit und Schnelligkeit wegschob, worauf der Sturm allsogleich das Fenster mit großem Geklirr aufschnellte, und den oben beschriebenen Unfug anrichtete.

— Hoho! dachte der wackre Abt, ist's an der Zeit! Na wart' nur du schuftiger Bengel! dich wollen wir schon anders pfeifen lehren! Und allsogleich ging er hin, machte sich eine tüchtige hänfene Schlinge, weihte selbe in der Kirche ein mit Weihwasser und kräftigem Gebet, und, als am folgenden Abend der Sturm abermals begann, legte er selbe an die Oeffnung durch welche der unheimliche Hase die Pfote hereinstrecken mußte. Er brauchte nicht lange auf die verzauberte Bestie zu warten; denn von seinem Racheburst gespornt, fand sich der Böse frühzeitig genug ein, und huschte, nichts Arges ahnend, schnell und behende zum Fenster hinauf. Hier blieb er ein Weilchen lauschend sitzen, dann aber fuhr er mit der Pfote durch die Oeffnung hinein — und gefangen war er.

Im Nu hatte der kluge Abt sein bereitliegendes Rasiermesser zur Hand, und „bitsch!" war die gefangene Pfote herunter. Allsogleich warf sie der gottselige Herr in's Feuer, allwo sie in wenigen Sekunden zu Staub und Asche verbrannte. Es war nämlich dem gelehrten Abte wohl bewußt, wie daß ein Zauberer, der während seiner Verwandlung ein Glied verliert, seine vorige Gestalt nicht wieder erhält, bis ihm das abgetrennte Glied zurückerstattet wird. Nun er aber die Pfote seines Quälgeistes verbrannt hatte, so konnte er sicher sein, daß dieser auf ewige Zeit unschädlich gemacht, und daß er gezwungen sei, als dreibeiniger Hase rastlos herumzuirren bis zum Ende der Zeiten auf einer Erde, wo er nie was anders, als Unfug und Unheil gestiftet hatte.

Unser braver Kitzele aber, der während der ganzen Zeit, in welcher der Böse Besitzer seines Ichs war, gar angenehm geträumt hatte von süßer Rache und gekühltem Muthe, fand sich plötzlich auf eine nicht eben sanfte Weise aus seiner angenehmen Traumwelt herausgerissen von dem grim-

mig zuckenden Schmerz, welchen ihm eine arge, plötzlich erhaltene Wunde verursachte. — Er fuhr sogleich nach seinem Beine, und — o des Schreckens! o des Jammers! — ihm fehlte eine Pfote — und der arme Kitzele war verdammt bis zum jüngsten Tage als dreibeiniger Hase auf Erden zu irren. — O! wie beweinte er da seine eigne Thorheit! wie verfluchte er die List seines falschen, verruchten Meisters, der ihn schadenfroh in solch großes Leid gestürzt hatte.

Aber: „Vorgethan und nachbedacht
„Hat manchen in groß Leid gebracht,"
sagt das Sprichwort; und auch an unserm Kitzele hatte sich dasselbe bewähren müssen.

Seit jener Zeit irrt allnächtlich um das Kloster von Echternach ein dreibeiniger Hase, und winselt gar kläglich und schauerlich um seine verlorne Pfote. Der verspätete Wanderer weicht dem gespenstischen Thiere gerne aus; denn männiglich weiß, daß dieses kein wirklicher Hase, sondern der heillose Zauberer Kitzele ist, der hier seine vierte Pfote sucht, und — selbe nicht findend — gar schaurige und unheimliche Klagetöne ausstößt.

XXVI.

Die Sage

vom Bleimantel und dem Manne im Unkenteiche bei Grevenmacher.

Wenn ehemals der verspätete Wanderer zur nächtlichen Stunde das Moselthal in der Gegend von Grevenmacher entlang schritt, und aufmerksamen Ohres den seltsamen, geheimnißvollen Tönen lauschte, welche wie Geisterstimmen von Berg zu Thal und von Thal zu Berg zogen, so wird er unter diesen tausend Stimmen eine unterschieden haben, die wie eine lange schaurige Klage zu ihm herüber tönte. War denn sein Gewissen nicht rein, war er sich in seinem Herzen frevelhafter Begierden und That bewußt: dann konnte er sich eines kalten Schauers, eines tiefen innern Erbebens, nicht erwehren, drang der gespenstische Wehruf, der einem hohlen, langgehaltenen Unkenschrei zu vergleichen war, an sein Ohr. Und wenn er dann vergaß, sich allsogleich andächtig zu bekreuzigen, und über seine Sünden wahre und vollkommene Reue zu erwecken, so vernahm er bald hinter sich her seltsames Rauschen und Schreiten; der schaurige Klageruf kam näher und näher....und — o Grausen! — plötzlich fühlte er, wie sich Etwas von hinten an sein Kleid hängte!....sich an demselben aufschwang!...... eiskalte Arme um seinen Nacken schlang!.....und den entsetzlichen Unkenruf dicht an seinem Ohre ertönen ließ!— — — Dann rannte der Unglückliche in wahnsinnigem Grausen und mit übermenschlicher Schnelligkeit dahin, unaufhörlich

von seinem gespenstischen Reiter gespornt und keines Willens mehr mächtig, bald die Straße entlang, bald querfeldein über Gräben, über Hecken, über Äcker und Wiesen, durch Dorn und Gestrüpp!.... Und wenn er sich später von der langen, tiefen Ohnmacht erholte, in welche ihn sein grauenvolles, wahnsinniges Dahinsausen gestürzt hatte, dann fand er sich gewöhnlich dicht am Rande eines von allen Leuten der Umgegend wohlgekannten und gerngemiedenen Unkenteiches, ohne sich auch nur im Geringsten besinnen zu können, wie er dahin gekommen war. Sein Haar war schneeweiß geworden, und seine Züge waren die eines altersschwachen Greises, mochte er am Tage vorher auch noch so kräftig und rüstig gewesen sein. — —

Fragt man heut zu Tage, was diese grauenhafte Erscheinung zu bedeuten habe, so wird uns der gutmüthige und dienstwillige Landmann des Moselthals eine Sage erzählen, welche dem furchtsamen und erregbaren Zuhörer das Haar auf dem Kopfe sträuben, und das Herz in der Brust erbeben macht. —

Gehörst du, freundlicher Leser, etwa zu den Furchtsamen und Erregbaren, so mögest du ja lieber diese Sage nicht lesen, welche eben dieselbe ist, die man sich in der Gegend von Grevenmacher von dem unheimlichen Spucke erzählt: denn siehe, sie könnte dir manchen bösen Traum, manche angstvolle Stunde, verursachen. — —

Vor vielen, vielen Jahren wohnte ohnweit Grevenmacher im herrlichen Moselthale ein gar böser und gefürchteter Mann, den man wegen seines Geizes und wegen seiner unermeßlichen Schätze den „Geldhannes" nannte. — Die Menschen rings umher flohen seine Nähe; aber auch er suchte den Umgang der Menschen nicht: er hauste einsam und allein in seinem abgelegenen Gehäuse, dessen schwere und eisenbeschlagne Thüren fast beständig geschlossen blieben. — Er war ein großer, hagerer Mann mit fuchsrothem Haupthaar, tiefliegenden, unheimlichglühenden Augen, einer langen, scharfgebognen Nase, dünnen zusammengepreßten Lippen, überhaupt mit Gesichtszügen, welche

schon beim ersten Anblicke beben machten. Wer hätte dieses Gesicht, auf welchem alle bösen Leidenschaften nacheinander aufgekommen, eine Zeitlang gehegt und gepflegt worden, und zuletzt wieder erstorben waren; wo endlich der Geiz und die Habgier ihren Sitz bleibend aufgeschlagen hatten; auf welchem, wie bei einer hölzernen Bildsäule, alles Leben, alle Bewegung, erstorben schien: wer hätte es ansehen können, ohne dasselbe mit einer beinahe ausgetrockneten giftigen Lache zu vergleichen, auf deren schlammigem Grunde unzähliges halbvermodertes giftiges Gewürm und Ungeziefer umherliegt? — — Jedes Auge zuckte unwillkührlich in sich zurück, wenn es von dem stechenden und unheimlichen Blicke des schnöden Geldhannes getroffen wurde, der in seinem fadenscheinigen schwarzen Wamms, seinem abgenutzten Barret, mit schmutzigrother Hahnenfeder, seinem schäbigem kothgrauen Mantel, wie ein unheilsinnendes Gespenst einherschlich. — —

Die biedern, frommen Landleute des Thales fürchteten den Unhold fast eben so sehr, als den Bösen selbst. Man glaubte allgemein, er sei mit dem bösen Blick behaftet . . . ja, noch mehr, er habe sich mit Leib und Seele der Hölle zu eigen gegeben, damit er auf Erden des schnöden Goldes nur recht viel besitzen könne. — Jung und Alt floh den Ort seines Aufenthaltes; und wenn sich ja bisweilen Jemand seiner verruchten Wohnung nahte, so war es gewiß irgend ein elender, verzweifelnder unglücklicher Spieler, ein sinnloser heruntergekommener Trunkenbold, oder auch wohl ein schmutziger Geizhals, wie der Geldhannes selbst, welcher hieher kam, um eine Seele, die ihm längst nicht mehr gehörte, zum andern Male feil zu bieten. — — Dann lehrte ihn der Geldhannes, dem er sich vorher für eine bedeutende Summe von seinem künftigen Gewinne verpflichten mußte, die Kunst, den Nebenmenschen zu betrügen und zu bestehlen: er zeigte ihm, wie man ohne Gefahr entdeckt zu werden, falsch spiele; wie man als Vormund die anvertrauten Güter der Waisen sich zueigne; wie man Geld auf unmäßige Zinsen ausleihe; wie man den unwissenden und

arglosen Schuldner von Haus und Hof vertreibe; wie man dem Volke, das hungert, das Blut unter den Nägeln auspresse, durch Aufkauf und Vertheurung des täglichen Brodes, das man den Armen um den dreifachen Preis verkauft; wie man auf geschickte Art Bankerott mache und Reich und Arm zu Grunde richte, hunderte von Familien an den Bettelstab bringe; und noch viele andre solcher einträglicher Künste mehr. — Er zeigte ihm ferner, wie man weder des Flehens der Mutter, die ihren verschmachteten Säugling weinend zu uns emporhebt, weder des düstern trostlosen Blickes des verzweifelnden Vaters, der seine Kinder vor seinen Augen verhungern sieht, weder des Wimmern und Ächzen des kraftlosen Greises, der sich nimmer weiter zu schleppen vermag, noch endlich der tiefergreifenden Bitte schluchzender Kinder, welche um Mitleid für ihre armen, unglücklichen Aeltern flehen, achten müsse. Bei den Thränen der Unglücklichen müsse man sich köstliche Perlen denken, die man sich früher oder später zueignen wolle; bei ihrem Jammergeschrei, brauche man sich nur des süßen Klanges seiner Goldstücke zu erinnern, u. s. w., u. s. w. So lehrte der entsetzliche Geldhannes, und was er lehrte that er alles mit einer unerhörten Fühl- und Herzlosigkeit selbst. — Sein Herz war längst in seiner Brust zum harten, fühllosen Goldklumpen geworden, den weder Bitten noch Thränen erweichen konnten; alle Kräfte und Vermögen seiner Seele waren zusammengeschmolzen in die einzige, in die ruhelose, unersättliche Gier nach Gold. —

Und wie hätte dieses auch anders sein können?

Es hatte der Unmensch sich wirklich mit Leib und Seele dem Bösen zu eigen gegeben, und zwar so, daß nicht mehr er, sondern Satan selbst, Herr seines Willens war. Wie hätte er da auch nur an eine gute That denken, geschweige dann eine vollbringen sollen. — Nicht allein seine Seele, sondern auch sein Körper war in der Gewalt des Teufels, er bestand für sich gar nicht mehr: der Böse hatte sich in sein Ich wie in ein abgenutztes, durchscheinendes Gewand

gehüllt, und der eben war's der so unheimlich aus den hohlen, glühenden Augen und aus den verzerrten, unheilverkündenden Zügen des Elenden heraussah. — —

In tiefen unterirdischen Gewölben hielt er seine Schätze verborgen vor den Augen aller Menschen. Nur sein Auge sollte sich weiden an dem herrlichen Glanze des angebeteten Mammons, nur sein Ohr sollte die entzückende Musik vernehmen, welche die schimmernden Goldthaler jedesmal aufführten, so oft er mit seinen langen ungewaschnen Krallen darin herumwühlte. — Er bewachte sein Gold, wie kaum der eifersüchtigste Liebhaber seine Geliebte. Hätte er tausend Augen gehabt, und diese wären jedes mit tausend Dolchen bewaffnet gewesen, glühend hätte er alle in das Herz desjenigen bohren wollen, der irgend wie Anspruch auch nur auf den winzigsten Theil seines Schatzes hätte machten wollen. Nur die Gewißheit, daß es ihm blos durch Wucher möglich sei, seine Schätze täglich zu vermehren, war im Stande ihn zu zwingen, das Gold, welches er schon in den Krallen hatte wieder auf einige Zeit fahren zu lassen. Wie Espenlaub erzitterte er stets an allen Gliedern, so oft er genöthigt war den Seckel zu öffnen, um seine Mäkler und Helfershelfer auf's Neue in Stand zu setzen, den Nebenmenschen zu Grunde zu richten: mochte er auch noch so sicher sein, daß ihm die jetzige Ausgabe nach Jahresfrist mit ungeheuern Zinsen zurückkommen werde. Ja, bisweilen geschah es sogar, daß er, wie in wahnsinniger Wuth, dem das Geld wieder entriß, welchem er dasselbe so eben erst überreicht hatte, und dem er's auch schon nach wenigen Minuten zurückzugeben sich genöthigt sah. — —

Zwei große, wilde, kohlschwarze Hunde, die einzigen Hausgenossen und Gesellschafter des Wucherers, umstrichen Tag und Nacht das unheimliche Haus: und mancher unkundige Wandersmann, der bei einbrechender Nacht, Obdach suchend, sich der ungastlichen Schwelle desselben nahte, ward von den höllischen Bestien gepackt und so lange festgehalten, bis ihr sauberer Herr herbei kam, der den zitternden Fremden vorerst in's Verhör nahm, und ihn dann unter den ent-

setzlichsten Flüchen und den giftigsten Schmähungen fortdonnerte. —

Auf diese Weise hatte hier der Geizhals schon viele Jahre gehaust und noch immer hatte die Langmuth des ewigen Richters die Strafe, die solch schändlichem Treiben gebührte, zurückgehalten. Aber endlich war die Stunde gekommen, wo er für seine vielen Frevelthaten büßen sollte: und hatte die Strafe lange gezögert, so war sie dafür jetzt auch um so schrecklicher. — — — — — —

Es war ein äußerst schwüler Tag des Heumondes; drückend lag die Atmosphäre auf der lechzenden Erde; Menschen und Thiere fühlten sich beängstigt und gedrückt. Die verschmachtenden Pflanzen ließen matt die Köpfchen hangen; kein Vogel sang; keine Biene summte; kein Schmetterling gaukelte um die schlaff niederhängenden Blumen; man schien Feuer zu athmen; selbst der Schatten glühte; überall herrschte drückende Todtenstille; kein Lüftchen wehte: die ganze Natur lechzte nach Erquickung....

Da plötzlich zieht heran aus der Ferne ein ahnungsvolles Rauschen... Staubwolken wirbeln am fernen Gesichtskreise auf, — ein zürnender Wind treibt sie stürmisch vor sich her; auch am Himmel, dessen glühendes, flimmerndes Blau noch so eben dem Auge Schmerz verursachte, eilen Wolken heran... sie mehren sich... verdichten sich... wälzen sich näher und näher... umziehen den Himmel wie mit einem dichten schwarzgrauen Schleier, und verwandeln zuletzt den Tag in düstre, unheilverkündende Nacht. Schauerlich rauscht der Wald; bang ächzen die Bäume; entsetzt brüllt das Vieh; ängstlich bebt der Frevler; aber vertrauensvoll betet der Fromme....

Da plötzlich durchzuckt jach ein flammender Blitz das schwarze Gewölk! Ein fern rollender Donner grollt ihm entgegen! Entsetzt rauscht der Sturm heran... er möchte dem Dämon des Gewitters entfliehen, den er selbst heraufbeschworen. — Näher zuckt der Blitz! Lauter kracht der Donner! Im Wald verfängt sich der Sturmwind, und, wüthend über das Hinderniß, zersplittert er die mächtigsten

Eichen! Jach flammt Blitz auf Blitz!... Schlag um Schlag erwiedert der Donner! wüthend heult der Sturm! die ganze Natur erbebt in tiefem Grausen!....

Unterdessen sitzt der schnöde Geldhannes bei seinen Schätzen im unterirdischen Gewölbe. Seine Angst ist verschwunden beim Anblicke seines Götzen. Leuchtend hängt sein Auge an dem unheimlich schimmernden Golde; — selig wühlt seine Hand in den Haufen desselben. Nicht vernimmt er den drohend heulenden Sturm, nicht die mächtig warnenden Donnerschläge; nicht ein sich immer mehr nähherndes gewaltiges Rauschen: er ist sinnlos für alles, außer seinem Mammon! — — —

Aber — huh! — welch ein Gewimmel plötzlich um ihn herum. Wie's eiskalt und krabbelnd an seinen Beinen hinauffährt! Hu! sieh, zu hunderten fahren scheußliche, langgeschwänzte Thiere an ihm auf! Es sind große Ratten, welche, der eindringenden Fluth zu entgehen, an ihm emporklettern! Sie graben ihre scharfen Krallen und Zähne in sein dürres Gebein! Er fährt empor! will sie abschütteln! vergebens! Sie beißen sich an seinen langen Knochenfingern fest! graben ihre spitzigen Klauen in seine Glieder! denn — o Jammer! — eben haben die hereindringenden Fluthen des ausgetretenen Moselflußes die Grundfesten des Gewölbes untergraben, und dringen mit verdoppelter Wuth herein! — —

Aber nicht auf eigne Rettung denkt der elende Wucherer, nein, seine Schätze sind sein einziger Gedanke. Mit fürchterlichem Geheul wirft er sich über die Haufen Goldes her; welche schon unter dem Wasser zu verschwinden beginnen. Mit seinen langen, dürren Armen will er alles, alles, alles umspannen. Gleich einem Verdammten kreischt er auf!.. ruft zur Rettung seines geliebten Goldes die Geister des Abgrundes an: aber siehe, Satan hat ihn in seiner Noth verlassen. — —

Und höher und höher steigt die Fluth im unterirdischen Gewölbe. Wie leichter Kork wird der Wucherer von denselben emporgehoben. Er zappelt, gleich den Ratten um ihn herum; er reckt in unmächtiger Wuth seine Arme nach

unten: aber schon kann er sein Gold kaum mehr mit den Fingerspitzen erreichen. Er will untertauchen: das Wasser stößt ihn zurück! Er will sich an den Eisenstangen fest klammern, welche die Pfeiler des Gewölbes miteinander verbinden: aber umsonst, diese geben nach, und zerbrechen wie morsche Stäbe zwischen seinen Fingern. Selbst die leblosen Dinge dürfen dem Wucherer nicht dienen, der nie gegen die Noth seiner Mitmenschen auch nur das geringste Mitleid bewiesen, der die Thränen des Armen wie Wasser getrunken; der dem Verhungernden das Brod vom Munde, dem Erfrierenden das letzte Kleid vom Leibe, dem nach dem nahen Grabe wankenden Greisen die einzige Stütze aus der zitternden Hand weggerissen, der nichts als Elend, Sünde und Verderben auf Erden gesäet hatte. Nun sah er sich verloren, der schnöde Wucherer: aber gerne wäre er in die tiefste Hölle versunken, hätte er nur sein Gold mit hinunter nehmen können. Dieses aber mußte er lassen; denn schon war's in der Tiefe verschwunden und seine ausgereckten Finger konnten dasselbe nicht mehr erreichen. Da zuckt sein gräßlich glühender Blick nach oben, und eine entsetzliche Gotteslästerung entfährt seinem fluchenden Munde. Die Erde erbebt plötzlich, als schaudre sie vor so vieler Bosheit. Ein fürchterlicher Donnerschlag erdröhnt! und über dem Elenden sinkt das Haus, sinken die Gewölbe zusammen, welche so lange den Mammon, die Seele, den Gott des verruchten Wucherers in ihrem dunklen Schoße bargen. — — —

Und allsogleich heiterte sich der Himmel wieder auf; — hold und freundlich sah wieder die Sonne durch das zerrißne Gewölk auf die Erde hernieder; ein lieblicher Regenbogen, das Zeichen der göttlichen Huld, das Zeichen des Bundes zwischem dem Vater im Himmel und seinen guten Kindern auf Erden, wölbte sich über den erquickten Gefilden; thaufunkelnd erhoben die Pflanzen neugestärkt ihre Häupter; selig, wie sonst, lächelten die Blümchen wieder zur Sonne hinauf; ein reiner, süßer, erquickender Duft stieg rings von der dankbaren Erde zum Himmel empor; aus

Baum und Busch erscholl wieder der Jubelgesang der muntern Vögel; und auch der Mensch trat getröstet und beruhigt wieder hinaus in die frisch auflebende Natur. —

Aber der elende Wucherer trat nimmer hervor aus seiner verschütteten Behausung. Diese war gänzlich von der Erde verschwunden, und der Ort, wo selbe gestanden, war in eine große, schlammige Lache verwandelt worden, in welcher allerhand giftiges Gewürm und Ungeziefer sein Wesen trieb. — —

Die Sage geht, daß dieses Gewürm und Ungeziefer nichts anders gewesen sei, als die Goldthaler, um welche der Geldhannes dem Bösen seine Seele verkauft hatte, und welche, nachdem derselbe endlich seinem dunklen Geschicke verfallen war, sich allsogleich in Unken, Kröten, Eidexen, und anderes giftiges, ekelhaftes Gethier verwandelt haben.

Seit dem Tage aber, wo der Geldhannes von der Erde verschwunden war, ertönte allnächtlich vom Unkenteiche her die schauerliche Klage, derer zu Anfang dieser Erzählung Erwähnung geschehen; und von kaltem Schauer durchrieselt und andächtig sich bekreuzigend, eilte der verspätete Wanderer an dem verrufenen Orte vorüber. — Männiglich wußte, daß es Niemand anders war, als das Gespenst des boshaften Geldhannes, welches hier zu nächtlicher Weile solche grausige Töne ausstieß. Der Elende war wie durch Bande der Hölle an den Ort gebannt, allwo seine Schätze begraben lagen. Umsonst versuchte er's ewig, sich hinabzusenken in die Lache zu seinem Golde: unwillig stieß ihn ewig das Wasser zurück. Es war ihm vergönnt, Jeden seines Gelichters, der sich dem verrufnen Unkenteiche nahte, zu seiner Erlösung aufzuforden, ja ihn, wenn er nicht gutwillig folgte, mit unwiderstehlicher Gewalt bis zu dem unheimlichen Orte hinzuzwingen. Aber die Wichte, welche, wie er selbst, schmutzige Wucherer und Geizhälse mit eben so steinernen, mitleidslosen Herzen waren, hätten sich weit eher vom Teufel selbst reiten lassen, als daß sie einen Theil ihres Mammons dazu angewendet hätten, ihrem würdigen Genossen Ruhe zu verschaffen. Mochte Angst und Grausen

vor dem Gespenste sie auch fast zum Wahnsinne bringen, so stieg in ihnen doch nicht der leiseste Gedanke auf, sich von einem Theile ihres Goldes zu trennen. Und heulend, wie immer, umirrte der Geldhannes allnächtlich den Unkenteich. — —

Da aber geschah es, daß einen alten, eisgrauen, ehrwürdigen Klosterbruder seine Straße hieher in's Thal führte, allwo er von den frommen und gutmüthigen Landleuten gastfreundlich und mit der größten Ehrfurcht aufgenommen wurde. Dieser ließ sich die Geschichte von dem graulichen Spucke erzählen, dachte eine Weile nach und sprach dann sehr ernsthaft also:

—„Liebe Leute! das Gericht des Ewigen ist gerecht, „wenn auch fürchterlich. Der böse Mann, welcher lange, „als herzloser Wucherer, die Plage der ganzen Gegend „gewesen, und der die Leute nun allnächtlich als grausenhaftes Gespenst ängstigt, hat seine schreckliche Strafe nur „allzusehr verdient. Auch diejenigen, welche er nächtlicher „Weile, wie gehetzte Thiere, zum verrufnen Unkenteiche „hinreitet, verdienen es nicht besser. Es sind verstockte „und verhärtete Bösewichter, wie er selbst einer gewesen: „den frommen, gottergebenen Menschen vermag er nichts „anzuhaben. Weil es nun aber doch gute, furchtsame „Seelen gibt, die unverschuldet von dem Gespenste erschreckt „werden, so will ich sehen, ob ich nicht erfahren kann, „wie der Unhold zu bannen, und für immer an seinem „Orte festzuhalten sei. Morgen werde ich euch den Bescheid sagen.“

So sprach der fromme Klosterbruder.

In der folgenden Nacht aber begab er sich furchtlos hin an den bezeichneten Unkenteich, und zwang hier durch kräftigen Spruch das Gespenst Rede zu stehen, und ihm auf alle seine Fragen Antwort zu geben. Er vernahm nun, daß der Elende nur darum solche schaurige Klagetöne am Orte seines Unterganges ausstoße, weil es ihm nicht vergönnt sei, sich in die Tiefe zu seinem Golde zu versenken; und daß er nur deßwegen die seiner Macht verfallnen Bö-

sewichter zu nächtlicher Zeit hieher zwinge, weil er hoffe, fest an dieselben gekrallt, sich mit ihnen in die schlammige Tiefe stürzen zu können. —

Das war für den erfahrnen und gelehrten Pater genug. Am folgenden Morgen ließ er die Leute der Umgegend zusammen kommen, und gab ihnen den Rath, sie sollten einen Mantel verfertigen lassen, überall von schweren und gediegenen Bleiplatten dicht umhängt, den sollten sie dann an den oftbesagten Unkenteich bringen lassen, und für das Übrige möchten sie ihn sorgen lassen. Mit der größten Bereitwilligkeit wurde nun allerseits zur Anschaffung des seltsamen Bleimantels beigesteuert: vorzüglich aber beeilten sich einige in der Gegend eben nicht als gar freigebig bekannte reiche Bauern zu diesem heilsamen Werke beizutragen. Nachdem der Mantel fertig war, wurde er von dem frommen Bruder durch kräftigen Spruch geweiht, und dann an den Unkenteich hingeschafft.

Und siehe, in blinder Gier fuhr schon in der nächsten Nacht das Gespenst in denselben hinein und stürzte sich mit demselben in die giftige Lache.....Nie ist es mehr zum Vorschein gekommen: der kräftige Spruch des Bruders hatte für dasselbe den Bleimantel zu einem undurchbrechlichen Kerker gemacht, und der Geldhannes war für ewig in den ekelhaften Schlamm des Unkenteiches gebannt. Von seiner unersättlichen Goldgier verführt hatte er sich hineingestürzt: aber anstatt seines angebeteten Mammons, fand er hier nur giftiges Gewürm und ekelerregendes Ungeziefer.

Und so tönt denn noch bis auf den heutigen Tag sein schaurigklagender Unkenruf nächtlicher Weile aus dem Unkenteiche herauf: aber ruhig schreitet der verspätete Wanderer seinen Weg dahin, denn jedermann weiß, daß das Gespenst nimmer aus dem giftigen Sumpfe heraufsteigen, nimmer den Wanderer, wie ehedem, verfolgen kann.

XXVII.

Die Sage

von der Erbauung der Abtei zu Clairefontaine.

Schon mehr als 600 Jahre sind's, da herrschte im schönen Lande Luxemburg eine edle Gräfin, Ermesinde genannt, welche, mit den hohen und schönen Tugenden einer echtchristlichen Frau eine seltne Umsicht in Regierungssachen und einen unwandelbar festen, fast männlichen Sinn verband. Sie war die Tochter des blinden Heinrichs, des ersten unserer Grafen, welcher nicht in gerader Linie von Siegfried abstammte; und ihretwegen hatte das Land manchen harten Strauß zu bestehen gehabt gegen den trotzigen Herzog von Limburg, welchem ihr Vater unkluger Weise die Nachfolge in der Grafschaft Luxemburg zugesagt hatte, Zusage, welche er natürlicher Weise nicht halten konnte, als ihm, wider Erwarten, in zweiter Ehe ein Töchterlein geboren worden, welches Töchterlein Niemand anders war, als obgedachte Gräfin Ermesinde.

Tapfer hatten die treuen Luxemburger die Rechte ihrer jungen und geliebten Gräfin verfochten, wofür selbe sich denn auch während ihrer langen und glücklichen Regierung auf vielfache Weise dankbar erwies.

Das Land im Allgemeinen hatte der edlen Gräfin manches tüchtige Gesetz, und die Stadt im Besondern manch gütiges Privilegium zu verdanken. Aber auch gegen den höchsten Helfer bewies die fromme Gräfin mannichfach ihre

Dankbarkeit: viele Klöster und sonstige frommen und christlichen Stiftungen erstanden während der Zeit ihrer Regierung, so namentlich: das Knodler- oder Franziskanerkloster auf dem heutigen Wilhelmsplatz, die Abtei zu Bonneweg (Bonnevoie), die Abtei zu Differdingen, das Trinitanerkloster zu Bastnach, das Dominikanerkloster zu Marienthal, das Haus der regulirten Chorherrn zu Houffalize, die Congregation der Tempelherrn zu Rodt und endlich die Abtei zu Clairfontaine, über deren Gründung eine alte fromme Sage uns eines Nähern belehren möge.

Zu den vielen und reichen Besitzungen des Luxemburgischen Grafenhauses gehörte auch jenes weithinsehende Ritterschloß auf dem Bardenberg (auch König-Karls-Berg genannt), an dessen Fuße heut zu Tage die Hüttenwerke von Clairfontaine — etwa zwei Meilen von Luxemburg entfernt—gelegen sind. Das Schloß war an dieser Stelle von dem fränkischen König, Karl dem Kahlen, erbaut worden, und war erst nach mehrern Jahrhunderten an das Haus Luxemburg gekommen. Die Sage geht, daß in uralter Zeit auf diesem Berge heidnische Priester, Barden genannt, gehaust haben, weßwegen denn auch derselbe den Namen „Bardenberg" erhalten habe. Später erst, nachdem obgedachter König Karl schon die Burg hier erbaut hatte, wurde ihm von Einigen der Name „König-Karls-Berg" beigelegt.

Im ganzen Lande Luxemburg gibt es wohl keine schönere Aussicht, als die, welche man von dem Bardenberge aus genießt.

Zu den Füßen desselben krümmt sich das enge, aber höchstanmuthige Thal von Clairfontaine, und, seinen Windungen folgend,

Tanzet und singet durch Blumen und Grün
Ein silbernes Bächlein gar selig dahin.

Rings, so weit das Auge reicht, nichts, als reizende, fruchtbare Fluren, herrlich grünende Wälder, wohlbestellte Meyerhöfe, freundliche Dörfer und hie und da graue, über die lichtgrünen Wälder hervorragende Ruinen ehemaliger

Ritterburgen, deren ehrwürdiges Gemäuer wie Schatten in einem Gemälde, die wechselvolle Farbenpracht der herrlichen Landschaft nur noch mehr hervorhebt.

Diesen Ort liebte deßwegen auch vor allen die wohledle Gräfin Ermesinde von Luxemburg, und hieher kam sie, so oft sie sich von ihren vielen und dringenden Regierungsgeschäften losreißen konnte. Hier in der friedlichstillen Einsamkeit, am Busen der heiligen Natur, verlebte sie die reinsten, die seligsten Stunden ihres Lebens; hier erholte sie sich von den mühevollen Herrschergeschäften; hier genas ihr Herz von den Wunden, welche ihm die Welt, die Tücke böser Menschen, geschlagen; hier sammelte sie neuen Muth und neue Kraft, ihre hohen und wichtigen Standespflichten treu zu erfüllen; und an Leib und Seele gestärkt kehrte sie jedesmal von hier nach der Stadt und zu ihren Regierungsgeschäften zurück.

Hier war's ebenfalls, wo der frommen Fürstin die himmlische Erscheinung geworden, welcher das Kloster von Clairfontaine seine Entstehung verdankte und von der uns die Sage Folgendes berichtet.

Es war ein lieblicher Morgen des Wonnemondes des Jahres 1205. Rings stand die Natur in festlicher Pracht: Blumen und Bäume blühten und dufteten allumher auf das Lieblichste; Flur und Wald stand in wohlgefälliges glänzendes Grün gekleidet; die Luft, gewürzt von den erquickendsten Wohlgerüchen, erscholl von dem Jubelgesang tausend munterer Vögelein; huldvoll lächelte die goldne Morgensonne vom reinsten Himmel herab, und ihre Strahlen küßten den entzückten Blümlein rings umher die Wonnethränen von den duftigen Wangen; jedes Insekt, jedes Pflänzchen, jedes Grashälmchen fühlte sich selig, und Erde, Luft und Wasser athmeten nichts als Leben, Liebe und himmlische Lust.

Und siehe! aus den Thoren der Ritterburg auf dem Bardenberge hervor schritt lustwandelnd eine hohe, edle Gestalt, deren gebietende und ehrfurchtheischende Haltung schon allein die erlauchte Gebieterin angekündigt haben

würde, auch wenn man nicht gewußt hätte, daß die hohe Frau die Gräfin Ermesinde von Luxemburg war.

Sie schritt nach jener Seite des Berges hin, allwo man zu ihrer Bequemlichkeit einen weichen Moossitz unter hohen dichtbelaubten Buchen errichtet hatte, und von wo aus man die Aussicht über die ganze herrliche Frühlingslandschaft so entzückend wie an keiner andern Stelle genoß. Sie ließ sich sanft auf der moosgepolsterten Bank nieder, und wonnetrunken schweifte ihr glänzender Blick über das prachtvolle Gemälde dahin, welches sich unübersehbar vor ihr ausdehnte. Eine selige Zähre stahl sich unter ihren langen seidenen Wimpern hervor und fiel zu ihren Füßen in's Gras. Ein blitzender Sonnenstrahl trug sie hinüber in's Land der seligen Geister. Voll tiefer glühender Andacht faltete die edle Frau ihre Hände zur feierlichen Anbetung, zum heißesten Danke. — Lange saß sie da in seliges Anschauen versunken; ihr Geist gehörte nicht mehr der Erde an: er war entrückt in lichtreichere, strahlendere Gefilde. Ihr war's, als habe sie eben jetzt erst ihre wahre Heimath gefunden, und als habe sie bis dahin nur in kalter, licht- und freudeloser Fremde herumgeirrt. Ihr war so wohl, so unaussprechlich wohl zu Muthe. Sie glaubte in einem Meere von Licht, Duft, Wohllaut und Wonne zu schwimmen, und ihre Brust wollte zerspringen vor niegeahnter übermenschlicher Seligkeit.

Und siehe, als sie so in seliger Verzückung da saß, sah sie auf einmal, wie in den paradiesischen Gefilden eine hohe himmlische Frau mit einem engelgleichen Kinde auf dem Arme herumwandelte, und wie um dieselbe herum eine Heerde schneeweißer fleckenloser Lämmlein friedlich graste. Den Rücken entlang und unter der Brust hindurch trugen die unschuldvollen Geschöpfe ein etwa handbreites schwarzes Band, ähnlich dem Scapulier, welches die gottgeweihten Jungfrauen in den Klöstern zu tragen pflegen. Die himmlische Frau, welche die Hüterin dieser lieblichen Heerde zu sein schien, lag ihrem Berufe mit der zärtlichsten Sorgfalt und der himmlischsten Freundlichkeit ob. Huldvoll lächelnd

streichelte sie mit ihren Lilienhänden die frommen Thierlein wo selbe sich ihr näherten, und ihr voll der reinsten Güte strahlender Blick weilte mit unendlichem Wohlgefallen auf den sanften Geschöpfen. Auch das göttliche Kindlein auf ihren Armen schien sich gar sehr an dem reinen, unschuldvollen Wesen der Lämmlein zu freuen, und gleichsam segnend breitete es seine zarten Händlein über dieselben aus, wobei ein Lächeln voll der himmlischsten Freundlichkeit seine rosigen Lippen umschwebte. — —

Da plötzlich tönte von drüben herüber ein trautes frommes Glöcklein: und das Glöcklein klang so freundlich und so bekannt zum Ohre der Gräfin. Das war ja das Glöcklein von drüben aus der stillen Kapelle der Einsiedelei; das rief ja zum heiligen Dienste, welchen der ehrwürdige Klausner zu Ehren der allerseligsten Jungfrau im frommen Kirchlein der Klause zu halten pflegte. —

Die Gräfin erwachte aus ihrem himmlischen Traume, und — wer vermag ihre Verwunderung zu schildern! — die Gefilde um sie waren noch immer die ihres Gesichtes; nichts war verändert: nur fehlte die hohe, herrliche Frau mit ihrem holdseligen Kindlein und der lieblichen unschuldsvollen Heerde. —

Und fort und fort rief von drüben herüber das Glöcklein der Klause zum heiligen Dienste. Nie hatte es vergeblich zum Schlosse des Bardenberges herübergerufen. Stets war es hier Brauch gewesen, daß man sich bei ihren freundlichen Klängen hinüber in's Kirchlein begab, um andächtig dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, welches der ehrwürdige und greise Klausner täglich hier darbrachte. Selbst die hohe Burgfrau fügte sich gern und willig dem Rufe des freundlichen Glöckleins, und sie hatte noch keinen Tag auf Bardenberg zugebracht, ohne im Kirchlein der Klause die heilige Messe zu hören.

Und so wanderte sie denn auch heute hinüber um ihr Gebet mit dem des heiligen Klausbruders zu vereinigen. Noch nie hatte dieser das Lob des Herrn und der allerheiligsten Gottesmutter in so feuriger und beredter Sprache

verkündet als heute, nie so schön die Huld und Güte geschildert, welche die hohe Himmelskönigin zu jeder Zeit gegen die frommen und gläubigen Bewohner des Landes Luxemburg bewiesen hatte.

Nach beendigtem Gottesdienste nahte sich die Gräfin ehrfurchtsvoll dem ehrwürdigen Klausner, erzählte ihm ihr gehabtes Gesicht und bat ihn, er mögte ihr dasselbe deuten.

Da blickte sie der heilige Greis liebreich an und sprach gütig und freundlich: „Ein großes Heil, fromme und christliche Gräfin von Luxemburg, ist heute Dir und Deinem Hause widerfahren. Nimmer kannst Du der seligsten Jungfrau Maria genug des Dankes darbringen, für die hohe Huld und Gnade, welche sie Dir erwiesen hat. Denn wisse, es war die hohe Himmelskönigin selbst, welche Dir als Hirtin einer reinen, unbefleckten Heerde erschienen ist, um Dir in eigener, himmlischer Person ihren heiligen Willen kund zu thun.—Die schneeweißen Lämmlein bedeuten Niemand anders, als die unbefleckten Jungfrauen, welche sich unter dem Ordensgewande des heiligen Bernardus dem Dienste des Herrn geweiht haben, und gegen welche die allerseligste Jungfrau Maria stets vorzüglich huldvoll gesinnt war, indem sie selbe von jeher in ihren mächtigen Schutz genommen. — Leicht muß es Dir werden, fromme und christliche Oberherrin vieler gläubiger Unterthanen! den hohen Willen der heiligen Gottesmutter hier zu begreifen, welcher nämlich der ist, daß Du an diesem einsamen und friedlichen Orte ein Kloster erbauest, allwo die frommen und reinen Jungfrauen des vorerwähnten Ordens des heiligen Bernardus sich so bei Nacht als bei Tage dem heiligen Dienste des Herrn und der immerwährenden Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria weihen, und fromme Gebete und Gesänge zum Himmel schicken für das Heil der Christenheit und für das Wohl Deines eignen Hauses und Deines Volkes. — Durch eine solche fromme und gottgefällige Stiftung wird noch reichlicher Segen diesem Lande erblühen, wenn Du lange schon dort oben im Himmel als eine Verklärte wandeln wirst.“

So sprach der ehrwürdige Greis und hohes Entzücken erfüllte das Herz der edlen Gräfin bei seinen Worten. Auf der Stelle that sie vor dem heiligen Manne das feierliche Gelübde, daß schon nach Jahresfrist ein prächtiges Kloster hier im Thale prangen solle, und daß keine Kosten gespart werden dürften, dasselbe der hohen Himmelskönigin würdig und angenehm zu machen. Und schon am andern Morgen reiste sie in aller Frühe von Bardenburg ab, um in Luxemburg allsogleich Anstalten zu treffen, daß der heilige Bau sobald als möglich beginnen möchte. —

Und siehe, schon nach wenigen Wochen kamen Schaaren von Arbeitsleuten jeden Handwerks auf dem Schlosse Bardenburg an, und allsogleich ward der Grund zu dem gottgefälligen Baue gelegt. Das Thälchen von Clairfontaine, welches bis dahin so stille und einsam gewesen, ward auf einmal heiter belebt: munter erdröhnte die Axt des Zimmermannes und der Hammer des Schmiedes und des Steinmetzen; lustig knarrte die Säge, lustig zischte der Hobel; Maschinen aller Art ächzten und stöhnten geschäftig unter der Last wuchtiger Steine und Balken; fröhlich rauschten und klapperten die Räder einer neuerbauten Mühle; — und in das mannigfache Geräusch hinein ertönte unaufhörlich munterer Gesang der Arbeiter, den ein schalkhaftes Echo rings in den Bergen wiederholte.

Kaum war ein Jahr verflossen, da stand im Thale von Clairfontaine das herrlichste Kloster, fertig von einem Ende zum andern da, und das Gelübde der Gräfin Ermesinde von Luxemburg war erfüllt.

Und aus allen Gegenden des Landes kamen fromme und gottselige Jungfrauen, welche treu und fest entschlossen waren, dem Herrn hier im friedlichen Thale zu dienen; und nicht lange währte es, so waren die trauten, stillen Zellen der Abtei von Clairfontaine von eben so reinen, fleckenlosen und sanftmüthigen Lämmlein bewohnt, wie die edle Gräfin Ermesinde selbe in ihrem lieblichen Gesichte geschaut hatte; und von nun an schwebten vom hohen Chore der Klosterkirche täglich so fromme und heilige Gesänge

hernieder, wie sie die Engel vor dem Throne Gottes singen, und Stimmen der reinsten Andacht, der reinsten Anbetung, durchwehten, von linden Lüften getragen, unaufhörlich das liebliche Thälchen.

Und wenn nun das fromme Glöcklein der Klause seinen trauten Gruß durch die Berge ertönen ließ, dann erscholl vom Thurme der Klosterkirche jedesmal ein freundlicher Gruß zurück; und bewegt stand der Wanderer und lauschte den ergreifenden, frommen Feierklängen, und zu dem Himmel erhob sich sein Geist, und mit entblößtem Haupte und frommgefaltenen Händen betete er ein andächtiges Angelus.

Die edle Stifterin des Klosters aber ließ aus fernen Landen einen geschickten Meister kommen, welcher die liebliche Erscheinung, die sie an diesem Orte gehabt, in ein herrliches Gemälde bringen mußte; dieses Gemälde wurde dann als Altarbild im Hochaltare der Klosterkirche eingesetzt, zum ewigen Andenken an das wundervolle Begebniß, vorzüglich aber, damit jeder, der es sehen würde, die gebenedeite Gottesmutter, welche sich gegen ihre frommen und gläubigen Kinder auf Erden so huldvoll und gütig erzeigt, in seinem tiefsten Herzen lieben und verehren möge.

Und als, nach fünfzigjähriger weiser und glücklicher Regierung, die edle Gräfin sanft und selig im Herrn entschlief, da wurde ihre sterbliche Hülle herübergebracht nach der Abtei von Clairfontaine, allwo selbe in der St. Margarethenkapelle neben dem Chor beigesetzt wurde. An dem Orte, welcher ihr auf Erden stets der liebste gewesen, wollte sie auch im Tode ruhen; denn die frommen Gebete der gottgeweihten Klosterfrauen sollten ihre stille Gruft noch manches lange Jahr wie das trauliche Geflüster seliger Geister umsäuseln. Auch die sterblichen Ueberreste ihres Sohnes, Heinrich des dritten, und seiner edlen Gemahlin, Margaretha von Brabant, sowie die der beiden Töchter dieses gräflichen Paares, wovon die älteste, Margaretha, die zweite Abtissin dieses Klosters gewesen, wurden später hier beigesetzt. Auch diese edlen Nachkommen einer weisen und christlichen Fürstin hatten auf Erden

die Wege des Herrn gewandelt; auch sie hatten bei ihren reichlichen Allmosen und Spenden des Klosters zu Clairfontaine treulich gedacht: und auch ihre Ruhestätte umflüsterten die reinen Gebete der frommen und dankbaren Klosterfrauen während vielen, vielen Jahren; sie hörten erst dann auf, als die frevelvolle Hand des Unglaubens sich erhob gegen die Klöster und gegen alles, was nur irgend den Stempel des Glaubens trug; und als die wehrlosen Lämmlein von den blutdürstigen Wölfen aus ihren heiligen Zufluchtsorten vertrieben und nach allen Winden zerstreut worden waren. Denn auch über das heilige Haus von Clairfontaine brach der Sturm der Verwüstung herein, und entweiht wurde die heilige Stätte, zerstört die Räume, wo während so vielen Jahren nur fromme Gebete und heilige Gesänge gehört worden waren. —

Nur wenige und unbedeutende Trümmer sind noch heute von dem Schlosse auf dem Bardenberge und der Abtei im Thal von Clairfontaine vorhanden; und wehmüthig verweilt vor denselben der christliche Wanderer, und weiht dem Andenken einer edlen, glauben- und kraftvollen, aber, ach! längstverschwundenen Zeit eine stille Zähre.

XXVIII.

Die Sage

von den Wichtellein zu Straßen.

Etwa eine halbe Meile von der Hauptstadt Luxemburg entfernt dehnt sich längs der Straße, welche von genannter Stadt nach der Hauptstadt der belgischen Provinz Luxemburg, nach Arlon, führt, ein schönes, sehr bedeutendes Dorf aus, das von einer alten Römerstraße, welche einst dicht an demselben vorbeiführte, und von welcher noch bis auf diesen Tag Spuren aufgefunden werden, den Namen „Straßen" trägt, und das sich in der ungewöhnlichen Länge von beinahe einer halben Stunde der Straße entlang dahinzieht.

Weit und breit gibt es kein wohlhabenderes Dorf, als dieses: unabsehbare herrliche und fruchtbare Fluren ziehen sich um dasselbe hin, welche gegen Süden von üppigen Wiesen, gegen Norden aber von einem herrlichen, gutbesorgten Walde eingefaßt sind, was alles Eigenthum der glücklichen Bewohner dieser Gemeinde ist. —

In diesem Dorfe lebte vor Alters eine fromme, christliche Familie, deren Stammhaus, seit einigen Jahren neu erbaut, noch heute unter dem Namen „Hiénen" hier zu erfragen ist, und deren tadelloser, gottesfürchtiger Wandel allen Leuten des Dorfes als Muster dienen konnte. Ihre Wohlthätigkeit und Menschenliebe war allen Nothleidenden des Dorfes wohlbekannt; und auch noch mancher Arme der Umgegend fand sich verpflichtet, Gebete für die wackern

Leute zum Himmel zu senden für die reichen Allmosen, welche aus ihrer Hand täglich in seine ärmliche Hütte flossen.—

Nirgends im ganzen Lande waren die Dienstboten besser gehalten, als in diesem Hause: die wackern Leute sahen ihr Gesinde nicht als Lastthiere, sondern als ihre Kinder an, für welche sie nicht minder Sorgfalt und Liebe hegen dürften, als für die eignen leiblichen Kinder. Hier wurden Knechte und Mägde nicht blos in Bezug auf ihr Körperliches, sondern auch (und zwar in noch höherm Grade) in Hinsicht auf ihr Geistiges gehegt und gepflegt gleich den Gliedern der Familie selbst. Kein Hausvater weit und breit gab sich mehr Mühe, seine Dienstboten in den heiligen Pflichten eines wahren Christen zu unterweisen, als der aus Hiénen, und nirgends wurden die Dienstboten so fleißig zur Frömmigkeit und zur Tugend ermahnt, als hier.—Trat einmal ein Dienstbote in dieses christliche Haus ein, so war's eine Seltenheit, wenn er nicht hier blieb, bis er sich entschloß, in den Stand der Ehe zu treten; und eben so selten war's, daß ein braver Knecht oder eine fleißige Magd aus diesem Hause verheirathet wurde, ohne daß ihnen von den edelmüthigen Hausleuten, welche sich als ihre Eltern betrachteten, eine kleine Aussteuer aufgenöthigt ward. Es war ein wahres Glück für einen ordentlichen Hausknecht oder eine geschickte Dienstmagd, in diesem Hause aufgenommen zu werden: und manche Dienstboten betrugen sich auch bei andern Meistern schon deßwegen wacker und untadelhaft, weil sie hofften, durch ihren guten Ruf eine Stelle in dem gottesfürchtigen Hiénenhause zu erhalten.—

Doch auch über diese würdige und gottergebene Familie sollten Tage des Unglücks, Tage der Prüfungen, kommen. Hagel, Mißwachs, Viehseuchen, und was dergleichen Unglücksfälle mehr, verminderten in wenigen Jahren den Wohlstand der guten Leute dermaßen, daß sie sich genöthigt sahen, ihr meistes Gesinde zu verabschieden, wie sehr sie auch dessen benöthigt gewesen wären, um sich wieder ein wenig hinaufzuarbeiten.—Weinend schied das verabschiedete

sinde aus dem Hause, welches ihnen wie ein Vaterhaus lieb und theuer geworden, wo sie so manche glückliche Stunde, so manchen frohen Tag, genossen hatten; traurig sahen auch ihnen die guten Hausleute nach, die sich an sie, wie an theure Familienglieder, gewöhnt, die sie lange wie ihre eignen Kinder gehalten hatten. Mancher Knecht, manche Magd wollte sogar mit Gewalt hier bleiben, wollte den guten Leuten ohne allen Lohn dienen: aber dieses litt nun einmal der zartdenkende Hausvater nicht, wie wehe es ihm auch that, die guten Menschen zu betrüben, —und wie ungern auch er selbst sich von denen trennte, die er als seine Kinder ansah.—

Nun aber hausten zu jener Zeit in der Nähe dieses Dorfes gutmüthige und wohlthätige Wichtellein, welche von jeher ein wachsames Auge auf den frommen und gottgefälligen Wandel der Familie Hiénen gehabt hatten, und welche sich über alle die christlichen und mildthätigen Werke derselben nicht genug freuen konnten. Vorzüglich aber gefiel den freundlichen Elflein die Art, wie die guten Leute ihre Dienstboten behandelten. Diesen wohlwollenden Wesen ging das Unglück der rechtschaffenen Menschen über die Maßen nahe, und einstimmig beschlossen sie, der wackern Familie wieder aufzuhelfen. —

Und siehe, schon am andern Morgen, als der Hausvater in aller Frühe nach dem Stalle ging, um nach den Pferden zu sehen, da fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Stall von einem Ende zum andern gereinigt, daß den Pferden Futter vorgelegt, daß sie getränkt, gestriegelt, kurz, völlig zum Anspannen bereit waren. Glaubend, es müsse sein ältester Sohn, ein Knabe von fünfzehn Jahren, schon zu so früher Stunde im Stalle gewesen sein, begab er sich nach dessen Schlafzimmer, um ihm für seine Sorgsamkeit das gebührende Lob zu sagen. Aber siehe, der gute Junge lag noch in seinem Bette und schlief so ruhig und fest, wie nur ein guter unschuldiger Knabe schlafen kann, der am gestrigen Tage recht brav und fleißig auf dem Felde gearbeitet hatte. Deß staunte nun der gute Hausvater nur

noch mehr, und als er den sonderbaren Vorfall beim Frühstücke erzählte, da konnten auch die andern Hausgenossen sich vor Verwunderung nicht fassen.

Aber welches war erst ihr Erstaunen, als sie auf den Acker kamen, allwo sie gestern den Pflug zurückgelassen hatten, und denselben von einem Ende zum andern umgepflügt fanden. — Nun mußten die guten Leute wohl auf den Gedanken kommen, daß die freundlichen Wichtellein, die sie von Hörensagen recht wohl kannten, die Hand hier im Spiele haben müßten: und als sie am andern Morgen wieder wie gestern alle Arbeit im Stalle verrichtet fanden, da stand es für sie außer allem Zweifel, das die gutmüthigen Elflein ihre Noth erfahren haben mußten, und ihnen nun bei der vielen und dringenden Arbeit hilfreiche Hand leisteten.

Es war keine geringe Freude für die guten Menschen, sich so von den wohlwollenden Wichtellein in Schutz genommen zu sehen; und, o wie gerne, hätten sie sich gegen die freundlichen Wesen dankbar erwiesen. Aber diese ließen sich nimmer sehen; nur hörten die Hausleute in aller Frühe des Morgens, wie's im Stalle lebendig ward, wie's sich munter darin regte und bewegte, wie's geschäftig hin und her huschte, wie die Pferde, die stets gut, aber nie so sorgfältig verpflegt worden waren, als jetzt, freudig wieherten, und bald darauf tüchtig einhieben in's Heu uud den Hafer, das ihnen von unbekannter Hand vorgelegt wurde. — Der Hausvater hatte allen im Hause befohlen, die Wichtellein bei ihrem freundlichen Werke auf keine Weise zu behelligen. Es wußte der verständige Mann recht gut, daß die reizbaren Elflein gern unbeobachtet ihr Wesen treiben; und so gelangte denn die Familie schon in wenigen Jahren wieder zu ihrem frühern Wohlstande. —

So gings viele Jahre fort; mit jedem Jahre stieg der Wohlstand der wackern Familie, so daß sie schon beim Absterben des Hausvaters zu den Wohlhabensten des Dorfes gezählt wurden: aber die guten Leute blieben stets dieselben, blieben nach wie vor demüthig, fromm, treu und bieder. —

Da aber geschah es, daß ein Nachkomme dieser Familie es sich eines Tages beikommen ließ, die guten Wichtellein für ihre langjährigen treuen Dienste dadurch belohnen zu wollen, daß er ihnen nette zierliche Anzüge machen ließ, und selbe in den Stall hinlegte, damit die Elfen sich des andern Morgens baß daran vergnügen, und sich einmal so recht herausputzen möchten.

Aber siehe, die Elflein, welche glaubten, nun bedürfe man in dem Hause ihrer Dienste nicht mehr, weil man ihnen nun so auf einmal den Lohn dafür auszahle, sahen in dieser wohlgemeinten That ihre Verabschiedung: sie nahmen darum die Kleider, und entwichen — sie thaten's gewiß ungern — aus dem Hause, allwo sie während so vielen Jahren Glück und Segen verbreitet hatten.

Von diesem Tage an wurden sie nicht mehr in der Gegend von Straßen gesehen.

XXIX.

Die Sage
vom feurigen Manne.

— — Jaja, ihr Leutchen, ehrlich währt am längsten, wie ich's euch schon oft gesagt und gepredigt habe; und man soll ja beileibe keinem Menschen, auch nicht für den Werth einer Stecknadel Unrecht thun. Schon Mancher hat im Stehlen mit einer unbedeutenden Kleinigkeit angefangen, der später als Räuber und Mörder auf dem Hochgericht geendigt. Nur der erste Schritt kostet, wie das Sprichwort sagt, und das ist wahr für's Böse sowohl, als für's Gute. Gewöhnlich läßt der Teufel das erste Probstückchen des angehenden Diebes gelingen, um ihm so recht Geschmack und Lust am Gewerbe beizubringen: aber wer hat je gehört, daß der arglistige Fuchs bis an's Ende Stich gehalten habe? Aber auch selbst dann noch, wenn's wirklich der Fall wäre, daß ein Schurke hier auf Erden mit heiler Haut davongekommen, so gibt's ja drüben noch ein anderes Leben; dort gibt's noch immer eine lange, lange Ewigkeit, allwo Jedem unfehlbar mit dem Maße eingemessen wird, mit dem er auf dieser Welt ausgemessen hat. — —

Und da wir eben auf dieses Kapitel zu sprechen gekommen sind, so werd' ich euch schon wieder eine Geschichte erzählen müssen, um euch klar und deutlich darzuthun, wie fürchterlich die Strafe oft ist, welche den Betrüger und Spitzbuben nach seinem Tode für sein sündhaftes Thun erwartet.

— Der Leser wird es schon gemerkt haben, daß hier wieder der wohlbekannte Großvater das Wort führt, und daß die „Leutchen“, seine Zuhörer, keine andern sind, als wir Kinder nebst den Besuchern der Spinnstube. —

Ich habe euch schon irgendwo gesagt — so begann der Alte — das man sich's zu meiner Zeit gar nicht so bequem machen durfte, als heut zu Tage, und daß die jungen Burschen von damals während der bessern Jahreszeit höchst selten ein Bett zu Gesicht bekamen. Wie schon gesagt, mußten wir allabendlich mit unsern Pferden hinaus in den Wald, und wenn's auch Knüppel geregnet hätte, und die Nacht schwarz gewesen wäre, wie eine ägyptische Finsterniß. Und wenn man so einsam im rauschenden Walde in seine wollne Decke eingewickelt liegt, dann hört man um sich her so Mancherlei, wovon solche Siebenschläfer (zu uns Kindern), wie ihr, sich gar nichts träumen lassen: da dringen so seltsame, geheimnißvolle Töne zu einem her, welche, wie Geisterruf, bald ferner, bald näher, bald leiser, bald lauter, bald tröstlich, bald schauerlich, durch die stille Nacht dahinziehen. — Und ist man dann etwa gar ein Sonntagskind, dann kommt einem auch wohl Manches zu Gesicht, wovon sich die gewöhnlichen Werkeltagskinder keinen Begriff machen können.

Nun aber müßt ihr wissen, daß ich, wie ihr mich da seht, nicht nur an einem Sonntage, sondern sogar am heiligen Pfingstsonntage in eben diesem Hause hier auf die Welt kam, und zwar Anno 1757. Ihr dürft euch demnach gar nicht wundern, daß ich auf Erden häufig Dinge sah, wovon die Alltagsmenschen, und wären's auch Gelehrte, nicht die geringste Ahnung haben. Ich hätt's eben auch schon entbehren mögen; denn nicht immer war's erfreulich und erquicklich was ich sehen mußte: manches graue Haar auf meinem Kopfe hat nicht die Zeit, sondern Angst und Noth, gebleicht.

Ich mochte eben ein Bursche von zehn oder zwölf Jahren sein, als ich für's erstemal mit dem Knechte unsers Nachbars hinausfuhr in den Wald, und schon in dieser ersten

Nacht mußte ich gewahr werden, waß es heiße, ein Pfingstsonntagskind zu sein. An Ort und Stelle angelangt, hatten wir uns fest in unsere Decken gewickelt und uns unter einem dichten Busche zum Schlafen niedergelegt. Unsere Pferde grasten ruhig um uns herum. Schon schnarchte mein Kamerad aus allen Kräften, und auch ich wollte eben einschlafen, als ich plötzlich wie aus weiter Ferne einen langen, hohlen, unheimlichen Schrei vernahm, der etwa wie der Hilferuf eines Unglücklichen klingen mochte, der eben im Begriff ist, gewaltsamer Weise sein Leben zu verlieren. Es lag in diesem langgehaltnen, klagenden Ton etwas so Gespenstisches, etwas so — ich weiß nicht wie ich's nennen soll, — daß mir die Haut schauerte. Ich weckte meinen schnarchenden Kameraden und hieß ihn, dem seltsamen Rufe horchen, der sich von Zeit zu Zeit, bald näher, bald ferner, wiederholte. Dieser aber legte sich bald wieder auf's Ohr, indem er unwirsch bemerkte, ich hätte ihn eben schlafen lassen können, und ich sei ein Dummkopf, der sogar zuletzt eine Eule für ein Gespenst nehme. — — —

Aber Niemand war fester überzeugt als ich, daß ich kein Dummkopf war, und so konnte ich nicht anders, als die unhöfliche Rede des Schläfers zu verachten. — Ich weiß nur nicht, wie der einfältige Bursche den schaurigen Ruf für Eulengeschrei nehmen konnte: ich hatte oft genug eine Eule schreien hören, und mochte eben so gut wissen, was eine war, als er. — Aber der gute Schlucker sollte nur allzubald erfahren, was für ein seltsames Eulengeschrei ich vernommen: kaum hatte er sich in seiner Decke wiederzurecht gelegt, da — hu! — mir graut noch heute, wenn ich daran denke! — erscholl der grause Ruf kaum hundert Schritte von uns, und ganz deutlich vernahmen wir die Worte:

„Wo setz' ich den Markstein hin?! — —
„Wo setz' ich ihn hin?! — — “

dann ging's wieder: „Huh! — — huh! — - huh! — —
und dann abermals dieselben Worte:

„Wo setz' ich den Markstein hin?! — —
„Wo setz' ich ihn hin?! — — —

Und dicht an uns vorbei jagte wie von der Hölle verfolgt ein großer feuriger Mann, der einen schweren Markstein auf der Schulter trug, welcher, wie er, in rothem, düsterm Feuer glühte. — —

Der arme Bursche neben mir zitterte an allen Gliedern, und wohl hundert Male hatte er das Vaterunser angefangen, ohne mehr herauszubringen als: „Vater unser... Amen! — Vater unser.... Amen! — — Auch mich überlief's eiskalt von der Zeh' bis zum Scheitel, und ich muß gestehen, daß ich seit der Zeit nie mehr solche entsetzliche Angst gehabt habe. — Hätte man uns den Wald und das ganze Land gegeben, wir wären nicht mehr geblieben. — Sobald die Erscheinung vorbei war, nahmen wir unsere Pferde, die fast noch mehr zitterten als wir, und machten uns schnell auf den Weg nach Hause.

Des andern Tages — es war gerade ein Sonntag — machte ich mich auf und ging hin zum alten Schnitzel-Benedickt, der drüben am Saum des Waldes sein Häuschen hatte, und mit dem ich stets auf dem besten Fuße gestanden habe. Dies war ganz natürlich: denn der alte Mann that für sein Leben nichts lieber, als Geschichten — bald schnakische, bald schaurige — erzählen, und ich, ich that auf der Welt nichts so gern, als zuhören. — Und wo hätt' ich denn all die Sagen, Mährchen und Geschichten hergenommen, mit denen ich euch die langen Winterabende so oft schon angenehm zu kürzen versucht habe, wenn nicht vom alten Benedickt. Gelehrt war er, wie ein Buch, das muß man ihm nachsagen, man sah's dem alten Gesellen nicht an. — Er war lange Zeit auf den Höfen um Luxemburg herum Schäfer gewesen, und er besaß wie Keiner die Kunst, dem Hausvieh, den Schafen, den Pferden und dem Rindvieh, zu helfen, wenn es von irgend einer heilbaren Krankheit befallen ward. Und wenn ich heute im Stande bin, diesem oder dem andern von meinen braven Nachbarn bei seinem kranken Vieh von Nutzen zu sein, so habe ich dies wiederum keinem Andern zu verdanken, als dem wackern Benedickt, den Gott dafür im Himmel belohnen möge! — Wa-

rum man ihn den Schnitzel-Benedickt geheißen, dieß kam daher, weil er geschickt allerhand Spielsachen für Kinder zu schnitzeln verstand, weßwegen er denn auch zu jeder Stunde von einem Rudel pausbackiger, krauskopfiger Rangen umlagert war. Der gute Alte konnte fast sagen, wie der liebe Heiland: — Laßt die Kleinen zu mir kommen u. s. w. — In einem Worte, er war ein braver, wackrer alter Mann, schlecht und recht, ganz von altem Korn und Schrot. — —

Zu diesem ging ich also, und theilte ihm mein seltsames Erlebniß der vergangenen Nacht getreulich mit. Aber anstatt mich einen Hans Hasenfuß — um nicht Esel zu sagen — zu schelten, zog der Alte sein Gesicht in gar ernste und bedentsame Falten; und nun erfuhr ich, daß er selbst die gespenstische Stimme und den schaurigen Ruf mehr als hundertmal gehört hatte, wenn er so des Nachts auf dem Felde bei seinen Schafen wachte. — Aber auch die Geschichte des graulichen Gespenstes — denn das war der Feuermann wirklich — wußte der gute Benedickt. Auf meine Bitte erzählte er mir dieselbe, wie folgt:

— Du weißt, Niklas, daß ich von der Mosel gebürtig bin, und daß ich dort schon als Knabe von zehn Jahren die Schafe der reichen Bauern mit meinem seligen Vater hütete. Nicht gar weit von Remich (das Ort wirst du kennen), aber am gegenseitigen Moselufer, liegt ein Dörflein, Nennig geheißen, allwo ich ebenfalls gut bekannt war. In diesem Nennig lebte damals ein Mann, den die Leute „Kronenmichel" getauft hatten, von wegen seines unmenschlich vielen Geldes, welches zum größten Theil in schönen blanken Kronenthalern bestanden haben soll. Aber trotz seines Reichthums, Niklas, war er bei keinem Menschen weder geliebt noch geachtet, woran ihm aber auch über die Maaßen wenig gelegen sein mußte: denn der Grobian wäre dir keinen Fußtritt gegangen um alles in der Welt, wenn es hieß dem Nebenmenschen eine Gefälligkeit oder einen Liebesdienst zu erweisen. Dagegen aber lief er sich fast die Beine stumpf, wenn es galt, die Leute bei's

Licht zu führen; da war ihm keine Stunde zu früh und keine zu spät. — Ein Krakeler und Händelsucher war er, wie du in deinem Leben keinen gesehen hast: kein Mensch war im Orte mit dem er nicht schon auf diese oder die andere Art angebunden hatte; denn weil der Michel unmenschlich reich war, so glaubte er, er dürfte ohne Umstände machen, was ihm gefiel, und keiner sollte auch nur muchsen dürfen. Aber, du mußt dir auch sagen lassen, Niklas, daß damals die Bauersleute noch weit einfältiger waren, als heut zu Tage. Wer's damals darauf anlegte, die Menschen zu betrügen, der konnt's weit bequemer als zu dieser Zeit, und ein Glück war's, daß die Welt damals nicht so voller Spitzbuben war, als heute: der gemeine Mann hätte keinen Löffel behalten, seine ungeschmalzte Suppe damit zu essen. Doch zu jener Zeit hatten die Leute noch Christenthum, Niklas; sie waren gute ehrliche Häute, die nicht einmal wußten was Lug und Trug ist: ein Wort galt damals mehr, als heut alles mögliche Schwarz-auf-Weiß, und alle Eidschwüre der Welt. Damals hatte der Spruch: — Ein Mann, ein Wort – noch Sinn, aber heute — — daß Gott erbarm! — — —

Doch es gab nie eine Regel ohne Ausnahme, Niklas; und nichts beweist dies klarer als das schuftige Handthieren des Kronenmichels. Man hätte sagen sollen der Hallunke habe von Kindesbeinen auf nichts anders gethan, als Gott und den Nebenmenschen betrügen, so war er dir auf jede Art von Spitzbüberei abgerichtet. Mein alter Stupp da wittert dir nicht so schnell einen Wolf, als der Kronenmichel einen Gimpel aus der Menge aufgriff, welchen er dann so lange mit arglistigen Schmeichelworten (er konnte auch schön thun, wenn's Noth that), mit lieber Gevatter her, lieber Gevatter hin, am Seilchen zu führen verstand, bis er ihm bald dieses, bald jenes Grundstück, diese oder die andere Wiese, sein bestes Pferd, seine beste Kuh, sein bestes Zuchtschwein, und was dergleichen mehr, abgeschmarotzt hatte. Und dabei that der Hallunke so fromm und ehrlich, er wußte auf eine so scheinheilige

Weise die Augen zu verdrehen, er konnte so treuherzige Gesichter schneiden, so gut die Heiligen im Himmel zu Zeugen anrufen, daß der gemeine Mann, der ihn für's erste Mal sah und hörte, ihn für Skt. Peter oder für Skt. Paulus selbst gehalten hätte. — Nie kam ein Fluch über seine Lippen (versteht sich, wenn er bei den Leuten war), den Teufel nannte er dann nie anders als „Deiger" — und weil der fromme Mann den Namen Gottes nicht vergeblich führen wollte, so sagte er stets „Geises", anstatt Jesus. Und mit diesem seinem „Deiger" und seinem „Geises" machte er allen Witz seiner Nachbarn zu Schanden, — stahl ihnen einen Theil ihres Ackerlandes, indem er die Marksteine versetzte, brachte sie um den andern Theil, indem er es ihnen, nachdem er sie trunken gemacht, um einen Spottpreis abhandelte, u. s. w. — Daraus, Niklas, kannst du dir merken, daß es nicht eben die sind, welche am häufigsten Gott und seine Heiligen auf der Zunge haben, welche sie auch am tiefsten im Herzen tragen, und daß Mancher auf dieser Welt nur darum fromm ist, weil er unter dieser Maske seine einfältigen Nebenmenschen desto besser betrügen kann; obwohl ich damit nicht gesagt haben will, daß nicht auch wahrhaft fromme Leute gern von Gott und seinen Heiligen sprechen, daß sie sich vor Fluchen und Schelten hüten, gern andächtig beten, und was dergleichen mehr ist. Doch diese thun es mit aufrichtigem, ehrlichem Gemüthe auch dann, wenn Niemand sie sehen kann, indeß jener es nur vor den Leuten thut, die er bei's Licht zu führen gedenkt. Willst du aber stets den Schein von der Wahrheit unterscheiden, so thu, was der liebe Heiland sagt: sieh auf die Werke, nicht aber auf die Worte. —

Und was half denn am Ende auch dem Kronenmichel seine Heuchelei, seine Scheinheiligkeit, sein Lug und sein Betrug. Der liebe Gott läßt sich traun nicht betrügen, selbst nicht von einem Kronenmichel. — Dieser war noch nicht einmal fünfzig Jahre alt, als er schon sein unrechter Weise zusammengescharrtes Gut auf Erden verlassen,

und auf eine schreckliche Art sein sündhaftes Leben verlieren mußte.

Es geschah nämlich eines Tages, daß der saubere Geselle über Land ging um in einem der benachbarten Dörfer irgend einem neu aufgefischten Gimpel ein Stückchen nach der bekannten Melodie aufzuspielen. Er hatte bis spät in die Nacht in der Schenke gesessen, hatte baß die Gesundheit seines lieben neuen „Gevatters und Herzensfreundes" getrunken, hatte ihn zu wiederholten Malen an sein treues, aufrichtiges Herz gedrückt, hatte ihn sogar von Zeit zu Zeit recht freundlich und brüderlich geküßt: und dennoch schien er gar nicht guter Dinge zu sein, als er — es mochte etwa um die Mitternachtsstunde sein — seines Weges dahin heim ging. — Es war stockfinster; und da der gute Mann bei seinem vielen Gesundheittrinken vielleicht mehrere Gläschen über Durst getrunken hatte, so stolperte er manchmal über einen Stein, wobei ihm jedesmal ein herzhafter Fluch, und zwar ein derbes, vernehmliches „Teufel!" entfuhr. Er hatte gewiß den „Deiger" im Glase sitzen gelassen; und dann war er ja auch allein, Niemand nahm hier Anstoß an seinen Flüchen: denn sonst hätte er's doch nicht gethan, weil er, wie männiglich wußte, ein Mann war, dem nichts so sehr in der Seele zuwider war, als das Ärgerniß geben. — So aber war's eben nicht groß übel gethan, wenn er seiner Zunge auch einmal den Zaum wieder ein Bißchen schießen ließ; mußte er ihr denselben doch oft genug straff anziehen.

— Hol' der Teufel den Narren! — so seufzte von Zeit zu Zeit der fromme Mann — hol' ihn der Teufel, daß er mich so lang um nichts und wieder nichts hat sprechen und trinken lassen! — Ja hätt' er noch seinen Theil von der Zeche bezahlt, der verdammte Knauser! (er hätt' sie auch wohl ganz allein bezahlen können, da ich mich so weit zu ihm her bemüht hatte) — aber nein, nicht einen Heller: meine Zeit, mein gutes Geld, meine schönen Worte, alles ist an dem schäbigen Hunde verloren. — Wart', wenn ich dir das nicht eintränke; wenn ich dir dafür nicht ir-

gend einen Prozeß an den Hals hänge — Was! ich dir zwei hundert Kronen für die Wiese geben, zweihundert Kronen! — Hol' mich der Teufel, wenn ich's thue! — — Und wenn sie denn auch dreihundert unter Brüdern werth ist; muß denn das der Schlucker wissen — — hopp! — — alle Teufel! kann man dann keinen Schritt thun, ohne sich die Zehen an den verfluchten Steinen abzustoßen! — doch, wie gesagt, mehr als hundert fünfzig Kronen geb' ich dem Hannes nicht für seine Wiese, und wenn er auch des Teufels würde; — — hopp! — — ei so wollt' ich doch daß so viele Teufel den vermaledeiten Weg bis in die unterste Hölle trügen, als ich Haare auf dem Kopfe habe! — — Hu! was ist das? — Geises, Maria! — — ha! es ist nur eine Eule! — hol' der Teufel die höllische Bestie, die einem rechtschaffenen Christenmenschen einen solchen Schrecken einjagen muß! — Aber wo Teufel bin ich dann hier? — das ist ja der Weg nicht mehr! — Hopp! — — Muß mich denn heute der Satan geritten haben, daß ich zu so später Stunde ausblieb! — hopp! — — na! hopp! — — hu! da heult ja schon wieder die unheimliche Be — — —

Und, plumps! lag er in einem Graben, der noch vom letzten Regen bis über die Hälfte von Wasser angefüllt war.

Nun erst sollst du ein Fluchen und Zetern gehört haben. Der Teufel war ihm jetzt zu einem Fluche nicht mehr gut genug: er mußte Gott, seinen Schöpfer im Himmel, verfluchen, der Schuft! —

Doch dieser schreckliche, gotteslästerliche Fluch bekam ihm schlimm.

Als er sich aus dem Graben herausgearbeitet hatte, und sich so recht giftig nach allen Seiten umsah, siehe, da erblickte er in der Ferne ein Licht, welches er für das eines nicht eben gar weit entfernten Hauses ansah. Ohne sich weiter zu bedenken humpelte er nach der Gegend hin, allwo er noch immer das Licht blinken sah; denn es mochte ihm eben nicht außerordentlich behagen, die Nacht auf freiem Felde, und naß wie ein Pudel, zuzubringen. —

Aber was er in der Finsterniß und in seinem Grimme

für ein Licht angesehen, war nichts weniger, als ein Licht in der Finsterniß, sondern es war ein böswilliges, schadenfrohes Traulicht (Irrlicht), vielleicht auch der Böse selbst, der wohl schon lange ein Auge auf den scheinheiligen Kronenmichel gehabt haben mochte.

Die Traulichter sind, wie du wohl weißt, tückische Kobolde, welche stets über giftigen Sümpfen und Unkenteichen her sind, in deren Tiefen sie ihre dunkle Wohnung aufgeschlagen haben. Nichts macht ihnen größeres Vergnügen, als wenn sich so ein verspäteter Wanderer, ein Trunkenbold, ein Spieler, oder dergleichen, zu ihnen hin verirrt. Ist einer einmal in ihren Bereich gekommen, so verwirren sie ihn dermaßen, daß er auch nicht einmal mehr seine rechte Hand von seiner linken zu unterscheiden vermag, und blindlings tappt er fürder und fürder, bis er endlich in einem Sumpfe stecken bleibt. —

Dieses alles war dem Kronenmichel nicht unbekannt, nur war er für den Augenblick zu sehr erbost, um sich daran zu erinnern. Scheltend und fluchend tappte er auf das Licht los, das sich ihm bald zu nähern, bald ihn wieder zu fliehen schien, ihm aber unaufhörlich — etwa wie er seinen lieben Gevattern — mit ungewöhnlicher Freundlichkeit zunickte. —

Aber bald sollte er erfahren mit welchem saubern Gesellen er es zu thun hatte: aber ach! er erfuhr's zu spät. — Schon hatte er sich in einen Sumpf hineingearbeitet, in welchem er desto tiefer versank, je mehr er sich abmühte herauszukommen. Ein höhnisches Lachen erklang gar schauerlich um ihn herum auf den Sümpfen, und plötzlich tanzten die Traulichter zu hunderten um ihn her, klatschten in die Hände, und sangen so unheimlich dazu, daß dem armen Michel die Haut schauerte. Und immer tiefer und tiefer versank der Unglückliche im Moraste. — Schon ging ihm das Wasser bis an den Hals, und stets sank und sank er. — Da, Niklas, — doch du mußt nicht schaudern! — da stieß der Elende denselben langen, hohlen, verzweiflungsvollen Schrei aus, den du in vergangener Nacht im Walde gehört, und der mir mehr als hundertmal die Haare zu Berg trieb, wenn

ich so auf freiem Felde des Nachts allein bei den Schafen wachte, — und mit dem letzten Ton war der Unglückselige im Sumpfe verschwunden.

Die Traulichter tanzten einen gar schauerlichen Todtenreigen über dem schrecklichen Grabe des Kronenmichels, und ihr unheimlicher Gesang soll bis hinüber nach Nennig erklungen sein.

Von jenem Tage an vernahmen die Leute in der Umgegend von Nennig und Remich allnächtlich den gräßlichen Schrei des Unglücklichen; und dem einsamen Schäfer auf dem Felde fährt in dunkler Nacht oft ein großer feuriger Mann mit einer übermenschlichen Schnelligkeit vorbei, welcher auf der Schulter einen großen, schweren rothglühenden Markstein trägt, und der von Zeit zu Zeit den schauerlichen Ruf ertönen läßt:

„Wo setz' ich den Markstein hin?!"
„Wo setz' ich ihn hin?! — —

Niemand aber hat den Muth, ihm auf seinen gespenstischen Ruf zu antworten. — — —

— So, ihr Leutchen, lautete die Erzählung des alten Benedickt, und ihr mögt denken, ob ich nicht bei Anhörung derselben den festen Entschluß faßte, nie in meinem Leben einem Menschen auch nur für einen Heller Unrecht zu thun. Ich habe mit der Hilfe Gottes meinen Vorsatz bis auf diesen Tag treu zu halten vermocht: und ich habe mich stets recht wohl dabei befunden. Thut demnach wie ich, Kinder, und ihr könnt versichert sein, daß es euch sowohl in diesem, als in jenem Leben, wohl gehen wird.

Beherzigt nur stets recht das schöne und wahre Sprichwort:
„Ehrlich währt am längsten."

XXX.

Die Sage

vom „Löwenfräulein" zu Eich.

Am linken Ufer der Alzette, und wenige Schritte nur hinter dem so schönen und reizend gelegenen Dorfe Eich, führte vor wenigen Jahren noch eine enge Schlucht, oder vielmehr nur ein Hohlweg, von der Landstraße hinab in die Äcker und Wiesen, welche sich längs dem Dorfe im üppigsten Schmucke an der Alzette hinziehen. Dieser Hohlweg, welcher bei dem neulich hier stattgefundenen Baue der neuen Straße von Luxemburg nach Echternach verschüttet worden ist, hatte an und für sich nichts, was das Auge des Fremden hätte anziehen können. Niedriges, verkrüppeltes Schlehdorngesträuch bedeckte die hohen Hügel an beiden Seiten und um denselben herum lag eine Strecke dürren, steinigten Erdreichs, auf welchem kaum einige mageren Disteln kümmerlich fortkamen. Aber eben die fast düstre Öde und Verlassenheit dieses Platzes mitten im üppigsten Grün fruchtbarer Aecker und Wiesen hätte dem geübten Auge des Beobachters, aber noch mehr hätte ihm der seltsame Name: „Löwenfräuleinhöhle", welchen der Hohlweg trug, auffallen müssen. Wer aber vollends sah, wie, sich ängstlich bekreuzigend, der verspätete Landmann zu nächtlicher Stunde hier vorbeieilte, der konnte sich unmöglich enthalten, den Dahineilenden nach dem Grunde dieser unbegreiflichen Furcht zu fragen: und nun berichtete man ihm, nicht ohne Zittern und Zagen, wie an diesem Orte allnächtlich eine

hohe weibliche Gestalt in weißem, wallendem Gewande umgehe, und tiefe, klagende Seufzer ausstoße. Und wenn er dann im Gasthofe zu Eich, wo er etwa übernachtete, weiter über diese sonderbare Erscheinung nachforschte, so erzählte ihm ein alter, silberhaariger Greis, der Vater des freundlichen Gastwirthes, eine Sage, welche den aufmerksamen Zuhörer eben so sehr unterhielt, als sie ihn in Erstaunen setzte: denn selbe gab ihm nicht allein genügenden Aufschluß über das Erscheinen des „Löwenfräuleins" (unter diesem Namen war die Erscheinung allgemein bekannt), sondern sie belehrte ihn auch, wie das Dorf, wo er eben übernachtete, seinen Namen erhalten.

Wir glaubten uns an dem freundlichen Leser, vor allem aber an dem wohlwollenden Leser von Eich, zu versündigen, wollten wir ihm die interessante Sage nicht mittheilen, welche schon beginnt aus dem Andenken der neuern Generationen zu verschwinden, und welche kaum mehr als verwischtes, farbloses, unkenntliches Luftgebilde im Gedächtnisse einiger steinalter Greise aufbehalten liegt.

Aber es ist diese Sage auch gewiß diejenige, welche, in Hinsicht auf unser Land, in die fernste, dunkelste Vorzeit hinausreicht: denn noch von jenen Zeiten gibt sie uns Kunde, wo in diesem heute so herrlich bevölkerten und echtchristlichen Lande kaum noch ein Dorf gefunden wurde, wo man noch den Göttern der alten Germanen, unserer tapfern und kräftigen Urväter, opferte, dem Wodan, dem Teut, dem Thor, der Hertha, der Freja, u. a. göttliche Ehre erwieß, und das heilige Kreuz des Welterlösers noch nirgends über die mächtigen Urwälder dieser kaum bewohnten Gauen heraufleuchtete.

Es möge demnach dieselbe hier folgen, so ungefähr, wie sie noch kürzlich uns selbst von einem der ältesten Greise der Umgegend erzählt worden ist: nur dürfte der Leser in gegenwärtiger Erzählung mehr Ordnung und Zusammenhang finden, als wir in derjenigen des alten Mannes, welcher uns selbe schlecht und recht, so wie er's eben verstand, mittheilte.

Vor vielen, vielen, vielleicht mehr als dreizehn hundert Jahren, gab es in unserm herrlichen und geliebten Lande kaum noch Dörfer, geschweige denn Städte. Durch die dichten, unwirthlichen Wälder desselben zog sich hie und da eine der dauerhaft gebauten Römerstraßen hin, von denen sich noch heute an manchen Orten Spuren vorfinden, und welche kluge Heerführer der Römer hieher hatten anlegen lassen, um ihren Legionen, welche fast ohne Unterbrechung mit den tapfern Urvölkern den Germanen und Galliern, Krieg führten, leichtern Durchzug zu verschaffen. Auch erhoben sich auf den hervorragendsten Höhen unsers Landes befestigte Burgen, welche die Römer ebenfalls hier erbaut hatten, um Schutz zu finden hinter den festen Mauern derselben, so oft sie von dem tapfern Feinde in offnem Felde besiegt, genöthigt waren, ihr Leben in Sicherheit zu bringen.

Nachdem aber später die Römer, sowohl durch den innern Verfall des eignen Reiches, als durch den kräftigen und hartnäckigen Widerstand der in der Blüthe ihren besten Kraft stehenden Urvölker, genöthigt worden waren, die Länder wieder zu räumen, deren zeitweiligen Besitz sie einzig ihrer schrankenlosen Eroberungssucht, und ihrer ausgebildeten Kriegskunst zu verdanken gehabt hatten, da waren die von ihnen erbauten Burgen in die Hände der Sieger gefallen, welche, durch die Erfahrung belehrt, selbe nun ihrerseits als befestigte Plätze benutzten und bewohnten.

Dieses war namentlich der Fall mit der Burg auf dem Bardenberge (Siehe die Sage von der Abtei von Clairfontaine) und jener auf dem gewaltigen „Bockfelsen", um den sich heute die Stadt Luxemburg mit ihren reizenden Vorstädten im weiten Kreise ausdehnt. Diese letztere war, wie schon einmal in diesem Buche angedeutet, etwa um das 3te Jahrhundert von Galienus, einem römischen Feldherrn, erbaut worden, und, nachdem sie viele Jahre im Besitz der Römer gewesen, endlich in die Hände des mächtigen, angesehenen und tapfern Anführers eines germanischen Volksstammes gefallen. Einer der Nachkommen dieses Häuptlings soll dieselbe noch etwa um das 5te bis 6te

Jahrhundert nach Christi bewohnt haben; und dieser ist es von welchem gegenwärtige Sage handelt.

Thuisko — so soll er geheißen haben — besaß eine Tochter, welche an hoher Schönheit und Vollkommenheit mit der Göttin Freja selbst hätte wetteifern können. Ihre hohe, schlanke und edle Gestalt hätte füglich mit dem kräftig und üppig aufsprossenden Stamme einer jungen Eiche können verglichen werden. Auf ihrer hohen, lilienweißen Stirne thronte neben edlem Stolze und ehrfurchtheischendem Adel, die reinste jungfräuliche Unschuld und eine fast kindliche Einfachheit. Ihr dichtes Goldhaar war in reichen Flechten auf eine zugleich einfache und sinnreiche Art um ihre erhabene Stirne gewunden. Ihr tiefes, strahlendes, blaues Auge blickte wohlwollend, aber dennoch gebietend, auf ihre Umgebung nieder. Ein junger Barde, welcher bisweilen auf der Burg einkehrte, hatte einst dasselbe mit dem freundlichen Abendstern verglichen wenn er aus dem tiefen, reinen Blau des Himmels hernieder funkelt. Ueber ihre fast durchsichtigen Wangen schien der reinste Duft einer eben der Knospe entsprühten Rose hingehaucht. Zwischen ihren anmuthig geschwellten Lippen erglänzte eine Reihe der reinsten Perlen, so oft ein Lächeln ihren holden Mund umzog und ihr edles Gesicht himmlisch belebte. Ihre hohe schlanke und zugleich kräftige Gestalt umfloß ein einfaches langes, weißes Gewand, welches am Halse mit einer reichen goldnen Spange, und über den Hüften mit einem goldburchwirkten und mit edlen Steinen besetzten Gürtel festgehalten wurde. — Wer die hohe, edle und stolze Jungfrau sah, wie sie, den leichten, aber fernhintreffenden Jagdspieß in der Rechten und von ihrem Liebling, einem gezähmten Löwen begleitet, von der hohen Burg hernieder und im schattigen Thale der Alzette entlang dahinschritt, der konnte kaum umhin, sie für eine der vielen altdeutschen Gottheiten, vielleicht für Diana selbst, zu halten. — —

Es war für das edle Fräulein der herrlichste Genuß, stundenlang im freien, grünen und schattigen Walde umherzustreifen, und, wetteifernd mit ihrem abgerichteten Be-

gleiter, dem Löwen, den Hirsch und das Reh zu jagen; oder, war sie ermüdet, auf weichem Moose gelagert dem Gesange der Vögel, dem Rauschen des Waldes und des Flusses zu lauschen.

Damals war's bei den freiheit- und naturliebenden Deutschen noch nicht zur Gewohnheit geworden, sich in ihre finstern und unzugänglichen Burgen einzuschließen. Ihr kräftiger und gesunder Sinn gefiel sich am liebsten draußen im weiten, unbeschränkten, freien Raume, unter dem reinen blauen Himmelsgewölbe und in dem heiligen Dämmerdunkel ihrer herrlichen Wälder. Und schweiften sie auch nicht mehr, wie einst ihre Väter, beständig und sonder anderes Obdach in den Wäldern herum, hatten sie auch während ihrer langen Kämpfe mit den klugen und erfahrnen Römern den Vortheil fester und befestigter Wohnsitze einsehen gelernt: so blieb es doch noch immer ihre größte Lust, frei, wie der Vogel in der Luft, frei, wie das Wild ihrer Wälder, in den dichten und schattigen Waldungen umherzuschweifen, den Hirsch, das Wildschwein, den Wolf oder den Bären zu jagen.

Und so weilte denn auch Bertha, die Tochter Thuisko's, lieber draußen im Freien, als drinnen in der engen Dunkelheit ihrer Gemächer; und täglich eilte sie deßwegen hinaus und durchstreifte stundenweit die Thäler und Gründe der Umgegend.

Dieses aber that sie besonders gern, seitdem der vorgenannte Bardenjüngling an der Seite ihres Vaters, und als der Lebensretter desselben, auf der Burg erschienen war, um von dem dankbaren Häuptling seiner Tochter als ihren Bräutigam vorgestellt zu werden. Aus einem ganzen Troß von wüthenden, erbitterten Feinden hatte der junge Held, der eben so tapfer kämpfte, als er lieblich sang und die Harfe spielte, den geehrten und geliebten Anführer herausgerissen, und durch diese muthige That einen Preis gewonnen, wie ihn selten noch ein Fürst und ein König auf seinem Throne errungen haben mag.

Aber der Aufenthalt des Verlobten auf der Burg war

nur von kurzer Dauer gewesen. Noch war die Fehde, welche des Fräuleins Vater gegen einen andern ebenfalls mächtigen Häuptling bestand, nicht geendigt. Thuisko und der junge Barde waren also wieder hinausgezogen zum Kampfe, in welchem der kühne Heldenjüngling sowohl durch sein glänzendes Beispiel, als durch seine herrlichen Kriegslieder durch welche er seine Krieger begeisterte, Großes zum Siege beitragen konnte, fast noch Größeres, als der kampfergraute und waffenkundige Häuptling Thuisko selbst mit seinem wuchtigen Schlachtschwert und seiner todbringenden Streitart. — —

Von nun an war für Bertha die Burg und ihr Zimmer enger und düstrer als je, und doppelt lange weilte sie nun draußen in den dunkelbeschatteten Felsenthalen.

Da geschah es eines Tages, daß sie auf einem ihrer Ausflüge bis in das Thal gelangte, wo sich heute das Dorf Eich, und diesem gegenüber die Dörfer Weimerskirch und Dommeldingen so malerisch längs der Alzette dahinziehen.—An dem Orte aber, wo heut zu Tage reges, lautes Treiben vieler tausend glücklicher Menschen herrscht, war damals rings nichts zu sehen, als hohe, himmelanstrebende Eichen und Buchen, und nur die Stimme der Vögel, welche auf Bäumen und Hecken rings umher nisteten und sich erlustigten, störte die Einsamkeit dieses heute so froh belebten Thälchens.—Just an der Stelle, wo—wie die Sage lehrt—mehrere Jahrhunderte nachher das erste Haus von Eich erbaut wurde, stand eine Eiche so herrlich und riesenhaft, als sie weit und breit nicht mehr gefunden wurde. Ihr rauschender Gipfel erstreckte sich hoch in die Wolken, und ihre mächtigen, dichtbelaubten Äste hätten einer ganzen Cohorte Schatten und Kühlung spenden können. Hier unter dem gewaltigen Baume ließ sich die Jungfrau nieder, um ungestört und unbelauscht gewissen Träumereien nachzuhängen, von denen ihr Herz vor wenigen Wochen noch nicht die geringste Ahnung gehabt hatte. Ihre Gedanken schweiften in die Ferne, und suchten im Getümmel der

Schlacht den Vater und — den kühnen Jüngling, seinen Lebensretter. — —

Aus diesen Träumereien weckte sie ein Rauschen im Laube. Sie blickte empor, und siehe, vor ihr stand eine hohe, ernste Gestalt mit langem auf die Brust herniederwallendem Silberbarte, von majestätischer Haltung und mit ehrfurchtgebietenden Gesichtszügen. In seiner Rechten trug der Greis einen langen, am obern Ende gebognen Wanderstab, und in der Linken hielt er etwas wie eine Pergamentrolle. Seine Lenden gürtete ein roher Strick und an den Füßen trug er Sandalen. Er redete die Jungfrau mit dem freundlichen Gruße der Christen: „Gelobt sei Christus der Herr!" an; diese aber, vor Überraschung und Staunen keines Wortes mächtig, hatte schon den Fuß zum Fliehen erhoben, als der Unbekannte sie mit freundlicher, sanfter Stimme zum Bleiben aufforderte.

„Bleib'," so ertönte die wohlklingende Stimme des Greisen," bleib, hohe Jungfrau, und entferne von Dir das Mißtrauen und die Furcht. Siehe, nicht betret' ich den Boden dieses Landes mit Gefühlen des Grolls, nicht komm' ich hieher mit feindlichem Sinnen im Herzen: nein, meine Tochter, vom Allvater, den auch Du nennst, ohne ihn zu kennen, bin ich gesandt zu den Bewohnern dieser Thäler, um ihnen die beseeligende Lehre des Heils, die Lehre des göttlichen Erlösers zu verkünden."

Nun erst erhob die Jungfrau die hellen, durchdringenden Blicke empor zum Antlitze des Greisen. Und siehe, in seinen Gesichtszügen that sich neben dem reinsten Seelenadel und der unverkennbarsten Hoheit eine solch hehre Milde, ein so freundliches Wohlwollen, kund, daß das Fräulein sich zu ihm, wie zu einem Wesen höherer Art, hingezogen fühlte. Sie trat einen Schritt näher und sprach: „Wer du auch seist, ehrwürdiger Greis, ein Bewohner dieser Welt, oder ein Wesen Walhalla's, sei mir gegrüßt! Siehe deine hohe majestätische Gestalt und dein ehrwürdiges Antlitz deuten auf Würde der Götter; doch Dein einfaches, grobes Gewand zeugt fast noch eher von der Dürftigkeit

des Erdenbewohners. Dich habe Allvater gesandt, sagst Du, uns, den Bewohnern dieses Landes, die Lehre des Heils zu bringen. Du bist also in der That einer der Götterboten aus Walhalla? Oder bist Du einer der hochverehrten Barden, einer der Götterpriester, die da in den dunkelschattigen, heiligen Hainen das Lob der Ewigen zur Harfe singen, und ihnen auf den geweihten Höhen der Opferberge wohlgefällige Opfer darbringen? Wohlan denn, Mann des Heils und des Segens, sei mir abermals und zehnfach gegrüßt! Auch vor mir, der Jungfrau, wirst Du Deinen Mund aufthun, um mir die Lehre des Ewigen zu verkünden, und mich näher zu bringen den Allgewaltigen; denn siehe, auch die Jungfrau dürstet nach besserer Erkenntniß, nach hellerem Schauen der Götter."

So die Jungfrau.

Aber sanften und versöhnenden Ernstes erwiederte der Greis:

„Nicht bin ich, o heidnische Jungfrau, ein Bewohner eures erdichteten Walhalla's; nicht bin ich einer von euren betrogenen oder betrügenden Götzenpriestern; nicht weiß ich das Lob des Allerheiligsten zur Harfe zu singen, noch bringe ich im Dunkel heiliger Haine dem liebevollen Vater im Himmel grausamer Weise gewürgte Mitbrüder zum Opfer dar. Nein, o Jungfrau, ich bin ein — wenn auch unwürdiger — Diener jenes Gottes, der da in einem einzigen allmächtigen Gedanken Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, Meer und festes Land, Pflanze und Thier, kurz, alles, was da lebt und webt im unermeßlichen Raume, aus dem Nichts in's Dasein gerufen hat; des Gottes, der da steht über alle falschen Götter der Erde; des Gottes, der allein Gott, allein groß, allein herrlich, allein heilig, allein anbetungswürdig ist. Sein Wort ist an mich ergangen, hinauszugehen zu den Heiden, und ihnen das Evangelium zu verkünden, auf daß durch das strahlende Licht desselben erleuchtet werde die Finsterniß der Abgötterei, auf daß ausgerottet werde der Glaube an die falschen Götter, die da heißen Wodan, Theut, Thor, Sater,

Hertha und Freja, und welche nichts sind, als Erdichtung eurer übelberichteten Barden und — — —

„Was sprichst Du da!“ unterbrach zürnend den Greisen die heidnische Jungfrau; wie, alter Mann, Du wagst es, wider die mächtigen Götter und ihre ehrwürdigen Diener, die Barden, zu sprechen! Welch finstrer Geist redet denn aus Dir, o Greis! dessen frevelvolle Rede sein Antlitz Lüge straft? Ha! Dich haben die erzürnten Götter wohl der Gabe des Verstandes beraubt, weil Du fürwitzig in die nie ergründeten Tiefen ihrer heiligen Geheimniße hast dringen wollen, und siehe, nicht Adel, nicht Würde, sondern nur stolze Selbsterhebung drücken die Züge Deines Angesichtes aus. Du möchtest einen neuen, einen unbekannten Gott lehren, der größer sei, als alle Götter der Erde, auf daß Du, der Du Dich zum Diener desselben erhebst, selbst groß und gewaltig erscheinest in den Augen des Volkes.“

„Sprich nicht so, heidnische Jungfrau,“ gegenredete mild der Greis; „denn siehe, weiß ich doch eben gar wohl, daß mein Antlitz nicht solchen Adel und Würde, wie du sie meintest, ausdrückt. Aber stolze Selbsterhebung mag wohl auch nicht in meinem Herzen Raum gefunden haben. Siehe, ein Wurm im Staube, bete ich den Gott des Himmels und der Erde an: jedoch vermag ich nicht den erdichteten und machtlosen Göttern eurer Barden Ehre und Anbetung zu weihen. Nur um ihrer selbstwillen fordern die Barden von euch armen Verblendeten, Anbetung und Ehre für ihre erfundenen Götzen, und“ — — —

„Schweig, Greis! und rede nicht ferner wider die gewaltigen Mächte, welche Dein stolzes Haupt mit einem einzigen Blitzstrahl zerschmettern können! Lästre nicht mit frevelnder Zunge die Diener derselben, die, größer und demüthiger, als Du, die erhabenen Götter, welche Du zu lästern wagst, unaufhörlich loben und preisen, und, knieend, vor ihnen das ehrwürdige Haupt beugen.— Geh hin, Du stolzer Greis! entweich aus diesen Thalen, welche jenen Göttern geheiligt sind, die Dein wahnsinniger Mund ge-

schmäht hat! Fleuch, auf daß Dich nicht das Racheschwert unserer Barden erreiche! denn, siehe, auf Wodans Altare würden sie Dein rauschendes Blut opfern, die Gewaltigen zu versöhnen, die Du in Deinem Wahnsinne zu lästern gewagt hast!"

Und mit einer gebietenden, zornigen Geberde befahl die Jungfrau dem Greisen, sich zu entfernen.

Aber heiter und furchtlos stand dieser und sprach:

„Selig! o tausendmal selig! sollte ich gewürdiget werden, mein Blut für Denjenigen zu vergießen, Der das Seinige am schmählichen Stamme des Kreuzes für mich vergossen hat. O! glaube ja nicht, heidnische Jungfrau, daß ich mich feig dem Martertode entziehen wolle, da, wo es gilt, für die Wahrheit und Göttlichkeit der Lehre meines Heilandes zu zeugen! Hätte ich tausend Leben, willig wärfe ich sie hin, meinem Erlöser auch nur eine einzige Seele zu gewinnen. Alles Blut der Menschheit wiegt einen Tropfen des unschätzbaren Blutes meines gekreuzigten Heilandes nicht auf, und dennoch ist dieses für die Erlösung des Menschen geflossen."

So sprach, heiliger Begeisterung voll, der christliche Greis, und fast überirdisch strahlend sah sein Auge zum Himmel empor.

Die Tochter Thuisko's konnte sich bei solcher Begeisterung kaum des Mitleids erwehren. Die heidnische Jungfrau, welche die Gefühle des Greisen nicht zu begreifen vermochte, glaubte es spreche der Wahnsinn aus ihm, und sein Geist sei verwirrt worden, durch das Grübeln in den verborgnen Geheimnissen der Götter. Nie war der Name eines fremden, ihr unbekannten Gottes, nie ein Wort von der Lehre des göttlichen Erlösers zu ihrem Ohre gedrungen: was Wunder also, wenn ihr die Worte des christlichen Greisen seltsam vorkamen. Von frühester Kindheit auf hatte sie sich daran gewöhnt, zu den Göttern ihrer Väter zu beten; tief hatten die religiösen Gesänge ihrer Barden die Namen dieser Götter, oder vergötterter Helden, ihrem empfänglichen Herzen eingeprägt; die ernsten und feierlichen Ceremonien ihres

Gottesdienstes hatten ihr ganzes Gemüth mit tiefer, heiliger Ehrfurcht gegen die furchtbar Gewaltigen erfüllt: wie hätten ihr da die Worte des christlichen Apostels nicht frevelhaft, nicht gotteslästerlich vorkommen sollen.

Es begann sie zu grauen in der Nähe eines Sterblichen, der seine Geringschätzung gegen die mächtigen Götter und ihre Diener so unverhohlen auszudrücken wagte; und schnellen Schrittes enteilte sie deßhalb dem Orte, den, ihrer Ansicht nach, die Worte des Greisen entweiht, und auf denselbe den rächenden Blitzstrahl des gewaltigen Thors (Donnerers) herabgerufen hatten.

Der Greis aber, welcher, von weiter Wanderung ermüdet, nicht weiter konnte, suchte und fand Ruhe und Obdach in einer nahen Höhle. Hier wollte er einige Tage verweilen, um sich auf das wichtige und heilige Werk der Heidenbekehrung vorzubereiten. Seine Speise waren die Beeren und Wurzeln des Waldes, und sein Trank das Wasser eines kühlen, klaren Quells, der aus einem nahen Felsen hervorbrach. — —

Unterdessen war die Tochter des Germanenhäuptlings auf der väterlichen Burg angelangt, und hatte hier zu ihrer höchsten Freude den Vater und den Bräutigam gefunden, welche aus dem plötzlich beendigten Kampfe gesund und unversehrt heimgekehet waren.

Sie vernahm von ihnen, daß die beiden feindlichen Häuptlinge, sich darum nur so plötzlich die Hand zur Versöhnung gereicht hatten, um in Gemeinschaft mit den Heerführern der deutschen Völkerschaften unsers Landes und der angrenzenden Länder einem mächtigen und gewandten Feinde Widerstand zu leisten, der von Süden her gegen sie heranzog, und dem sich schon mehrere Stämme der angrenzenden Gallier hatten unterwerfen müssen.

Dieser mächtige Feind aber war kein anderer, als Chlodwig, der Frankenkönig, welcher kurze Zeit vorher, auf wunderbare Weise von Gott erleuchtet, zum Christenthum übergetreten, und von dem heiligen Remigius im Dome zu Reims feierlichst getauft worden war. Er hatte im Sinne,

sich all die andern kleinern Fürsten Galliens zu unterwerfen; und da unser Land dicht an die Länder dieser Fürsten grenzte, so that es auch hier Noth, daß sich die Bevölkerung kampffertig hielt, um dem Feinde ihrer Götter sowohl, als ihrer Unabhängigkeit, nach Kräften zu begegnen. Dieses also war der Grund der Versöhnung Thuisko's mit seinem Gegner, so wie denn überhaupt der Beilegung jeder Fehde zwischen den verschiedenen Häuptlingen des Landes.

Das Alles erfuhr Bertha von ihrem Vater: und plötzlich durchzuckte ihre Seele ein Gedanke, den nur der arglistige Höllenfeind in einem so reinen Gemüthe, wie das ihrige konnte aufkommen lassen. Ihr fiel nämlich plötzlich der Greis von heute Morgen und seine seltsamen Reden wieder ein, und wie ein Funke der Hölle entglomm bei ihr der Gedanke: Dieser Mann ist gewiß einer von den ausgeschickten Spähern des Frankenkönigs, und nur deßwegen hat er seine Schritte nach diesen Thälern gelenkt, um den Bewohnern derselben Verderben zu bereiten.

Dieser Gedanke machte sie erblaßen. Sie faßte plötzlich die Hand ihres Vaters und rief: „Vater, ach Vater! ein Verräther weilt vielleicht schon in unserer Nähe! Ein Greis begegnete mir diesen Morgen auf meiner Wanderung in's Thal, und siehe, derselbe hat in meiner Gegenwart die mächtigen Götter und ihre Diener, unsere Barden, zu lästern gewagt. O Vater! dieser Mann ist gewiß ein Abgesandter des feindlichen Frankenkönigs und Dir und — — (hier stockte sie) ja uns allen droht vielleicht nahes Verderben."

Bei diesen Worten erglühte das Auge der beiden Krieger in grimmigem Feuer, und ihr kräftiger Fuß stampfte den Boden. Ihre Rechte fuhr nach dem Schwert an ihrer Seite und über ihre Stirne zogen düstre, unheildrohende Wolken. Sie ließen sich von der Jungfrau den Ort genau beschreiben, wo ihr der verdächtige Unbekannte entgegen getreten war, dann verließen sie ohne ein Wort zu sagen das Gemach und die Burg. — —

Draußen war ein schweres Gewitter heraufgezogen....

In den gewaltigen Eichen rauschte es gar wild und

schauerlich. Dichtes schwarzes Gewölk hing drückend und unheilverkündend am Himmel. Von Zeit zu Zeit durchzuckten dasselbe schlängelnde Blitze. Grimmig grollte der Donner ihnen nach und wiederhallte tausendfach in den Thälern und Gründen der Umgegend.

Dem Fräulein ward ängstlich zu Muthe, und sie wünschte, dem Vater und Verlobten den Greisen nicht verrathen zu haben. — —

Heftiger und immer heftiger stürmt es draußen. Die ungeheuren Eichen ächzen und stöhnen unter dem Drängen des Sturmes, als haben sie Gefühl. Die Felsen, in deren klaffenden Spalten sich der Sturm verfängt, stoßen ein langes, schauerliches Klagegeheul aus. Bertha schaudert zusammen: ihr war's, als ob sie den verzweifelnden Hilferuf eines Unglücklichen vernommen habe, den man eben im Begriff ist, zu ermorden.

So sitzt sie, und bangt, und betet, und starrt hinaus in die wildbewegten Elemente.

Stunden sind verflossen: und immer kehren ihr Vater und ihr Verlobter nicht zurück.

Endlich kann sie es nicht länger aushalten. Sie ergreift ihren Jagdspieß, und von dem treuen Löwen gefolgt, stürzt sie hinaus in die Nacht, in den Sturm. — —

Eine unnennbare Angst treibt sie unaufhörlich fürder und fürder das Thal der Alzette entlang. Sie erreicht den Ort und die Eiche, wo ihr am Morgen der Greis entgegengetreten war, und sie mit so vieler Milde und Freundlichkeit angeredet hatte. Sie tritt unter den gewaltigen Baum und — o des Entsetzens! — ihr Fuß berührt im Dunkeln die Leichen zweier Krieger! Ein flammender Blitz: — und — o ihr Götter! — sie erkennt ihren Vater und ihren Bräutigam, welche vom Blitze erschlagen hier liegen. Die Hand der beiden Krieger umfaßt krampfhaft das Schwert, an welchem im schauerlichen Lichte des Blitzes frisches, triefendes Blut sichtbar wird. — —

In der Schlucht, welche wir am Eingange dieser Erzählung „Löwenfräuleinhöhle" genannt haben, liegt eben-

falls eine kalte, starre Leiche. Aber nicht vom Blitze erschlagen liegt diese: über und über ist sie bedeckt von klaffenden, noch triefenden Wunden. Es ist der Leichnam des christlichen Greisen, ermordet von denjenigen, welche, von einem rächenden Blitzstrahl erschlagen, unter der Eiche hier liegen. — —

Wilder Schmerz erfaßt die Seele des Fräuleins beim Anblick des entseelten Vaters, des erschlagenen Bräutigams. Laut rufen Reue und Verzweiflung ihr zu: Du, du hast den Vater, den Geliebten getödtet, deine unvorsichtige Rede hat sie hinausgetrieben in den Sturm, in den Tod. Auch das Blut, welches an diesen Schwertern klebt, hast du vergossen; ohne dein voreiliges Wort läge auch der Greis nicht ermordet auf dem kalten blutigen Rasen dieses Thals! Diesen entsetzlichen Gedanken erträgt sie nicht: —

„Wodan und all ihr Götter vergebt!" ruft sie mit wirrem Blicke zum Himmel; dann stößt sie sich die scharfe Spitze ihres Jagdspießes tief in die Brust und sinkt entseelt auf die Leichen ihrer Geliebten....

Winselnd leckt der treue Löwe ihre Wunde: dann legt er sich an der Leiche der Jungfrau nieder und bewacht — treu bis zum Tode — dieselbe, bis auch ihm das Auge im Tode erlischt.

Zur selben Stunde aber, in welcher das Fräulein starb, fuhr ein flammender Blitz hernieder auf die Burg ihres Vaters, und schon nach wenigen Stunden war dieselbe nur noch ein schwarzer, düsterer Schutthaufen. Aus den ausgebrannten Fensteröffnungen leuchtete die Gluth schauerlich und entsetzlich wie das Auge des höllischen Feindes vom Bockfelsen in's Thal hernieder.

Auf diese Weise endete das Haus des Germanenhäuptlings auf dem Bockfelsen.

Bertha aber fand im Grabe keine Ruhe. Noch bis auf diesen Tag soll sie, vom Schatten ihres treuen Löwen begleitet, allnächtlich in ihrem langen, weißen, wallenden Gewande und unter schauerlichem Seufzen und Wehklagen längs der Alzette hingleiten, und endlich in der „Löwen-

fräuleinhöhle" verschwinden, allwo der ehrwürdige Christengreis durch ihre Schuld von ihrem Vater und ihrem Geliebten ermordet worden, unt wo seine Leiche ohne Begräbniß, den wilden Thieren preisgegeben, gelegen hatte.

Ein einfaches Steinkreuz bezeichnet heute den Ort, wo dieser entsetzliche Mord Statt gefunden, und wo allnächtlich das „Löwenfräulein" unter Klagen und Seufzen zu verschwinden pflegt. —

An dem Platze aber, wo die vorerwähnte mächtige Eiche gestanden, soll das erste Haus des Dorfes Eich auferbau worden sein, welches, so wie später das ganze Dorf, von der „Eich'" den Namen erhalten haben soll.

XXXI.

Die Sage
vom Spieler, der sich dem Teufel verschworen.

Zu Straßen, einem Dorfe, von dem schon einmal in diesem Buche Erwähnung geschah, lebte vor vielen Jahren ein junger Bursche, dessen größte Lust auf Erden es war, Karten zu spielen. Wo er stand und ging, da beschäftigte sich seine Seele mit diesem Spiele, und nie ging er aus, ohne ein Spiel Karten in der Tasche zu haben. Fand er sich dann mit Seinesgleichen zusammen, gleich galt's, ob an der offnen Landstraße oder an einem andern, abgelegenern Orte, da wurden die Karten hervorgelangt, jedes andere Geschäft bei Seite gesetzt, man setzte sich nieder und machte ein Spiel. Bisweilen geschah es sogar, daß unser Peter — so hieß der Bursche — sich ganz mutterseelenallein hinsetzte und zugleich für und wider sich spielte. Zu Hause, und später auch im Wirthshause, ward oft ganze Nächte hindurch und bei Gelegenheit sogar mehrere Tage hintereinander gespielt.

Oft schon hatte der verständige Herr Pfarrer den Peter ermahnt, doch um Gotteswillen seine schrankenlose Spielsucht zu bekämpfen, weil ihn dieselbe ja unfehlbar in's Verderben führen müßte; aber Peter verlachte jede gutgemeinte Warnung (sein Vater spiele ja auch, sagte er), und so spielte er denn je länger je lieber.

Und so geschah es denn wohl auch zuweilen, daß er unglücklich spielte, und daß die Kreuzer aus seiner Tasche in

die der Andern hinüber wanderten, was unserm Peter eben nicht sonderlich zusagte; denn der gute Bursche hielt mächtig viel auf Ehre und Ruhm und auf — seine Kreuzer. Um deßwegen diesem ärgerlichen Übelstande abzuhelfen, beschloß er in Zukunft dem treulosen Zufall das Handwerk zu legen, was der Unkundige in seiner Unerfahrenheit vielleicht „falsch spielen" nennt; und siehe, so gings schon eher. Er verlor jetzt weit seltner, dagegen aber thaten dieses seine Spielgenossen nun um so häufiger, was dem wackern und erfindungsreichen Peter kein kleines Gaudium verursachte.

Nun aber trug es sich zu, daß er mit mehrern seiner braven Gesellen eines Sonntags, anstatt in die Vesper zu gehen, sich seiner Lieblingsbeschäftigung hingab, bei welcher Gelegenheit er wieder, wie seit einiger Zeit immer, gewann, und dabei seinen Spielgenossen die ergötzlichsten Schnurren (für ihr Geld, wie immer, versteht sich) riß, zu denen die finstern und unhöflichen Gesellen nicht einmal lachen wollten. Einer derselben ließ es sich sogar beikommen, den Peter in seiner allerwitzigsten Schnurre zu unterbrechen, um die einfältige Bemerkung zu machen, das könne nun und nimmermehr mit rechten Dingen zugehen, und der Peter müsse auf diese oder die andere Weise an seinen Kamaraden zum Spitzbuben werden; denn ein solch anhaltendes Glück sei ein- für allemal unerhört und unbegreiflich.

Diese Bemerkung, welche unser handfeste Peter wohl sonst mit einem bündigen Puff erwiedert haben würde, ward allsogleich von der ganzen Rotte in Schutz genommen, und so mußte sich der gute Bursche schon für diesmal damit begnügen, seine Faust in der Tasche zu machen. Aber weit entfernt, sich bei einer so beispiellosen Mäßigung von Seiten Peters im höchsten Grade zufrieden zu erklären, forderten die Aufrührer — die Unverschämten! — er solle auch noch alles in dieser Sitzung gewonnene Geld bis auf den Deut wieder herausgeben; denn, sagten sie, er habe es, um deutsch zu sprechen, ja doch nur gestohlen. — —

Na, das war doch zu arg; und unser Peter, dem's auf ein Schock Flüche und Schimpfnamen mehr oder weniger

eben nicht ankam, donnerte mit einem Schwall der energischsten und auferbaulichsten Schimpfwörter auf die unverschämten und aller feinern Lebensart baren Wichte los. Doch siehe, die Schufte hatten eben so wenig Gehör, als besseres Gefühl, und das Fluchen und Schimpfen des aufgeregten Peters machte auf sie nicht mehr Eindruck, als es das Summen einer erbosten Wespe gethan haben würde, welcher man den Stachel geraubt hat. — Ja, sie gingen sogar so weit — die Spitzbuben! — ihm vollends mit einer peremtorischen Tracht Prügel zu drohen, wenn er nicht endlich's Maul halten, und, anstatt mit Flüchen und Schimpfnamen, mit den gestohlenen Groschen herausrücken werde.

Doch siehe, unser Peter, der eben kein Gimpel war, und der es wie keiner verstand, den Mantel nach dem Regen zu hängen, hatte es auch diesmal wie der Blitz los, woher der Wind wehe. Als ein wahrer Schlaukopf zog er allsogleich andere Saiten auf, und eben war er im Begriff, mit der Fertigkeit des vollendeten Meisters vom wildesten *furioso* zum gelindesten *grazioso* überzuspringen, und seinen lieben Genossen seine allerzärtlichste und allerversöhnlichste Weise aufzuspielen, als einer aus der Rotte ausrief: „Na, Kamaraden, wenn denn der Peter wirklich so aufrichtig gespielt hat, wie er's behauptet, so mag er doch einen Eid drauf thun, dann möge er unsertwegen nur mit dem gestohlenen Gelde zum Teufel gehen".

Hei! das war Wasser auf Peters Mühle, und wie da sein Herz, das schon begonnen hatte tief in die Hosen zu sinken, plötzlich wieder Muth und Hoffnung faßte.

„Ja, Kamaraden!" rief er mit verklärtem Gesichte, „ja, wenn ich falsch gespielt habe, so möge mich auf der Stelle der Teufel zwei Klafter hoch in die Luft schnellen, und ich will des Teufels sein mein ganzes Leben lang!"

Kaum war dieser entsetzliche Schwur über seine Lippen, hu! da schnellte ihn, Niemand sah wie, eine unsichtbare Hand mit einer übermenschlichen Kraft bis an die Stubenecke, und mit einem gräßlichen Schrei fuhr der Unglückselige

wieder herab auf den Boden, wo er in einer todähnlichen Ohnmacht liegen blieb. Das ganze Haus erfüllte ein scheußlicher Schwefelgeruch von unten bis oben, und dieser Gestank erhielt sich trotz Weihrauch und Weihwasser mehrere Monate lang an diesem Orte des Unglücks. — — Voll tiefen Grausens und Entsetzens floh die Rotte der Spielgesellen davon, und verbreitete überall die Mähr, den Peter habe lebendiges Leibes der Teufel geholt.

Der Herr Pastor wurde gerufen und unter seiner geschickten Hand erwachte der Elende wieder zum Leben. Aber fast wäre es besser für ihn gewesen, wenn er noch Jahre hindurch in Ohnmacht hätte liegen können: denn kaum hatte er die Augen geöffnet, als er, auf eine dunkle Stelle im Zimmer deutend, mit grausenerregender Stimme und mit Geberden wahnsinnigen Schreckens aufkreischte: „Hu! dort steht er! dort steht er! Seht, seht, wie er die Zähne gegen mich fletscht! — Ha! da kommt er! er kommt! — er greift nach mir! — er faßt mich! — zu Hilfe! zu Hilfe! hu!“ — —
Und so gings Stunden lang hinter einander fort.

Man ließ von nah und fern berühmte und im Geruch der Heiligkeit stehende Kloster- und Weltgeistliche herbei rufen: alles war vergebens, Niemand konnte helfen.

Und so mußten sich denn die bedauernswerthen Eltern entschließen, sich mit ihrem unglückseligen Sohne bis nach Rom zum heiligen Vater zu verfügen, allwo er zwar endlich vom Teufel erlöst wurde, aber dafür auch das feierliche Gelübde ablegen mußte, in ein Kloster zu gehen, um dort zeitlebens seinen entsetzlichen Frevel zu büßen.

Schon zu Rom selbst erfüllte der Unglückliche sein Gelübde, und trat als dienender Bruder in ein Kloster des heiligen Franziskus ein. Bettelnd aber kehrten seine unglücklichen und tiefgebeugten Eltern in ihre Heimath zurück, jeden ihrer Schritte mit herben Thränen bezeichnend. Nun erst sahen sie ein, wie schwer sich jene Eltern an ihren Kindern versündigen, welche denselben das unselige Kartenspiel nicht streng und ausdrücklich untersagen. Jetzt erst fühlten sie, daß der Fluch, welcher durch die Schuld der Eltern die Kinder trifft,

jene doppelt und dreifach belastet. Sie mußten sich unter unsäglichem Herzenleid gestehen, daß sie selbst den größten Theil der Schuld ihres Sohnes auf dem Herzen trugen, denn nicht nur hatten sie das Kartenspiel bei ihrem Sohne und in ihrem Hause geduldet, sondern auch sie hatten selbst mitgespielt, der Vater selbst hatte seinem Kinde das verderbliche Spiel gelehrt. —

O der unbesonnenen und unverständigen Eltern!

XXXII.

Die Sage

vom gespenstigen Husaren zu Bartringen.

— Jaja, lacht nur, ihr Jungen, die ihr euch für Gott weiß wie gelehrt haltet, und gern über alte Leute spotten möchtet, wenn sie euch von etwas erzählen, wovon ihr euch trotz all eurer Naseweisheit keinen Begriff machen könnt. Oder meint ihr, weil ihr Gelbschnäbel dergleichen weder gesehen noch gehört habt, es müsse gleich unwahr sein, daß es Gespenster und „Warnungen" gebe. — Und warum sollte es denn unmöglich sein, ihr gelahrten Männlein, daß ein von seinem Körper geschiedener Geist den fernen Freunden und Verwandten ein Zeichen, oder wie wir's hier zu Lande nennen, eine „Warnung" gebe, und zumal, wenn er ihrer Hilfe, ihres Gebetes bedarf, um die Zeit seiner Qualen im Fegfeuer abzukürzen.—Was lebt denn in der Welt? ist's etwa Lehm und Erde, ist's der Leib von Staub, die sterbliche Hülle, oder ist's der Geist, der dieselbe bewohnt? — Und wenn's nun der Geist ist, dann wird er ebensowohl nach als vorher leben: und weil er wirklich nach dem Tode des Leibes fortlebt, so wird er ja auch wohl im Stande sein, sich auf diese oder die andere Weise seinen Freunden oder Verwandten begreiflich zu machen. —

— Ja, Großvater, aber unsichtbar sind immer die Geister; dies steht im Katechismus.—

— Steht es? — na, dann muß es auch wohl wahr sein; aber ein Geist ist ja auch kein Gespenst, und ich behaupte nur, daß man Gespenster sehen kann.

— Welches ist denn der Unterschied zwischen einem Geist und einem Gespenst, Großvater?

— Hast du's denn nicht so eben gehört? — ein Geist ist unsichtbar, ein Gespenst aber kann man sehen.

— Der Lehrer aber hat uns in der Schule gesagt, wir sollen nicht an Gespenster glauben, dergleichen sei nichts als eitel Firlefanz.

— Hat er? — nun, der gute Mann ist noch jung, und mag eben noch gar wenige Erfahrungen gemacht haben.— Aber ich sage und behaupte, daß man Gespenster sehen und hören kann. Denn, wie oben gesagt, in der Nacht, wo die selige Base von Tintingen, die alte Susel, starb, geschah um die elfte Stunde ein so gewaltiger Schlag an unsern alten Schrank dort, daß wir alle im Hause aus dem Schlafe auffuhren: und war's nicht just in derselben Stunde, wo die gute Susel verschieden? he! Liese? (zu meiner Mutter) — denn das muß dir noch gedenken, du warst ja damals schon ein großes Mädchen. Wenn die Gertrud, deine Schwester, hier wäre, die könnt's ebenfalls sagen, denn sie weiß es gewiß auch noch. —

— Aber, Großvater, wenn wirklich auch ein Schlag an den Schrank geschah, muß denn dieses eben die alte Susel gewesen sein?

— Weißt du wohl, Bursch, daß ein Narr mehr Fragen stellen kann, als hundert Kluge deren zu beantworten im Stande sind. Wenn du auf der Welt nichts glauben willst, als was auf der Hand liegt, und Pünktlein um Pünktlein erwiesen ist, dann hätte wohl der liebe Gott die Mühe sparen können dich zu erschaffen: denn auf diese Art würdest du ja nicht einmal an den lieben Gott selbst glauben.

— Ei, Großvater, das ist auch ganz was Anderes: vom lieben Gott lehrt uns die Offenbarung im alten und neuen Testamente; von Ihm lehrt ja Sein eigner, eingeborner Sohn, unser Herr und Heiland und die heilige Kirche.

— Ei, da hast du dich selbst gefangen, Bursche: denn steht's nicht auch in der heiligen Schrift ausdrücklich geschrieben,

daß König Saul den Geist (oder das Gespenst, wenn ihr wollt) des Hohenpriesters Samuel gesehen hat, he? — Und wenn's nun auch kein Glaubensartikel ist, daß man dergleichen sehen und hören kann, so will ich's dennoch glauben; denn ich werde doch nicht so viele alten und rechtschaffnen Leute, und mich selbst, zum Lügner machen wollen. Und weißt du nicht mehr, Bursch, wie du neulich in deinem Komödienbuche gelesen, daß es zwischen Himmel und Erde noch Manches gibt, wovon wir arme Erdwürmlein uns nichts träumen lassen. Dies mag die einzige vernünftige Stelle des ganzen Buches gewesen sein, in welchem des Gesalbader so vieles steht, daß ein ordentlicher Christenmensch darüber närrisch werden muß. —

— Glaubt ihr denn wirklich alle die Geschichten, Großvater, welche man sich so von den Gespenstern und dergleichen erzählt? — und meint ihr nicht, daß Furcht und Einbildung Manches zu sehen und zu hören vermögen, was nicht besteht, und nie bestanden hat? —

— Ja...na...hm!... nun freilich mag Manches erdichtet sein, was sich so die alten Weiber erzählen; — aber Gespenster hat es gegeben, dabei bleib' ich.

— Jawohl, Meister Niklas, so halt' ich's auch. — — Doch, wahr oder nicht wahr, es lassen sich die Gespenstergeschichten immer hübsch anhören, zumal wenn man selbe so zu erzählen versteht, wie Ihr. Laßt demnach das naseweise junge Volk plappern, und erzählt uns wieder eine, und zwar je gräulicher je lieber, so eine, wobei einem die Haut schauert, und man ordentlich froh ist, wenn man nicht allzuweit vom Licht entfernt sitzt. —

— Na, meinetwegen, Nachbar Klaus: aber dann verbiete ich mir zum voraus jedes Geklügel und Gewitzel. Wer nicht glauben kann, der kann doch zum wenigsten schweigen und Andere glauben lassen.

—Jawohl, Meister Niklas; und wenn einer der Schlingel auch nur den Mund zum Spötteln aufthut, so überlaßt es nur mir, ihm eins darauf zu geben, und ich stehe dafür,

daß er schweigen soll. — Und nun, Nachbar, möcht Ihr nur getrost Eure Geschichte beginnen.

Dieses sonderbare Gespräch fand eines Abends in der wohlbekannten Spinnstube in unserm Hause Statt, allwo man auf Gespenster, und auf die „Warnungen“ zu sprechen gekommen war, welche Verstorbene, die des Gebetes oder sonst verdienstlicher Werke ihrer Freunde bedürftig sind, bisweilen diesen Freunden geben sollen, bevor sie hinüber gehen in den Ort der Reinigung. — Noch bis auf diesen Tag gibt es im Luxemburger Lande Leute, welche so steif und fest an dergleichen „Warnungen“ glauben, daß ihnen das Christenthum eines jeden höchst verdächtig scheinen würde, der es in ihrer Gegenwart wagen wollte, Zweifel gegen dieselben zu erheben.

So weit ging nun zwar der Großvater nicht; aber nichtsdestoweniger war sein Glaube an Gespenster und „Warnungen“ so fest, als der irgend eines Andern. Er stand darum auch nicht im Geringsten an, die Sage, welche er im Begriff war zu erzählen, und welche man sich noch bis auf den heutigen Tag um Luxemburg herum mit kaum minder festem Glauben erzählt, für wahr und gewiß zu halten. Und so begann er denn mit der Miene der tiefsten Ueberzeugung wie folgt:

— Wär' einer von euch so oft in Bartringen gewesen, wie ich, so müßte er gewiß schon von dem Husaren gehört haben, welcher vor einer zehn oder zwanzig Jahren zu nächtlicher Stunde hier umging, der aber seinen Kopf keineswegs, wie andre Leute, auf dem Rumpfe, sondern unter dem Arme, trug.

— Hu! Großvater! — Und hast du ihn gesehen?

— Nein, ich selbst nicht, aber ich habe noch mit Leuten gesprochen, welche ihn gesehen hatten, und zwar mit mehr als Einem.

— Was das aber doch graulich gewesen sein muß!

— Das glaub' ich; wer ihn einmal sah, hatte keine Lust es nochmals zu thun, und man hätte ihm Vieles geben

müssen, ehe er sich bei Nacht wieder vor die Thüre gewagt hätte. —

Vorzüglich aber war es ein Haus, um welches sich das Gespenst zu schaffen machte, und dieses Haus ist noch heute von jedem Bartringer zu erfragen. — Einmal geschah es, daß sich ein Nachbar obgedachten Hauses in der Schenke ein Bißchen verspätet hatte und sofort gerade um die Mitternachtsstunde hier vorbei kam. Zu seiner nicht geringen Verwunderung sah er an dem Zaune dicht neben genanntem Hause ein gar herrliches schneeweißes Pferd angebunden, dessen ganzes Lederzeug so wie auch die weitherabreichende Satteldecke von rabenschwarzer Farbe war, und von den weißen Haaren ganz grell abstach, etwa wie das Schwarze von dem Weißen in einem Bahrtuch. Da der gute Mann vielleicht ein Bißchen benebelt war, und sofort mehr Courage im Leibe hatte, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre, so trat er hinzu und wollte dem Schimmel vertraulich auf den Rücken klopfen. Doch mochte er seine Hand ausstrecken, so weit er wollte, er konnte das geheimnißvolle Pferd nicht erreichen, so dicht es auch neben ihm zu stehen schien; nichts konnte er erfassen als eitel Luft und Dunst. Da ward es ihm doch zuletzt ein wenig schauerlich zu Muthe; und schon wollte er sich davon machen, als plötzlich dicht vor ihm der kopflose, gespenstige Husar auftauchte, sich wie der Blitz auf's Pferd schwang und wie ein lebendiger Schatten dicht vor seinen Augen mit der Schnelligkeit des Gedankens den Giebel des Hauses hinauf, und durch das offenstehende Bodenfester hineinfuhr, allwo er verschwand.

Bei diesem graulichen Anblicke verging unserm Manne der Trunk, und schneebleich vor Grausen und Entsetzen eilte er seinem Hause zu.

Von dieser Stunde an wagte es Niemand mehr im Dunkeln bei diesem Hause vorbeizugehen. — —

In dem Hause selbst aber ging's erst recht toll her, sobald die Mitternachtsstunde geschlagen hatte. Thüren wurden

mit großem Geräusche auf- und zugeschlagen; auf dem Heuboden, in der Scheune und im Stalle huschte und tappte es so unheimlich daher; es stöhnte und ächzte so bang und so schaurig; und nicht selten sogar geschah es, daß den Knechten mit einem kräftigen Ruck die Decke vom Bette weggerissen wurde, welche sie hernach auf dem Boden zusammengerollt wiederfanden. Zuletzt wollte kein Dienstbote mehr auf dem Heuboden und in der Scheuer schlafen, und die Söhne des Hauses mußten mit den Knechten die Schlafstätte wechseln, damit diese doch nur im Hause blieben.

Nun aber sind in manchen Häusern die Betten der Dienstboten bedeutend schlechter und härter, als die der Hausleute selbst, und so kam es denn nicht selten, daß sich dieser oder der andere Sohn des Hauses über seine eingetauschte Lagerstätte beschwerte. Einmal sogar geschah es, daß der älteste dieser Söhne der Magd einen derben Verweiß dafür gab, daß sie sein Bett immer so schlecht und so nachläßig mache, und da die Dirne betheuerte, sie mache dasselbe stets so gut sie könne, so wollte er eben mit einem derben Schimpfworte herausfahren, als plötzlich dicht neben ihm eine hohle, heisere Grabesstimme rief: „Mein Bett in kalter Erde ist noch weit härter und unbequemer, Bruder, als das deinige; mich friert entsetzlich darin; und doch habe ich zur Decke nur ein enges Husarenkleid und ein weißes Leichentuch.... Hu! wie kalt! wie kalt!“ — — Und von dem Bette herunter flog mit einem Rucke die Decke und rollte sich, als sei Leben in sie gefahren, auf dem Boden umeinander. Im nahen Strohschober aber entstand ein Geraschel, gerade als ob Jemand es versuchte sich hineinzudrängen. — —

Eiskalt überlief's den jungen Mann, und um alles in der Welt hätte er nicht mehr auf dem Heuboden geschlafen. Die Magd aber, welche die gespenstische Stimme ebenfalls gehört hatte, war mehrere Wochen hindurch sterbenskrank von dem Schrecken, den sie gehabt.

Da mußte sich der Hausvater wohl endlich entschließen, wollte er nicht, daß ihm alle seine Dienstboten davonliefen,

seine Zuflucht zu einem alten, ehrwürdigen Klausbruder zu nehmen, der in einem Walde einige Meilen von Bartringen entfernt ein einsames, heiliges Leben führte. — Der fromme und dienstwillige Mann ging allsogleich mit ihm, denn seine Gegenwart war unumgänglich erfordert, sollte das Gespenst nach Form und Rechtens zur Rede gestellt werden. — —

Und siehe, um die Mitternachtsstunde begab sich der furchtlose Greis ganz mutterseelenallein auf den Heuboden und legte sich in's Bett. Aber kaum hatte er sich in demselben zurecht gelegt, als auch schon das Gespenst versuchte ihm die Decke mit einem kräftigen Rucke wegzunehmen. Doch hierauf hatte der Klausner nur gewartet: er sagte seinen kräftigen Geisterspruch, und festgebannt stand das Gespenst auf seiner Stelle neben dem Bette. Hier mußte es nun gern oder ungern, dem heiligen Manne Rede stehen, welcher furchtlos dasselbe folgendermaßen anredete:

— Wer du auch seiest, gut oder bös Gespenst, hoffende oder verdammte Seele, ich beschwöre dich im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, mir kund zu thun, wer du bist, und weßwegen du dieses Haus mit deiner unheimlichen Gegenwart beunruhigst? —

Und wie eine schauerliche Klage ertönte die hohle Grabesstimme des Gespenstes:

— Dieses Haus ist mein Vaterhaus.... Als ich noch lebte habe ich meinen Eltern eitel Gram und Herzeleid verursacht.... Ohne ihre Einwilligung verließ ich dieses Haus und wählte das wilde Kriegsleben.... Als Soldat hab ich in Feindeslanden übel gehaust.... Hu! mich friert! — es ist so kalt! so kalt! — —

Und abermals fühlte der Bruder wie's an der Decke zerrte. — Unerschrocken aber fragte er weiter:

— Sprich, Unglückseliger! weßwegen kommst du auf die Erde zurück? — hoffst du Erlösung von deinen Qualen, oder bist du verdammt, ewig zu leiden? —

Und wiederum antwortete die heisere Grabesstimme:

— Schwer lastet der Eltern Fluch auf mir .... schwer der Fluch und die Thränen derer, welche ich im Kriege unglücklich gemacht habe .... Ich brannte bei heftiger Winterkälte das Häuslein einer armen Familie ab, und gab diese dem bittersten Elend und Jammer preis .... Hu! wie die Thränen jener Unglücklichen schwer und kalt auf meinem Herzen liegen! — mich friert! mich friert! — gib mir die Decke! — —

— Laß die Decke und antworte: Bist du auf ewig verdammt? — hast du deine schweren Sünden nicht bereut und gebeichtet? —

— Ich habe meine Sünden gebeichtet und bereut, aber nicht abgebüßt .... Ich fiel in der Schlacht.... Ein feindliches Schwert trennte mein Haupt vom Rumpfe.... Ich war von dem gerechten Richter verurtheilt, bis zum jüngsten Tage die fürchterlichsten Qualen des Fegfeuers zu erdulden .... Hu! wie kalt! wie kalt! — hab' Erbarmen! gib mir die Decke!

— Was kann dir die Decke helfen! — Sprich, hast du nie deinen heiligen Glauben verläugnet, hast du stets an deinem Heiland und Erlöser fest gehalten? —

— Ich habe stets fest an dem Glauben meiner Väter gehalten, habe meinen Herrn und Heiland nie verläugnet....

— Dann können die Freunde und Verwandten auf Erden dir helfen.... Was willst du, daß sie für dich thun sollen?

— Der Eltern Fluch drückt mich tief und schwer.... Vergebung!... Widerrufung des Fluches!... Die Thränen der Armuth sind durch mich geflossen.... Viele Thränen des Elends müssen in meinem Namen getrocknet werden.... Viele heiligen Messen habe ich freiwillig versäumt.... viele Messen müssen für meine Ruhe gelesen werden....

— Wohlan! so kehre zurück in dein dunkles Grab; so wahr Gott lebt, du sollst erlöst werden! — — Deine alten Eltern verzeihen dir, und widerrufen ihren Fluch;... reichliche Allmosen sollen in deinem Namen den Armen gespendet werden; fromme Gebete sollen für deine Ruhe zum Himmel steigen; Messen sollen für dich gelesen werden, so viele du

deren bedarfst. Gehe hin! und der Herr gebe dir seine Ruhe, und lasse dir sein ewiges Licht leuchten! — —

— Ein langer, entlastender Seufzer erscholl durch's ganze Haus; und von derselben Stunde an war das Gespenst auf immer verschwunden.

Aber es mußten für die Seele des im Kriege gebliebenen Husaren der heiligen Messen sehr viele gelesen, der Allmosen gar reichliche ausgetheilt, der frommen Gebete manche zum Himmel geschickt werden, bevor dieselbe glorreich und gereinigt vor dem Klausbruder erschien, um ihm unter heißem Danke ihre endliche Erlösung aus den Qualen des Fegfeuers mitzutheilen. — Aber segnend blickt auch nun der verklärte Geist des ehemaligen Husaren vom Himmel auf diejenigen hernieder, die kein Opfer gescheut haben, seine Erlösung zu bewirken.

XXXIII.

Die Sage

von dem wunderthätigen Marienbilde zu Luxemburg.

Der Frühling, diese herrliche Jahreszeit, ist wieder da; der liebliche Maimond hat schon begonnen und überall steht Alles in neuverjüngter Pracht und Herrlichkeit. Unzählige duftende Blumen schmücken im anmuthigsten Farbenschmelze die Thäler und Höhen. Die Luft ertönt von tausendstimmigem Gesang der muntern Vöglein, und neue Lust, neue Heiterkeit zieht ein in die Herzen der Menschen.

Doppelt aber freut sich der gemüthliche Luxemburger des lieblichen Maies; denn ist derselbe nicht auch der „Marienmond“ und fällt in demselben nicht das herrliche, jubelreiche achttägige Marienfest, das Nationalfest unseres Landes? — —

Von nah und fern strömen während der festlichen Octave die frommen Pilger in ganzen Schaaren der Stadt Luxemburg zu; unzählige Prozessionen ziehen, voran das Zeichen der Erlösung, mit wehenden, geweihten Fahnen und unter frommen Gebeten und Gesängen täglich des Weges daher nach dem segenspendenden Gnadenorte. Die Kirchen, die Straßen der Stadt können die Menge der Pilger nicht fassen: und immer und immer wogen neue Züge heran; hoch über die Menge erhebt sich noch immer das Kreuz, gefolgt von unzähligen wehenden, bunten Fahnen, und fort und fort ertönen die Gebete und Lieder der andächtigen Waller.

Mit wonnestrahlendem Blick steht der Luxemburger und betrachtet das großartige, erhebende Schauspiel; Thränen der Rührung entströmen dem Auge bei der Kundgebung so tiefen und innigen Glaubens und Gottvertrauens von Seiten eines ganzen Volkes. Selbst der Ungläubige steht und staunt und bewundert in seinem Herzen den rührenden kindlich frommen Sinn der Bewohner des Landes Luxemburg. — —

Aber alles dieses sind nur schwache Vorklänge der Feier des eigentlichen Festsonntags. Dieser herrliche, freudenreiche Tag ist gleichsam das Lichtmeer, in welches die einzelnen Lichtströme der ganzen Oktave zusammenfließen. In feierlichem Jubel ertönen in der Frühe die Glocken von allen Thürmen der Stadt und verkünden den Anbruch des festlichen Tages. Und allsogleich verläßt der Bürger sein Lager und mit frohem Dankgefühl gegen seinen Schöpfer, der ihn abermals den schönen Tag hat erleben lassen, eilt er hinaus zu seinen Nachbarn, um in Gemeinschaft mit ihnen am festlichen Schmucke der Stadt zu arbeiten. Wie durch Zauber erheben sich den Straßen entlang frische, grüne Bäumchen; Blumen- und Laubgewinde ziehen sich, wie von unsichtbarer Hand gewoben, plötzlich quer über dieselben hin, liebliche Sinnbilder mit dem künstlich verschlungenen Namenszug der gefeierten Himmelskönigin, niedliche Blumenkörblein, oder aus Moos und Blumen sinnreich gearbeitete Kronen, herabsenkend. Gemälde, Teppige, Fahnen und Fähnlein, Kränze von Laub, Blumen und Moos, zieren die Häuser und geben den Straßen ein ungemein belebtes, heiteres, festliches Aussehen. — —

— Aber warum schmückt man denn heute so besonders herrlich Häuser und Straßen in Luxemburg? wozu das Grün, die Kränze, die Fahnen, die Blumengewinde? wozu die schönverzierten Altäre, welche man dort auf offnen Straßen errichtet? —

O Fremdling! habe nur noch wenige Stunden Geduld, und es wird deinem Auge sich ein Schauspiel darbieten, wie

es nur bei frommgläubigen, kindlich vertrauenden Völkern, des katholischen Glaubens so herrlich, so erhebend und zugleich so rührend zu sehen ist. — Nur noch wenige Stunden und du wirst sehen, wie unter dem Jubelgeläute der Glocken, unter dem Donner der Kanonen, unter dem feierlichen Schalle der Musik, unter dem erhebenden Gesang vieler Kinder-, Männer- und Priesterchöre und unter lautem, herzlichem, andächtigem Gebete ein gläubiges Volk: Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen, Bruderschaften und Gilden, Priester und Laien, in endlosem, unübersehbarem Zuge durch die festlich gezierten Straßen dahinwallen. Eine Pracht, eine Herrlichkeit, wie du selbe vielleicht nie gesehen, wird dir entgegen strahlen: hunderte von Bannern, Fähnlein, Fahnen und Schildern; Schaaren von himmlischgeschmückten, engelgleichen Kindern mit Blumenkörblein, Blumenkränzen, sammtnen golddurchwirkten Kissen, schneeweißen Wachskerzen, Fahnen und Kreuzchen; unzählige Priester in festlichem Ornate, Rauchfäßer schwingend, geweihte Kerzen tragend und das Lob der hohen Himmelskönigin singend; die Stadtbehörden, die Lehrer des Athenäums und viele andere hohe Beamten, alle im festlichen Schmucke, wirst du dahergehen sehen vor einem hohen, herrlichen Baldachin unter welchem, strahlend in Gold und Edelgestein, das Bild der seligsten Jungfrau Maria, der Schutzpatronin des Landes, von vier Geistlichen einhergetragen wird. — Huldvoll scheint die hohe Himmelskönigin auf die unübersehbar wogende Menge ihrer Schutzbefohlenen herniederzublicken, und, liebevoll segnend, den Bittenden zuzulächeln. — —

Unaufhörlich ertönt das Jubelgeläute der Glocken; fort und fort erschallt die Musik, der Gesang; aus der Ferne erdröhnt der Donner der Kanonen.

Auf die Kniee sinkt das Volk und neigt anbetend das Haupt zur Erde: das höchste Gut, das allerheiligste Altarssacrament, naht, und wie eine strahlende, segenspendende Sonne erscheint es, vom Oberhaupt der Priesterschaft des Landes unter einem zweiten Baldachin getragen, über dem

wallenden Zuge. Reiner, heller Silberklang vieler Glöcklein, von lieblichen Knäblein, und von weißgekleideten Chorknaben geschwungen, kündet das Nahen desselben an. Bei jedem der errichteten Altäre tritt der Priester mit der Monstranz unter dem Baldachin hervor, und unter feierlichem Lobgesang, unter dem mächtigen Geläute aller Glocken und unter dem verdoppelten Donner der Kanonen erhebt er segnend das Sakrament über das lautlos knieende Volk. — —

Eine unübersehbare, dichtgedrängte, lautbetende Menschenmasse schließt den großartigen, gewaltigen, feierlichen Zug.

Sieh, Fremdling! das ist die feierliche Prozession, welche alljährlich in Luxemburg zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau Maria, der Schutzpatronin des Landes, an einem der Sonntage des lieblichen „Marienmondes" gehalten wird.—

Seit undenklichen Zeiten wird die hohe Himmelskönigin im ganzen Luxemburger Lande als Schutzpatronin verehrt und angerufen, und nie hat sie das Gebet und das Flehen ihrer frommvertrauenden Schutzbefohlenen zu Schanden werden lassen.

Bei unzähligen Anlässen hat sie den Luxemburgern ihre mütterliche Huld und Güte bewiesen, und auch heute noch erhört sie gerne seine vertrauensvolle, kindliche Bitte. Ihr Bild prangt herrlich auf dem Hauptaltare der Liebfrauenkirche zu Luxemburg, und fromme, liebliche Sagen, welche überall im Munde des Luxemburger Volkes leben, geben uns Kunde von den vielen Wunderwirkungen und Gnadenspendungen desselben.

Als Beispiel mögen einige dieser Sagen hier folgen:

In jener Zeit wo noch das kaiserliche Banner Östreichs auf den Thürmen Luxemburgs flatterte, wo der Strom der französischen Zerstörungswuth noch nicht seine Dämme durchbrochen, und mit seinen wilden, schlammigen Wässern noch nicht Alles Schöne, alles Heilige, alles Göttliche überschwemmt hatte, erhob sich vor dem Neuthor, nur wenige hundert Schritte von der Stadt entfernt, ein trautes

frommes Kirchlein, das der allerseligsten Jungfrau geweiht war, und in welchem so gerne die gläubige Menge die huldvolle Gottesmutter verehrte und um Beistand anrief. Weit und breit stand das Kirchlein in hohem Rufe, und von fern und nah' strömten die frommen Pilger herzu, um Theil zu nehmen an den vielen und großen Gnaden, welche die hohe Himmelskönigin täglich und stündlich auf das heilige Haus herabträufeln ließ.

Das Marienbild im Kirchlein war einst — so lehrt die Sage — von den heiligen Engeln einem frommen und gottseligen Klausner aus der Nähe vom Himmel herabgebracht worden; und es soll dieser Klausbruder eben derselbe gewesen sein, welcher die Einsiedlei zum hl. Kreuze gestiftet, die ein späterer scheinheiliger Bösewicht (1) durch entsetzliche Frevelthaten, durch Mord und Todtschlag, zu entweihen gewagt hat.

Ein Gnadenbild, wie dasjenige in dem Marienkirchlein vor dem Neuthor, gab's weit und breit nicht. Allumher erzählten sich die Leute von den vielen und herrlichen Wunderwirkungen desselben; und nie, so sagt man, hatte ein Hilfsbedürftiger seine Zuflucht vergebens zu ihm genommen.

Darum wallfahrteten auch die Einwohner von Luxemburg alljährlich einmal in feierlicher Prozession, mit Kreuz und Fahne und unter andächtigem Gebet und Gesang, hinaus, um der huldvollen Gottesmutter ihre geliebte Stadt zu empfehlen, und Schutz und Gnaden für die Einwohner derselben zu erflehen. Und siehe, unter dem gnädigen Schutze einer so mächtigen und gütigen Mutter blühte der Wohlstand der guten Stadt täglich herrlicher empor, und die rechtschaffenen Bewohner derselben lebten zufrieden und glücklich wie wenige.

Bald ward es Brauch jährlich einmal das heilige Gnadenbild des Marienkirchleins unter dem Geläute aller Glocken und unter feierlichen Gesängen und Gebeten nach der Hauptkirche der Stadt zu tragen, um es hier auf acht

(1) Siehe die Geschichte vom Einsiedler zum hl. Kreuz.

Tage der Verehrung und der Anrufung der ganzen Einwohnerschaft auszusetzen; nach Verlauf der Octave aber ward dasselbe in feierlicher Prozession nach dem Kirchlein vor dem Neuthor zurückgetragen.

So entstand die Muttergottesoctave und die am Ende derselben feierlich abgehaltene Prozession, welche wir oben zu beschreiben versucht haben, und welche noch bis auf den heutigen Tag alljährlich zu Luxemburg gehalten wird.

Da aber geschah es einmal, daß es an dem zu der Marienprozession festgesetzten Tage sehr stark und anhaltend regnete. Die guten Bürger meinten, bei solchem Wetter sei's, wenn auch nicht geradezu unmöglich, so doch höchst unschicklich die Prozession zu halten; und sofort bestimmten sie dafür einen anderen, schönern Tag. —

Aber — o Wunder! — als man des andern Tages in aller Frühe in die Peterskirche (heute Liebfrauenkirche) trat, war das wundervolle Bild nicht mehr da, sondern es war in der Nacht bei Regen und Wind ganz allein hinausgegangen nach seinem geliebten Kirchlein vor dem Neuthor und mit durchnäßtem und kothbespritztem Gewande stand es, wie immer lächelnd, auf seinem alten Platze. Dieser schweigende, aber höchst bedeutsame Verweis nahmen sich die wackern Bürger Luxemburgs wohl zu Herzen, und von diesem Tage an fand die Prozession jedesmal am festgesetzten Tage Stadt, und wenn es Spieße geregnet hätte.

Viele Jahre waren seit jenem wunderbaren Ereigniß verflossen. Die französiche Revolution von 1793 war ausgebrochen, und die zügellosen Schaaren der Schreckensmänner brachen verwüstend und zerstörend in Belgien, und bald darauf auch in unser Land ein. Furcht und Schrecken ging vor ihnen her; Raub, Mord und Verwüstung begleitete sie; Noth, Elend und Verzweiflung folgte ihnen nach. — Alles Bessre, Höhre floh vor ihnen, alles Heilige und Göttliche wurde von ihnen entweiht und geschändet. —

Auch das Marienkirchlein vor dem Neuthor wurde von ihrer ruchlosen Hand ausgeplündert und verwüstet: das friedliche, stille Gotteshaus, ward im eigentlichen Sinne

des Wortes — so wie ein heiliger Mann es längst voraus gesagt hatte — in ein Schlachthaus verwandelt; denn vor dem alles Schmuckes beraubten Altare desselben ward von den heillosen Ohnehosen das Vieh geschlachtet, und Ströme von Blut flossen an dem einst so hochgehaltenen Gnadenorte.

Das wunderthätige Marienbild aber hatten die gottlosen Söldner vom Altare heruntergerissen, und es unter entsetzlichem Gespötte und Hohngelächter mit sich fort in die Stadt und auf die Wacht geschleppt. Hier hatten sie dasselbe seines kostbaren Schmuckes beraubt und ihm dafür schmutzige, blutbesudelte Soldatenkleider umgehängt; für die strahlende goldne Krone aber hatten sie demselben eine ekelhafte Freiheitsmütze aufgesetzt, und unter wiehernden Hohngelächter knieten sie (so hatten's einst die Juden vor Jesum gethan) vor demselben — vor der „neueingeweihten Liberté“ — herum. —

Aber siehe, plötzlich steht das heilige Bild in strahlendem Schimmer... Leben scheint dasselbe zu durchströmen... Seine Augen sind bewegt und große Thränentropfen rollen die Wangen herab. Einen verweisenden, wehmüthigen Blick auf die erstarrte Rotte werfend, schreitet es zwischen ihnen hindurch zur Thüre hinaus, und durch die Straßen der Stadt bis ans Thor. Rasselnd fährt dasselbe auf und hinaus tritt das Bild, sanft wie der Mond strahlend; fürder und fürder schreitet es bis nach dem geliebten Kirchlein vor dem Neuthor. Engel haben das heilige Haus von den Spuren des Frevels gereinigt, himmlischer Lichtglanz strahlt aus demselben hervor, und hinein tritt das wundervolle Bild und wird von den Engelschaaren ehrfurchtsvoll wieder auf seinen ehemaligen Platz hinaufgehoben.

Die Franzosen hüteten sich wohl, dasselbe wieder von dieser Stelle zu entfernen; und von derselben Stunde an schlachteten sie ihr Vieh nicht mehr im gottgeweihten Kirchlein sondern vor demselben. Denn das Wunder, welches sich in der Wachtstube an dem heiligen Marienbilde kund gethan, konnte nicht geheim gehalten werden. Aus dem Munde der Thorwache erfuhr es bald dieser bald jener,

und bald verbreitete sich die Kunde davon nicht allein in der ganzen Stadt, sondern durch das ganze Land, und neuen Muth, neue Hoffnung fassend, schlugen die Herzen der guten Luxemburger vertrauensvoller als je zu der seligsten Jungfrau, ihrer mütterlichen Schutzpatronin, empor.

Das Marienkirchlein vor dem Neuthor ist zwar längst bis auf die letzten Trümmer von der Erde verschwunden: aber noch bis auf den heutigen Tag wallfahrtet der fromme Pilger zu dem wunderthätigen Gnadenbilde, und findet, wie sonst, bei demselben Hilfe und Trost. Hehr und lieblich strahlt dasselbe heute vom Hochaltare der Liebfrauenkirche zu Luxemburg hernieder, und zahllose reichliche Geschenke von Gold und Silber zeugen hier von der Dankbarkeit der Vielen, welche sich ihres Schutzes und ihrer Hilfe erfreut haben.

———

Berichtigungen.

Seite 3 Zeile 7 von unten lies: Vorstädte, statt Vorstädten.
— 39 — 18 von oben lies: und ihn, statt: und ihm.
— 55 — 16 von unten lies: frohen Jugendzeit, statt: froher Jugendzeit.
— 100 — 9 von unten lies: einige Zeit, statt: wenige Zeit.
— 120 — 6 von oben lies: sollten, statt: sollen.
— 122 — 11 von oben lies: Valet, statt: walet.
— 117 — 1 von unten lies: wuchtigen, statt: wichtigen.
— 140 — 18 von oben lies: wuchtigen, statt: ruchtigen.
— 179 — 18 von unten lies: von dem Spiegel, statt: an dem Spiegel.
— 183 — 2 von unten lies: bringt, statt: brings.
— 191 — 16 von oben lies: schäbigen, statt: schäbigem.
— 211 — 1 von oben lies: Gesinde, statt: finde.
— 220 — 15 von unten lies: sich vor Fluchen ꝛc., statt: daß sie sich vor Fluchen ꝛc.
— 234 — 3 von oben lies: rauchendes, statt: rauschendes.

NB.. Der geneigte Leser ist gebeten, einige andere unbedeutende Druckfehler, als: Auslassung oder Versetzung verschiedener Unterscheidungszeichen selbst berichtigen zu wollen.

Inhalt.

Seite.

Seite.



